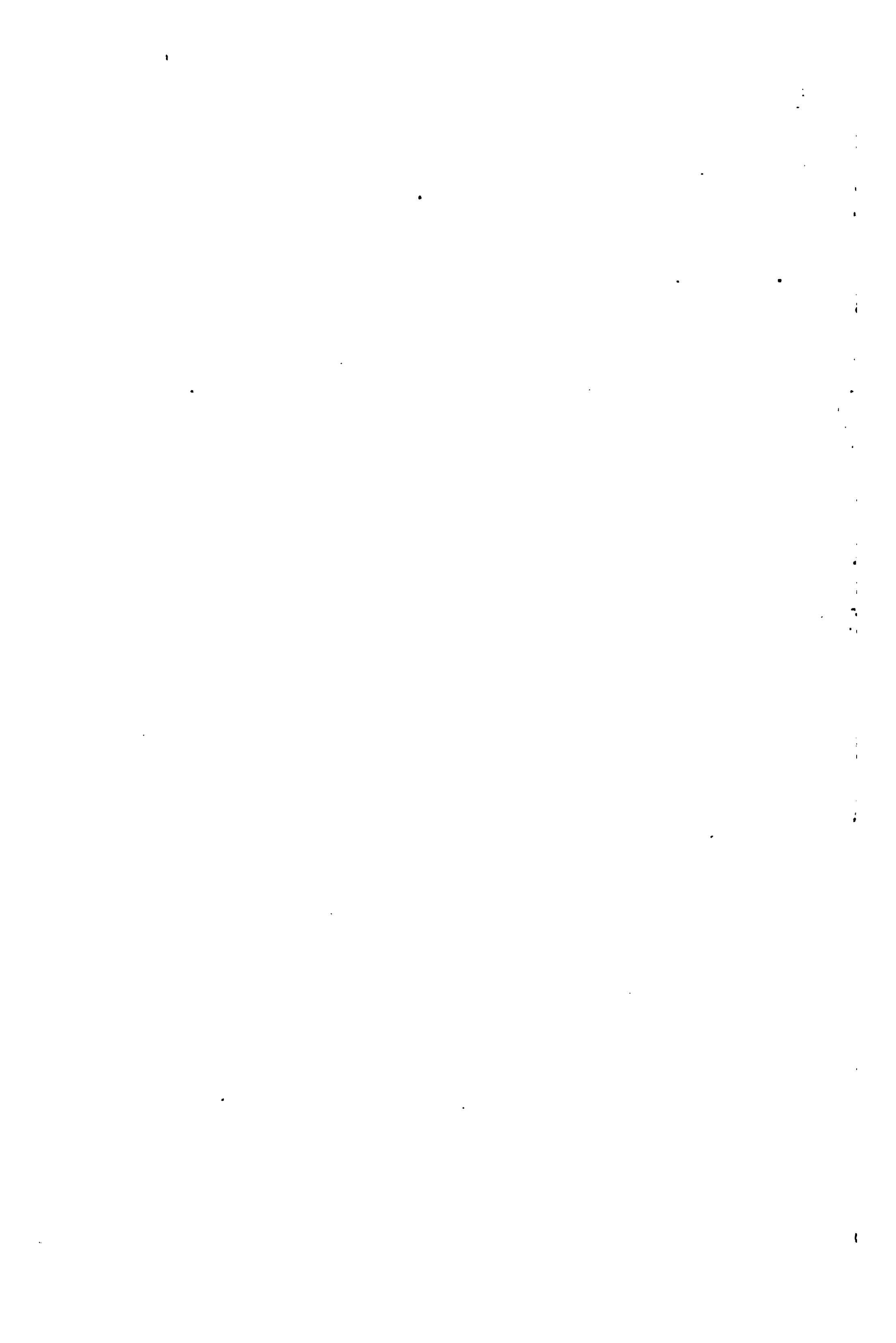
1. Bonn - Hist.

Ernst Schmidt 1888.

Hesse



Geschichte der Stadt Bonn

während

der französischen Herrschaft

(1792—1815).

Von

Werner Hesse.

Bonn,

Matth. Lempertz (P. Hanstein).

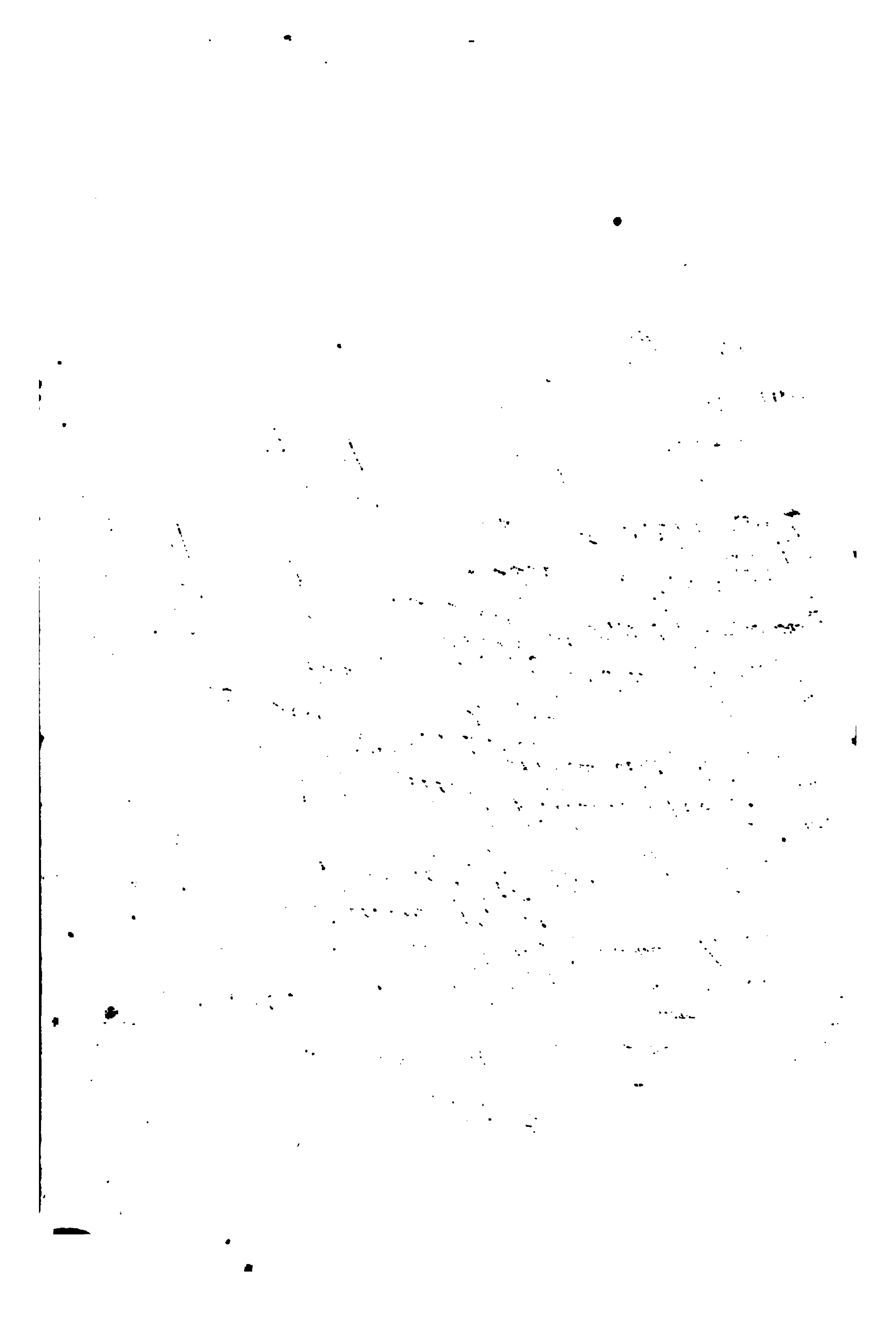
1879.

Meinen Kindern

zur

Erinnerung an ihre Vaterstadt

gewidmet.



Vorrede.

Bei der Abfassung des vorliegenden Werkes habe ich weniger den Gedanken im Auge gehabt trockene statistische Mittheilungen an einander zu reihen, als kulturgeschichtliche Bilder, wie sie die Zeitverhältnisse boten, zu liefern. In unseren eigentlichen Geschichtswerken verschwinden die Leiden und Freuden des Volkes unter den Tagesereignissen, welche eine größere Tragweite haben. Der engere Rahmen der Geschichte einer Stadt weist aber von vornherein schon darauf hin, die Stimmung und die Lage der Bevölkerung mehr zu berücksichtigen und Begebenheiten zu schildern, die durch eine gewisse Lokalfärbung für die Bewohner der Stadt an Interesse gewinnen, für Fremde aber doch nicht selten von Bedeutung sind, wenn sie das Gepräge der Zeit und Verhältnisse tragen. Ob es mir gelungen ist den richtigen Ton zu treffen und etwas zur Kenntniß der rheinischen Verhältnisse während der französischen Fremdherrschaft beizutragen, muß ich dem Urtheile und der Nachsicht der geneigten Leser überlassen.

In Bezug auf die von mir benutzten Quellen habe ich Folgendes zu bemerken. Als Hauptgrundlage für meine Schilderungen dienten mir die Rathsprotokolle und die in reicher Anzahl vorhandenen amtlichen Schriftstücke des städtischen Archivs in Bonn. Gern benutze ich diese Gelegenheit dem Herrn Oberburgemeister Doetsch so wie dem Herrn Landrath von Sandt, welche mir mit der größten Bereitwilligkeit gestattet haben die unter ihrer Obhut befindlichen Akten zu durchforschen, hierfür öffentlich meinen Dank abzustatten. Die Herren Drr. Bleibtreu und Bodenheim in Bonn hatten die Freundlichkeit mir handschriftliche Aufzeichnungen hervorragender Männer aus der von mir bearbeiteten Zeit zugänglich zu machen. Diese Berichte waren mir in Bezug auf die Jahre 1794 und 1813—1814 von großem Werthe. Herrn Oberberghauptmann Nöggerath, den beiden Veteranen Herrn Muß und Schmitz, welche die ganze Epoche mit durchlebt haben, mehreren hiesigen älteren Einwohnern, besonders den Herren Dernen sen., Graff sen., Röttgen sen. verdanke ich viele wichtige mündliche Mittheilungen. Die Genauigkeit ihrer Angaben konnte ich durch die amtlichen Schriftstücke feststellen. Daß ich die gleichzeitigen rheinischen Zeitungen, so wie die Arbeiten von Hüffer,

Perthes, Venedey über die damaligen Zustände nicht unbeachtet gelassen habe, ist selbstverständlich.

Was nun meinen Standpunkt in Bezug auf die vorliegende Arbeit anbetrifft, so kann ich nur sagen, daß ich von vornherein mir die Aufgabe gestellt habe die Thatsachen unbefangen zu berichten, wie sie sich mir aus dem Materiale darstellten. Von keinerlei Parteirücksichten beeinflußt, wollte ich die Verhältnisse schildern wie sie waren. Oft, das kann ich wohl sagen, habe ich Grauen und Abscheu empfunden, wenn ich das ruchlose Benehmen der Franzosen am Rheine in den Aktenstücken jener Zeit verfolgte. Die Bilder, welche sich mir entrollten, ließen mich mit Schrecken daran denken, wie es uns ergangen wäre, wenn die Franzosen im Jahre 1870 wieder unsere schönen Fluren überfluthet hätten. Unbedeutend erscheinen die viel bemäkelten Milliarden gegen die Brandschatzungen, Anleihen und Konskriptionen, welche die eroberten Lande für die Republik und das Kaiserreich aufbringen mußten. Die vorliegenden Mittheilungen aus einer einzigen rheinischen Stadt dürften hierfür schon einen hinlänglichen Maßstab abgeben. Die Franzosen besaßen damals noch keine Turkos, aber die Sansculottes und alle die anderen republikanischen Truppen waren ebenbürtige Vorgänger dieser wilden Söhne Afrikas. Wie friedlich waren dagegen die kurfürstlichen Soldaten, welche auf der Wache Kartoffeln schälten, Strümpfe strickten und dabei ein irdenes Pfeifchen rauchten! Die Wache aber galt fast als ihr hauptsächlicher militärischer Dienst.

Man sollte meinen, daß die geschilderten Verhältnisse jedem Deutschen die Schamröthe auf die Wangen treiben müßten, der noch die geringste Zuneigung zu unserem Erbfeinde geltend machen will. Wenn mein Buch dazu beiträgt die Schmach der französischen Herrschaft solchen Gemüthern nahe zu führen, so hat es vielleicht in weiteren Kreisen seinen Werth. Ehre aber unseren tapfern Brüdern, die uns in den Jahren 1870/71 vor solchen traurigen Zuständen geschützt haben. Die Wacht am Rhein wird jedoch stets nothwendig sein, wenn wir unser gutes deutsches Vaterland hoch halten wollen. Ihm gehört unser Herz und unser Arm!

Bonn, den 5. Februar 1879.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Einleitung. Rheinische Zustände während der letzten Jahre der kurfürstlichen Herrschaft und die Einflüsse der französischen Revolution . 1

I. Die erste Flucht des Kurfürsten Max Franz 13

II. Das Jahr 1793 und die Rückkehr des Kurfürsten 20

III. Das Jahr 1794. Die abermalige Flucht des Kurfürsten und die Auflösung des Kurstaates. Einmarsch der Franzosen 26

Die häusliche Einrichtung der Franzosen. Die Sansculottes 40

Die Pflanzung des Freiheitsbaumes 47

Die Regelung der Amtsgeschäfte 50

IV. Die Einführung des republikanischen Kalenders und die Einsetzung einer neuen Landesregierung 68

V. Das Jahr 1795. Verstärkte Noth durch Ausschreibungen aller Art. Die Generale Jourdan, Hoche, Bernadotte, Lefebre, Ernouf und Soult. Bau einer Schiffbrücke. Uebergang der Franzosen nach der rechten Rheinseite 78

Die traurige Lage der Einwohner. Das Auftreten Geichs. Die ersten Anfänge zur Gründung der cisrhenanischen Republik. Die Aufschlagung einer Schiffbrücke 98

VI. Das Jahr 1796. Unannehmlichkeiten mit den französischen Generalen. Das gezwungene Anleihen. Aufhebung der Bezirksverwaltung . 113

VII. Das Jahr 1797. Der General Hoche und die Wiedereinführung der alten städtischen Gewalten. Die Einrichtung der commission intermédiaire. Die Universität wieder in's Leben gerufen. Uebersicht über die Lieferungen und Ausgaben der städtischen Verwaltung seit dem Einmarsche der Franzosen. Scheinbare Gewährung der Preßfreiheit. 135

Die cisrhenanische Republik. Gall und Geich als Gegner. Neue Pflanzung von Freiheitsbäumen. Protest der Zünfte gegen die cisrhenanische Republik. Eschweilers Auftreten 152

VIII. Das Jahr 1798. Das Ende der cisrhenanischen Republik. Eintheilung des Landes und Errichtung der Centralbehörden. Republikanische Feste. Die Göttin der Vernunft 181

IX. Das Jahr 1799. Die Gründung der Centralschule. Präfekt Rudler durch Marquis und Lekanal ersetzt. Aushebung von Geiseln. Napoleons Auftreten in Paris 190

X. Das Jahr 1800. Die neue Konstitution. Einkünfte der geistlichen Genossenschaften. Departements-Eintheilung. Brand der Remigiuskirche 196

Das Vermögen der Klöster 199

XI. Das Jahr 1801. Ableben des Kurfürsten Max Franz. Wahl seines Nachfolgers Victor Anton, Erzherzogs von Oesterreich . . 206

		Seite
XII.	Das Jahr 1802. Napoleon lebenslänglicher erster Konsul. Berdolet Bischof. Oeffentliche befohlene Abstimmungen. Wiedereinführung der Sonntagsfeier. Eichhof zum Unterpräfekten ernannt. Die Aufhebung der Klöster und Einführung der Konskription .	211
XIII.	Das Jahr 1803. Einführung des h. Napoleon in den Kalender und Einrichtung des ersten Instanzgerichts in Bonn. Einschlagen des Blitzes in den Münsterthurm. Die Reaction. Einrichtung der Ehrengarde. Neuorganisation der Pfarreien. Vermögen der Kirchen	215
XIV.	Das Jahr 1804. Napoleon Kaiser. Die Einrichtung einer Freimaurerloge. Der Kaiser Napoleon mit seiner Gemahlin Josefine in Bonn.	221
XV.	Das Jahr 1805. Die weitere Ausbildung der Ordnung. Herstellung der Schiffbrücke an der ersten Fährgasse. Einrichtung der Sekundärschule	230
XVI.	Das Jahr 1806. Einrichtung einer Kantonalpfarre. Die Ueberweisung des Dekadentempels an den katholischen Gottesdienst. Das Lyceum	232
XVII.	Das Jahr 1807. Abbruch des Schwibbogens auf der Franziskanerstraße. Die ara Ubiorum. Die Gestattung von Zeitungen	236
XVIII.	Das Jahr 1808. Kaiserliche Stiftung des Lyceums. Große Feier des Napoleonsfestes. Ordnung der bürgerlichen Verhältnisse der Juden. Einführung der Schutzpocken	238
XIX.	Das Jahr 1809. Besteuerung aller Vergnügungen. Tod des Bischofs Berdolet. Der Münsterthurm und die Kirche auf dem Kreuzberge vom Blitze getroffen	245
XX.	Das Jahr 1810. Godard Direktor des Lyceums an Stelle des verstorbenen Kügelgen. Statistische Nachrichten. Fest zur Vermählung des Kaisers. Die Rosenjungfrau. Wechsel des Präfekten. Die Stadt übernimmt die fliegende Brücke und die Poppelsdorfer Allee. Die Befestigung Bonns	247
XXI.	Das Jahr 1811. Anzeichen französischer Sympathien. Camus zum Bischof ernannt. Der Verkauf der mit Beschlag belegten Klosterbibliotheken. Feier der Geburt des Königs von Rom. Einrichtung des Tribunals erster Klasse. Der Kaiser in Bonn. Statistische Nachrichten	252
XXII.	Das Jahr 1812. Der Einsturz der Martinskirche. Statistisches. Blitzableiter am Münsterthurme. Einrichtung der Gesellschaft Concordia. Umfang der Weinkultur. Erdbeben.	269
XXIII.	Das Jahr 1813. Schulverhältnisse. Einführung des Katasters. Konskription. Flüchtlinge. Einziehung der städtischen Besitzthümer. Findelhaus. Durchreise der Kaiserin Marie Luise. Drohende Aussichten, Abbruch der Brücke. Bildung des Landsturmes vom Siebengebirge. Ueberfall der vinea durch Russen	274
XXIV.	Das Jahr 1814. Blinder Lärm in der Neujahrsnacht. Scharmützel bei Oberwinter. Abzug der Franzosen. Die Erstürmung des Tabaks- und Douanen-Magazins durch das Volk. Ankunft der Russen. Weitere Ausschreitungen des Volkes, lustiger Austritt der Landstürmer. Umschwung zum Deutschthum	294
XXV.	Schluß	322

Einleitung.

Rheinische Zustände während der letzten Jahre der kurfürstlichen Herrschaft und die Einflüsse der französischen Revolution.

Am Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts und vor Beginn der französischen Revolution waren es hauptsächlich die Kriegsverhältnisse in der Türkei, welche die Aufmerksamkeit der hiesigen Kreise in Anspruch nahmen. Mit Nachrichten aus jenen fern gelegenen Ländern füllte man den größten Theil des an und für sich spärlichen Raumes des Bonner Wochenblattes, welchen man für die politische Lage der Welt benutzte. Noch bedeutend dürftigere Mittheilungen über die Vorkommnisse in Polen, Schweden, England, Frankreich und den Niederlanden schlossen den Kreis des Wissenswerthen ab, worüber man die Bewohner der kurfürstlichen Residenzstadt Bonn aufzuklären für gut fand. Alle diese Zeitungsberichte wurden einmal wöchentlich auf wenigen Quartseiten des Bonner Wochen- bezw. Intelligenz-Blattes zusammengedrängt. Innere Landesverhältnisse hielt man nicht für geeignet, öffentlich besprochen zu werden. Höchstens waren es Berichte über Hoffestlichkeiten, welche die Blätter den Lesern brachten. Somit waren die Leute über die Lage des eigenen Landes vollständig im Unklaren. Von Freiheit war im Kurstaate eben so wenig wie in ganz Deutschland die Rede, man wünschte sie weder von oben, noch von unten. Das Volk überließ sich gedankenlos einer von Alters her durch die Regierung geübten und nach Aller Ansicht berechtigten Bevormundung, welche auf geistlichem wie weltlichem Gebiete jedem selbstständigen Gedanken eine feste Schranke

zog. Wenn auch der letzte Kurfürst Max Franz einer freiern Richtung zuneigte, so hielt er doch, seinen Familienbeziehungen getreu, auf eine Art Anstand, welcher sich von Seiten des Volkes in einem unbedingten Gehorsam bekunden mußte. Die Lage des Volkes können wir nach unsern Ansichten keine glückliche nennen, denn das Leben in Verhältnissen mit beschränktem Gesichtskreise, wobei nebenbei fast Alles verboten war und worin man gewisser Maßen nur mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß vegetirte, hat für einen denkenden Menschen wenig Anziehendes. Dennoch werden die Tage des Krummstabes von Einzelnen als ein Muster der Ordnung gepriesen, Andere nennen sie dagegen eine Zeit des Stillstandes. Die Wahrheit liegt vielleicht in der Mitte. Für den Fortschritt waren sie weniger geeignet, aber sie boten eine Fülle des innerlichen Lebens und eine gewisse Gemüthlichkeit, durch welche mancher Druck und manche Härte ausgeglichen wurde. Diese Gemüthlichkeit beruhte in einer Abgeschlossenheit des Familienlebens, einem treuherzigen Anschlusse des Einen zum Andern und in der Lust an pomphaften geistlichen und weltlichen Festlichkeiten: Alles aber hatte seinen Centralpunkt in der Religion.

Von diesem allgemeinen Standpunkte aus betrachtet war die Lage der städtischen und ländlichen Verhältnisse sich gleich, sonst aber genossen die Bewohner der Residenz Bonn eine unberechtigte Bevorzugung. Lasten der Einquartirung drückten sie nicht; im Gegentheile waren die in der Hauptstadt liegenden Truppen noch eine Einnahmequelle. Die Simpeln und die sogenannte Kasernensteuer waren gering und bezifferten sich für jeden Hausstand auf wenige Stüber. Der Hof brachte viel Geld in Umlauf, der größte Theil der Bewohner Bonns lebte vom kurfürstlichen Hofe. Der Kurfürst bot ihnen freien Eintritt in das Theater, ließ sein Musikkorps zur Belustigung der Leute spielen, lud sie zu Masken- und andern Bällen ein, kurz sorgte für ihr Vergnügen. Brachte der Bonner Bürger aber zu verzollende Gegenstände zur Mauthstelle, so wußte er, daß er bei den Beamten gegen ein kleines Trinkgeld stets ein geneigtes Ohr fand, wenn es ihm um eine Herabminderung des Satzes zu thun war. Selbst zur Zeit des Kurfürsten Max Franz, der auf eine rechtliche Verrechnung der Zollgefälle bedacht war, suchte der von der Frankfurter Messe heimkehrende Bürger noch an der Mauthstätte von den Gebühren etwas abzu-

handeln, was ihm auch meistens glückte. Somit konnte der Bonner Bürger sich wohl in seiner Lage ziemlich befriedigt fühlen und nach Zertrümmerung des Kurstaates trauernd die guten alten Zeiten zurückersehnen; und dennoch dämmerte damals schon ab und zu das Gefühl einer gewissen Unbehaglichkeit in ihm auf, wenn ein besonderes Ereigniß ihm den Druck, welcher auf dem Lande lastete, tiefer zu Gemüthe führte. Ein solches war z. B. der im Januar 1784 erfolgte Tod des Ministers Grafen Belderbusch, der nach kurzem Krankenlager in Folge eines übel angewandten Brechmittels starb. Als die Nachricht hiervon sich in der Stadt verbreitete, rottete sich das Volk zusammen und wollte aus Dankbarkeit vor dem Hause seines Leibarztes einen Triumphbogen errichten. Diese Auftritte erregten am Hofe Besorgniß, und man bot rasch die Polizei und das Militär auf, um die Unruhestifter zu zerstreuen, was auch mit einiger Mühe gelang.

Eine gewisse Halsstarrigkeit zeigte sich auch, wenn es sich um die Gültigkeit alter Gerechtsame handelte. In solchen Fällen vertraten ebensowohl Bürgermeister und Rath, als auch Körperschaften, namentlich die Zünfte, ihre Rechte mit einer Festigkeit, die selten erfolglos war. Derartige Streitigkeiten kamen fast täglich vor und spielten bald gegen die Regierung, bald wurden sie unter einander ausgefochten, hatten aber nie einen so gewaltthätigen Ausdruck, wie es in Köln der Fall war. Revolutionäre Vorkommnisse in dem letztern Orte, welcher eine fast selbstständige Stellung im Lande genoß, übten auf Bonn durchweg keinen direkten Einfluß aus.

Der Druck, welcher auf dem platten Lande lag, war groß. Außer dem Zehnten, welcher auf jedem Erträgnisse des Bodens haftete, gab es für die Weinbergbesitzer noch eine Belästigung, welche mit dem sogenannten Kührrechte des Landesherrn zusammenhing. Der Kurfürst besaß nämlich das Vorkaufsrecht für jede Pinte Wein, welche gezogen wurde und Niemand durfte sein Wachsthum an Trauben, Most und Wein verstecken, verschleppen oder ausführen, bis der Kührwein geritzt war. Die Einquartirungslasten waren zu Zeiten für die Bewohner der kleinern Städte, Flecken und Dörfer oft sehr drückend.

Es wird vielfach über Raub und Diebstahl berichtet, welche sich namentlich durchziehende Truppen zu Schulden kommen ließen.

An Vagabonden fehlte es niemals im Lande, welche den Bauern nächtlicher Weise Vieh von der Weide und aus den Ställen stahlen, sodaß fortlaufend Verordnungen gegen derartigen Unfug erlassen werden mußten. Ein großer Uebelstand für das Landvolk lag in dem Hegesystem der Jagdgesetze. Den Uebergriffen der jagdberechtigten Junker und höheren Herren war der kleinere Landbesitzer schutzlos anheim gegeben. Somit gab es eine Unsicherheit des Erwerbes auf dem Lande, welche dem Bauern alle Lust benahm, seinen Acker mit Fleiß zu bestellen. Viele Hufen Landes lagen unbearbeitet, und scharfe Befehle mußten erlassen werden, um den Bauern an seine Pflicht zu mahnen, durch Bestellung seines Bodenbesitzes sich in die Möglichkeit zu versetzen, der Regierung seine Steuern zu bezahlen. Dem Landmann fehlte es fast an Gelegenheit seine Erzeugnisse zu verwerthen; nur in der nächsten Nähe konnte er dieselben zu geringem Preise absetzen. Die Wege befanden sich im schlechtesten Zustande. Der Adel und die Beamten blickten mit vornehmer Herablassung auf den Bauern herab und scheuten sich selbst nicht bei der geringsten Veranlassung zum Stock zu greifen und ihn durchzuprügeln.

Im Ganzen war der Bauer ruhigen und ergebenen Sinnes, seine Klagen richteten sich nur gegen die weltliche Regierung, nicht gegen den Kurfürsten, welchen man als geistlichen Oberhirten hoch schätzte; wenn der Unmuth sich aber ab und zu bei ihm geltend machte, so artete er in Rohheiten aus. Es wird uns von häufigen nächtlichen Streifzügen berichtet, welche namentlich die jüngeren Leute von Dorf zu Dorf ausführten und wobei sie Jeden, welchen sie auf ihrem Wege trafen, angriffen und ohne alle Veranlassung mißhandelten. Deßhalb wagten zu Zeiten auch selbst Städter, welche die Bauern zu den bevorzugten Ständen rechneten, nicht bei nächtlicher Weile über Land zu wandern, um sich nicht derartigen Uebergriffen auszusetzen. Zur Regierungszeit von Clemens August (1723–1761) brach sogar eine solche wilde Rotte einstmals in das Schloß zu Poppelsdorf ein und verlangte Theil an dem Feste zu nehmen, welches der Kurfürst seinem Hofe gab. Die Bande mußte mit Gewalt aus einander getrieben werden. Solche Auftritte waren vereinzelt und planlos.

Die patriarchalische Seite des Lebens zeigte sich dagegen vor Allem in dem Verhältnisse der niederen Geistlichkeit zum Volke.

Die Seelsorger, Nonnen und Mönche galten als Berather der Leute in der Stadt und auf dem Lande, sie fühlten die Noth des Volkes und entließen selten einen Bedrängten ohne Trost und Hülfe gespendet zu haben, deshalb genossen sie auch große Achtung im Lande. Je ferner der Adel dem Volke blieb, desto fester schlossen sich namentlich die Pfarrgeistlichen in trüben Zeiten an dasselbe an. In diesem innigen Verhältnisse, welches viele erfreuliche Seiten bietet, liegt es auch begründet, daß selbst während der wilden republikanischen Zeit keine Verunglimpfungen der Geistlichen von Seiten des Volkes zu Tage getreten sind. Das Volk liebte die Religion und empfand tief den Druck und Hohn, unter welchen die Priester zu einer Zeit, wo man selbst die Gottesverehrung abschaffen zu können geglaubt hatte, vor Allen duldeten und seufzten.

Als Max Franz, welcher einen höchst ehrenwerthen, edlen Charakter besaß, im Jahre 1784 den Kurstuhl bestieg, scheint er einen tiefen Blick in die Lage des Landes gethan zu haben und faßte den Entschluß, möglichst zur Besserung derselben beizutragen. Vor Allem strebte er von den Mißständen persönlich Kenntniß zu erhalten, welche auf dem Ganzen, oder hier und da auf dem Einzelnen, lasteten. Er setzte eine Audienzstunde fest, in welcher ein Jeder zu ihm Zutritt hatte, um Bitten oder Beschwerden vorzutragen. Diese Gelegenheit wurde sehr anerkannt und benutzt. Viele Uebelstände, welche zur Sprache kamen, fanden Beseitigung, manches Unrecht ist in Folge dessen ausgeglichen worden. Max Franz hatte den festen Willen dem Lande die Wege zu einer freieren Entfaltung, natürlich unter seiner festen Obhut, zu bahnen. Die Grundsätze, welche ihn bei Errichtung der Universität in Bonn leiteten, geben von seiner freisinnigen Richtung unverkennbare Beweise. Auch die Haltung des Bonner Wochenblattes ließ keinen Zweifel darüber, daß es dem Kurfürsten nicht darum zu thun war, jede Nachricht aus den Nachbarländern von den hiesigen Kreisen fern zu halten. Selbst über die immer mehr der Revolution zutreibenden Zustände in Frankreich finden wir gegen den Anfang der neunziger Jahre in dem Bonner Blatte, welches er selbst auf der Lesegesellschaft las, eingehende Berichte. Betrachtungen wurden freilich nicht an diese Mittheilungen geknüpft, die nackten Thatsachen vielmehr in der Reihenfolge kurz vorgeführt. Es liegen

keine Beweise vor, daß diese Nachrichten in den Kreisen der Residenz einen tieferen Eindruck gemacht oder gar aufregend gewirkt haben. Man betrachtete, wie es scheint, die Vorkommnisse in Frankreich als Thatsachen, welche jedes Zeitgenossen Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen mußten, ohne gerade von vornherein Befürchtungen oder Hoffnungen daran knüpfen zu können. Die Zuversicht auf die Macht des deutschen Reiches und in zweiter Linie auf Preußen, welche Beide schon mehrmals unberechtigte Angriffe der Franzosen siegreich zurück gewiesen hatten, stand zu fest, als daß man einen Einbruch der Franken in das deutsche Land für möglich gehalten hätte. Einige wollen behaupten, Max Franz habe schon vor dem Jahre 1789 Besorgnisse gehegt und Anweisungen gegeben dafür Sorge zu tragen, daß die revolutionären Bestrebungen von dem Kurstaate fern gehalten würden. Eine strengere Bewachung der viel herum ziehenden Vagabonden fand wirklich von dem Jahre 1788 ab Statt, andere Sicherheitsmaßregeln wurden aber nicht ergriffen. Die Wirthshäuser waren stets von Zeit zu Zeit Nachts durchsucht worden, nach dem genannten Zeitraume geschah dieses nur häufiger und genauer. Auch die Landstraßen hielt man unter festerer Aufsicht, was auch nöthig war, da erweislich schon während der ersten Zeit der französischen Bewegung sich hier zu Lande sogenannte Emissäre und Spione vielfach herum trieben.

Als die französische Revolution im Jahre 1789 vollständig ausbrach, trat ihr Einfluß sofort in den Niederlanden zu Tage und weckte in den Bewohnern derselben die Erinnerung an eine Zeit, in welcher sie sich glorreich gegen ihre Unterdrücker erhoben hatten. Die Städter und Bauern wurden unruhig. Da sich die Tendenz der Bewegung gegen alle bevorzugte Stände richtete, so zeigte sich auch ein großer Unwille des Volkes gegen die geistlichen Machthaber, und dieser Umstand brachte alsbald den Kurfürsten von Köln in nähere Beziehung zu der aufrührerischen Bewegung. Die Bauern in dem benachbarten, vereinigten kleinen Fürstenthume Stablo-Malmedy sehnten sich nach größerer Freiheit und erhoben

sich gegen ihren Landesherrn. Es gab dort viele Klöster, von denen jedes seine eigene unmittelbare Obrigkeit ausübte. Sie wählten gemeinschaftlich einen Abt, welcher demnächst als Regent die Oberherrschaft über das ganze Ländchen besaß. Als solcher galt er auch als deutscher Reichsstand. Der damalige Fürst war der Sohn eines eingeborenen Landmanns, verstand von der Regierungskunst wenig oder gar nichts und besaß keine Truppen. Bis dahin hatte seine Stellung als Abt ausgereicht, nun befand er sich in der größten Verlegenheit, den aufrührerischen Bauern gegenüber seine Rechte als weltlicher Fürst auszuüben. Von dem nahen Geldern und Moers konnte er keine Hülfe erwarten, da der König von Preußen zu fern von dem Schauplatze der Bewegung, in Berlin, wohnte, hier aber Gefahr im Verzuge lag.

Der Fürst-Abt beschloß deshalb sich nach Bonn an den Kurfürsten von Köln zu wenden und sandte als Abgesandten einen stattlichen Benediktiner an dessen Hof, um ihn um Hülfe zu bitten. Dieser Kriegsvermittler verstand es sich durch ein höchst gewandtes Wesen einzuführen. Er trug eine frisirte und gepuderte Perücke und glasirte Handschuhe bei dem schwarzen Mönchstalar mit Scapulier, worüber die Leibbinde herabhing. Sein Wort wußte der als sehr ehrenwerth geschilderte Benediktiner auch gut zu führen, so daß er seinen Auftrag glänzend ausführte. Max Franz ging auf seine Bitte ein und sandte sofort ein Bataillon von sechs Kompagnien ab, um die Ruhe in Stablo-Malmedy wieder herzustellen, was auch bald gelang. Die ungewohnten kurkölnischen Krieger mit ihren Dreimastern, Zöpfen und blinkenden Waffen verbreiteten, obgleich sie auch noch wenig Blut gesehen hatten, solchen heilsamen Schrecken, daß die revolutionären Bauern rasch zu Kreuze krochen. Zur Beruhigung des Abt-Fürsten blieb das Militär aber noch einige Zeit dort und wurde auf Kosten des Ersteren glänzend unterhalten. Ein Wachtposten war vor der Wohnung des Landesherrn aufgestellt und angewiesen, ihm jedesmal bei seinem Erscheinen die fürstliche Ehre anzuthun und in's Gewehr zu treten. Der gutmüthige hohe Herr mußte hieran große Freude haben, denn niemals hatte man früher bemerkt, daß er sich so viel, als jetzt, draußen bewegt habe. Mehrmals des Tages kam er an der Wache vorbei und dankte grüßend mit lächelndem Munde für die ihm zusagenden Ehrenbezeugungen. Den Offizieren bewilligte er sofort

doppelte Gage, freien Platz an seiner Tafel und unbeschränkte Erlaubniß zur Benutzung seines Marstalls.

Bis zum Frühjahre 1790 blieben die kurfürstlichen Truppen in dieser angenehmen Stellung, um sich dann den Reichstruppen anzuschließen, welche den Auftrag hatten, ähnliche Aufstände, wie sie in Aachen und besonders in Lüttich vorgekommen waren, mit starker Hand zu unterdrücken. Dieses kurkölnische Bataillon kehrte nicht nach Bonn zurück, sondern wurde später mit dem Oesterreichischen Armeekorps vereinigt, welches im Jahre 1793 bei Arth zusammen gezogen wurde, um den Einfall in Frankreich zu bewerkstelligen.

Diese erste Berührung des Kurstaates Köln und seiner Truppen mit der aufkeimenden aufrührerischen Bewegung hatte also Lorbeeren eingebracht, bald aber zeigten sich drohendere Aussichten, welche wohl zu Befürchtungen Veranlassung geben mußten. Am 7. August 1789 war bereits der Graf von Artois mit zahlreichem Gefolge flüchtend in Koblenz eingetroffen, für den Augenblick freilich weiter gereist, kehrte aber am 15. Juni 1791 zum bleibenden Aufenthalte bei seinem Onkel, dem Kurfürst Clemens Wenzeslaus zurück, welcher ihn freundlich beherbergte. Während dieser Zeit mehrte sich täglich die Schaar der Ausgewanderten, welche Koblenz zum Mittelpunkte der Verschwörung gegen Frankreich machten. Der Aufenthalt in den Niederlanden wurde für die Anhänger des Kaisers aber immer gefährlicher, und so erhielt Marie Christine, Erzherzogin von Oesterreich, mit ihrem Gemahle dem Herzoge Albrecht von Teschen die Weisung dieses Land zu verlassen. Sie siedelten nach Bonn über und nahmen ihren Wohnsitz in dem Schlosse zu Poppelsdorf und zwar im November 1789.

Obwohl Max Franz durch verwandtschaftliche Beziehungen dem französischen Königshause sehr nahe stand, so bewahrte er den Zumuthungen der Emigranten gegenüber doch seine volle Selbstständigkeit. Sie verlangten Aufenthalt im Kurstaate Köln, Max Franz aber war einsichtig genug, um die daraus entstehenden Gefahren für das Land in ihrem vollen Umfange würdigen zu können. Er setzte persönliche Rücksichten nicht wie Clemens Wenzeslaus in den Vordergrund, sondern verweigerte fest den hohen Verschwörern die Erlaubniß sein Land zum Herde einer Gegenrevolution zu machen. Als der Graf Artois ihm seinen Besuch in Bonn ankündigte, trat

Max Franz eine kurze Reise an und gab Weisung, daß man den französischen Prinzen seinem Stande gemäß in Poppelsdorf bewirthen solle. Als dieser dann die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen einsah, setzte er nach kurzem Aufenthalte seine Reise fort. Gegen die Emigranten im Allgemeinen erließ Max Franz scharfe Verordnungen. Dieses feste Auftreten des Kurfürsten bewahrte die Stadt Bonn und das ganze Kurland vor jenen demoralisirenden Mißständen, unter denen Koblenz und Kurtrier Jahre lang so hart zu leiden hatten. Die Schilderungen gleichzeitiger Schriftsteller über das Gebahren der Emigranten in jener Gegend sind haarsträubend.

Die Franzosen bildeten im Trierischen einen Staat im Staate und betrieben ihre Verschwörungsgelüste mit einer Offenheit, daß die Nationalversammlung in Paris glaubte diese Bestrebungen nicht länger dulden zu dürfen. Man verlangte von dort die Fortschaffung der Emigrantenhaufen aus dem Trierischen Lande. Als Oesterreich dann, nachdem es sich am 7. Februar 1792 mit Preußen zu dem Zwecke verbündet, dem Kurfürsten Clemens Wenzeslaus seine Hülfe zugesagt und Heeresmassen nach der französischen Grenze gesandt hatte, da erklärte die französische Nationalversammlung am 20. April 1792 den Krieg gegen den (deutschen) Kaiser. Zwanzigtausend Emigranten schlossen sich dem verbündeten Heere an. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig erließ vor seinem Aufbruche aus Koblenz am 25. Juli ein Manifest an die französische Nation, welches nichts weniger wie beruhigend auf die Letztere wirkte, vielmehr durch die übermüthige Ausdrucksweise dort überall großen Unwillen hervorrief. Mit abwechselndem Glücke wurde in Flandern und der Champagne gekämpft, da unternahm der französische General Custine jenen verwegenen Einfall in das deutsche Land, bei welchem er unerwartet am 30. September 1792 vor Speyer mit seiner Armee erschien. Er bemächtigte sich daselbst des dort befindlichen kaiserlichen Magazins und schrieb hohe Brandschatzungen aus. Dieses Verfahren verursachte große Aufregung in Deutschland, denn die Kriegserklärung war recht diplomatisch gegen Kaiser Franz als König von Ungarn und Böhmen abgefaßt, so daß man allgemein das deutsche Reich als neutral betrachtete. Diesem Umstande schrieb man es auch zu, daß Custine sich alsbald wieder vom Rheine zurückzog, als beruhe sein Ver-

fahren auf einem Mißverständnisse. Als dann der französische General Neuwinger mit einer Heeresabtheilung von einigen tausend Mann eben so unvermuthet vor Worms eintraf und sofort brandschatzte, da sah man die Natur dieser Einzeleinfälle ein und begriff, daß es sich hauptsächlich um die Beitreibung von Geldmitteln für die französischen Heerführer handelte. Der glückliche Erfolg machte die Letzteren aber kühner.

In dem im Jahre 1794 erschienenen Buche „Die Franzosen am Rheinstrome" wird gesagt, Custine habe es gemacht, wie es ein junger Vogel zu thun pflegt. Anfangs hüpft er auf das nächste Aestchen, springt zurück und wagt sich allmälig immer weiter vor. Dieses Urtheil ist bezeichnend. Bald darauf rückte er mit seiner ganzen Macht, welche aus 18000 Mann bestand, nach Mainz vor. Nur einige Tausend Oesterreicher, mit wenigen Hundert Fuldaern und Hessen vereinigt, bildeten die Besatzung der Festung. Nach einem 24stündigen Widerstande war die Letztere in den Händen der Franzosen, welche dieses mal nicht wieder mit Brandschatzungen begannen, sondern sofort Anstalten trafen sich dort fest zu setzen. Ihr erstes Bestreben war darauf gerichtet, die Vertheidigungswerke am rechten Ufer des Rheines zu erweitern und zu verstärken. Der General Neuwinger rückte um dieselbe Zeit bereits über Oppenheim nach Frankfurt a. M., wo er zwei Millionen Gulden den reichen Freistädtern abpreßte.

Diese Vorgänge erregten um so größeren Schrecken in ganz Deutschland, als der Feldzug in der Champagne immer mehr eine mißlichere Gestalt für die Verbündeten annahm. Vor Allen war es der Kurfürst von Trier, welcher sich in seiner Residenz Koblenz nicht mehr sicher fühlte. Seine Truppenmacht war bei Speyer fast ganz in die Hände der Franzosen gefallen. Hierzu kam noch am 5. Oktober 1792 ein Aufruhr in Koblenz, da die Bevölkerung eine Flucht des Kurfürsten befürchtete, welche sie nicht zugeben wollte. Haufenweise zogen die Leute durch die Straßen, besetzten die Thore, rissen die Effekten von Flüchtlingen aus den Schiffen, worin sie dieselben bereits geborgen hatten und hinderten selbst einen an den Kurfürsten abgesandten Eilboten seinen Weg fortzusetzen. Dem Kurfürsten gelang es noch einmal durch Aufbietung aller Kräfte die Ruhe wieder her zu stellen, seine Lage blieb aber mißlich, wenn auch die Zünfte und ruhige-

ren Bürger sich erboten hatten ihm treu zur Seite zu stehen. Die Bewohner von Ehrenbreitstein bewiesen sich unter diesen kritischen Verhältnissen zuverlässiger, als der Rath und die Einwohnerschaft von Koblenz. Die Letzteren zeigten sich so zaghaft, daß sie vorschlugen, an die Franzosen eine Gesandtschaft zu schicken, um ihnen die Freundschaft anzutragen. Die Regierung suchte auch von Trier Truppen heran zu ziehen, die Weisungen, welche man den Letzteren zugesandt hatte, zeugten aber von der allgemein herrschenden Verstörung. Sie waren so confuser Art, daß in Folge dessen die Mannschaften auf ihrem Marsche Kehrt machten. Man bat in Bonn um Hülfe, der Minister von Waldenfels, welcher nach seiner Versicherung selbst nur 300 Mann für die eigene Vertheidigung zur Verfügung hatte, schlug dieses Gesuch aber rundweg ab, und so stieg die Verlegenheit des Kurfürsten Clemens Wenzeslaus, da er auch keine Aussicht hatte kaiserliche Hülfstruppen zu erhalten, in der Mitte des Oktober auf das Höchste. Er sah keinen anderen Ausweg mehr, als den seit mehreren Wochen bereits gehegten Plan, das Land zu verlassen, in's Werk zu setzen. Am 21. Oktober 1792 und zwar an demselben Tage, an welchem Mainz sich übergab, brach der Kurfürst mit seiner Schwester, der Prinzessin Kunigunde, den Ministern und geringem Gefolge, von seinem Lustschlosse in Kärlich, wo er in der letzten Zeit residirt hatte, auf und begab sich nach Bonn.

Diese Vorkommnisse verursachten in Koblenz große Bestürzung. Der Burgemeister und Rath verloren alle Besinnung, und als nun gar die Nachricht einging, die Franzosen seien bereits in Simmern, da dachte man nicht mehr an eine Vertheidigung. Man beschloß sofort Gesandte in das Hauptquartier in Mainz abzusenden, welche beauftragt wurden, Custine um Schonung der Personen und des Eigenthums zu bitten. In einer Audienz am 25. Oktober trugen sie ihr Gesuch vor und legten Stadt und Festung dem französischen General zu Füßen. Um dem eindringenden Heere den Weg vollständig zu ebnen, ließ man sogar die Befestigungswerke im Koblenzer Walde oberhalb der Karthause, auf welche der Feind zuerst stoßen mußte, vollständig zerstören. Wenn Custine nicht sofort in Eilmärschen auf die ihm so bereitwillig angebotene Stadt und Festung losrücken ließ, welche ihm ohne Mühe in die Hände gefallen wären, so hatte dieses darin seinen

Grund, daß er ein Zusammentreffen mit einer bedeutenden Anzahl von Ersatztruppen befürchtete, welche unter der Führung des Königs von Preußen bereits im Anmarsche waren. Am 29. Oktober trafen dieselben schon in Trier und am 5. November demnächst in Koblenz ein. Somit war die Noth noch einmal für den Augenblick beschworen. Der Kurfürst Clemens Wenzeslaus hielt sich kurze Zeit in Bonn auf und fuhr dann über Köln, Düsseldorf und Essen nach Münster, wo ihm Max Franz bereitwillig ein Asyl angeboten hatte.

I.

Die erste Flucht des Kurfürsten Max Franz.

Mit den vorstehend geschilderten Ereignissen, deren kurze Mittheilung zum Verständniß der Lage unerläßlich war, treten wir auf den geschichtlichen Schauplatz, welcher die Stadt Bonn in nähere Berührung mit den französischen Heeren brachte. Auch hier hatten die Nachrichten über die Erfolge der Letzteren, wodurch sie Speyer, Worms, Frankfurt a. M. und den ganzen nahen Süden des Rheinthales bedroheten und theilweise in ihre Gewalt bekamen, große Bestürzung hervorgerufen. Der Kurfürst Max Franz dachte ebenfalls an die Flucht. Das Archiv und sämmtliche Werthsachen wurden eingepackt und die Schiffe, welche sie aufnehmen sollten, lagen bereit am Ufer. Es war daher natürlich, daß der Burgemeister und Rath ebenfalls zusammentraten, um über die Maßregeln schlüssig zu werden, welche unter diesen außerordentlichen Verhältnissen zur Sicherung der Stadt geboten erschienen. In dem Protokolle über die Rathssitzung vom 20. Oktober 1792 heißt es: „Da zuverlässigem Vernehmen nach die patriotischen Franzosen sich wirklich den Mainzer und Trierischen Landen herannahen, die Umstände also bedenklich sind, so hat man sich außerordentlich versammelt und sind Freunde der Zwölfter zusammengetreten, wo dann gemeinschaftlich beschlossen worden durch eine Deputation Sr. Kurfürstl. Durchlaucht morgen die mündliche Vorstellung machen zu lassen:

1) daß man hiesiges städtisches Archiv und das Silberwerk der Pfarrkirche ad S. Remigium einpacken lassen wolle. Ob man dasselbe mit den kurfürstlichen Sachen in Sicherheit bringen lassen dürfe;

2) daß Keiner, weder geistlichen noch weltlichen Standes, aus der Stadt gelassen, auch Keinem gestattet werde, sein Vermögen zu verbringen;

3) wenn das hiesige Militair, wie man vermuthet, sich fortbegeben solle, daß dann Jeder die Wachen mithalten solle, damit nicht durch schlechtes Gesindel Plünderung und andere Excesse entständen;

4) wo man bei Abwesenheit Sr. Durchlaucht bei wichtigen Vorfällen zu melden habe;

5) der Kurfürst möge für den Fall, daß Brandschatzungen ausgeschrieben würden, Vorkehrungen treffen, daß man die nöthigen Gelder haben könne;

6) ob man den Franzosen von Seiten des Burgemeisters und Raths entgegen gehen und sie auf eine freundschaftliche Art zu gewinnen suchen solle."

Die Abgesandten begaben sich in Folge dieses Auftrags am folgenden Morgen in das Schloß, wurden freundlich empfangen und erhielten mündlich den kurzen Bescheid: „Sie sollten sich im Nothfalle an den Hofraths-Präsidenten Excellenz wenden, der werde Alles zum Besten vorkehren." Als die Deputation sich dann zu dem Letzteren begab, um ihm den Befehl des Kurfürsten mitzutheilen, erwiderte derselbe: „Ein Jeder solle sich an den Wachen betheiligen und zwar ohne Unterschied."

In Folge dieser ausweichenden Bescheide, welche den Magistrat deutlich erkennen ließen, daß man am Hofe eben so rathlos sei, wie er selbst es war, beschloß man wenigstens für die sicherere Unterbringung der Geld- und Werthsachen Sorge zu tragen. Dem Stadtrentmeister Kitz wurde die Anweisung gegeben, nach Auszahlung der fälligen Gehälter an die Beamten die vorhandenen Kassenbestände aus seiner Wohnung in das Archiv zu schaffen. Der Garde-Brigadier Saß erhielt gleichzeitig den Auftrag, das Archiv selbst rheinabwärts zu Wasser in Sicherheit zu bringen.

Indessen war der Kurfürst von Trier in Bonn angekommen und hatte durch seine Mittheilungen die Besorgnisse des hiesigen Hofes noch vermehrt. Max Franz dachte deshalb ernstlicher wie je an seine Flucht und erließ am 22. Oktober an den Stadtrath folgende Verordnung:

Liebe Getreue! Bei den gegenwärtigen Kriegsunruhen haben Wir für nötig befunden Unser hier in Garnison liegendes Regiment einstweilen anderwärts zu verlegen. Um inzwischen Unsere

Stadt und Schloß gegen Diebereien sicher zu stellen, so habt Ihr die Wachten von dem Tage ab, wo das Regiment fortmarschirt, durch Bürger zu besorgen und die desfallsigen Verordnungen gehörig zu treffen. Uebrigens hegen Wir zu euerem bei mehreren Gelegenheiten bezeigten Diensteifer und sorgfältigen Betragen das gnädigste Zutrauen, daß Ihr die Bürger in Ordnung und Ruhe erhaltet und bei allen in Unserer Abwesenheit sich ereignenden Vorfällen keine einseitige Schritte thun, sondern jedesmal bei Unserer nachgesetzten Regierung vorläufig erfragen und Euch nach der Euch von derselben zugehenden Weisung benehmen werdet. Wir verbleiben 2c. 2c. Max Franz.

Am folgenden Tage ging eine fernere Verordnung ein, worin über die Wachtordnung Näheres bestimmt wurde. Nach derselben sollten alle Bürger mit Ausnahme der Regierungsmitglieder und des Kanzleipersonals so wie des Stadtraths sich an den Wachen betheiligen. Der Hofrath von Gerolt wurde als der Bevollmächtigte des Kurfürsten bezeichnet, an welchen sich der Stadtrath in fraglichen Fällen zu wenden habe. So sah sich der Magistrat also auf sich selbst angewiesen und berieth sofort über die Einrichtung des Bürgerschutzes. Man hielt es nicht für schicklich, daß die Juden selbst die Wachen bezögen, setzte aber fest, daß sie zu den Kosten für Brand, Licht und dergleichen Ausgaben das Ihrige beitragen sollten. Die Vorsteher der Judenschaft, Oppenheim und Wallich, wurden von diesem Beschlusse in Kenntniß gesetzt, dieselben erklärten aber, daß ihre Glaubensgenossen im Nothfalle, wenn an Jedem die Reihe sei, lieber selbst die Wachen übernehmen würden. Sollte dieses jedoch nicht beliebt werden, so erklärten sie sich bereit, ihren Antheil zu den Kosten der Art zu tragen, daß sie für jeden Wachttag 2 Rchsthlr. Spec. und 40 Stüber zahlten.

Die günstigen Nachrichten, welche indessen aus dem Süden einliefen, wonach die Preußen bereits auf dem Marsche nach Koblenz seien, ließen den Kurfürsten jedoch vorläufig noch davon absehen, das Regiment ausrücken zu lassen, somit blieben die Bürger noch von den Wachen verschont. Der Kurfürst zeigte unter diesen Verhältnissen mehr Muth, als die Adligen und höheren Geistlichen. Er hielt standhaft aus, die Letzteren konnten aber nicht eilig genug sich aus dem Staube machen. In der Stadt=

rathssitzung vom 26. Oktober kam dieses feige Verfahren der bis dahin bevorzugten Stände zur Sprache, und man erließ eine Aufforderung an die Geflüchteten, sofort zurückzukehren, weil sonst die Last für die Zurückgebliebenen zu groß sei. Der Umstand, daß es der Magistrat für nöthig erachtete, eine solche Maßregel zu ergreifen, deutet darauf hin, daß die Zahl dieser Flüchtlinge sehr bedeutend gewesen sein muß.

Der erste Mißstand, welcher sich in Folge dieser drohenden Kriegsverhältnisse zeigte, war eine allgemeine Steigerung der Fruchtpreise. In der Zeit vom Ende Oktober bis zum 6. November schlug der Malter Roggen um 39 Stüber, der des Waizens um 18 Stüber und der der Gerste um 36 Stüber auf, in aller Ruhe wurde jedoch der Ertrag der Weinberge noch eingeheimst. Man befürchtete eine allgemeine Theuerung, die Angst vor derselben brachte es zu Wege, daß in den beiden nächsten Wochen der Preis des Brodes jedesmal um 1/4 Stüber stieg. Um einen Ueberschlag über die vorhandenen Geldmittel machen zu können, ließ der Stadtrath durch den Stadtrentmeister den Bestand der Kasse aufnehmen, und es stellte sich am Ende des Oktober heraus, daß die Einnahmen während dieses Monats betragen

hatten	3364 Rchsthlr.	20 Alb.	6 Heller.
die Ausgaben dagegen	1710 „	54 „	8 „
Der vorräthige Bestand belief sich also auf	1653 Rchsthlr.	25 Alb.	14 Heller.

Den Metzgern wurde befohlen ihre Heerden vor Sonnenuntergang in die Stadt zu treiben. Diese Verordnung machte der Stadtdiener am 14. November unter Trommelschlag in der Stadt bekannt. Die Feldhüter hatten die Weisung jedes Stück Vieh, welches von ihnen nach Eintritt des Abends noch im Freien gefunden wurde, sofort zu pfänden. Dem Eigenthümer stand es jedoch frei dasselbe durch Zahlung einer Strafe von 3 Rchsthlrn. und Vergütung der Kosten wieder einzulösen.

Alle lebten in großer Unruhe und Besorgniß. Dieses zeigte sich namentlich am 20. November, als bei Gelegenheit eines großen Brandes in Godesberg die Bewohner Bonns durch den Feuerschein in Schrecken gesetzt wurden. Der Burgemeister Jonson, der Stadtmajor Clever, die Rathsverwalter Ruland und Boosfeld, sowie die Zwölfter „Freiling“ und Breuer begaben sich

sofort zu Wagen dorthin um sich von der Ungefährlichkeit des Vorfalles zu überzeugen.

Die Ausfuhr von Frucht wurde strenge beaufsichtigt, auch zugleich durch Anfrage bei allen Gerißhändlern festgestellt, ob genügender Vorrath an Kohlen vorhanden sei. Die Ermittelungen ergaben, daß man über 5000 Malter Geriß ohne die Stückkohlen verfügen konnte, auch die Einwohner und Klöster mit Brennmaterial ausreichend versehen waren. Schon damals stellte sich der Holzmangel ein, die Wälder befanden sich meistens in den Händen des Kurfürsten, der Klöster und Adligen, welche sämmtlich ein scharfes Auge auf ihre Besitzthümer hielten. Die strengsten Strafen standen auf dem Holzdiebstahl, die Herren selbst aber beuteten ihre Bestände zu eigenem Gebrauche in einer wenig umsichtigen Weise aus. Somit spielten die Ermittelungen über die Kohlenvorräthe während jener Zeit stets eine große Rolle, da der Bürger und Bauersmann hauptsächlich auf dieses Feuerungsmittel angewiesen war. Trat in dieser Beziehung ein Mangel ein, so reichten die Forstbeamten nicht aus, um der frevelhaften Ausbeutung der Wälder durch Unbefugte zu steuern.

Die Franzosen hatten um diese Zeit bei Jemappe einen glänzenden Sieg über die 20,000 Mann starke Armee der Verbündeten, welche unter der Führung des Herzogs von Sachsen-Teschen stand, erfochten und nahmen am 14. November sogar Brüssel ein. Der Oberbefehlshaber Clairfait sah sich dadurch gezwungen sich hinter der Roer bis in die Nähe von Köln zurückzuziehen. Die günstigen Erfolge der französischen Waffen erhöheten den Muth des Nationalkonvents und er beschloß den Generalen die Weisung zugehen zu lassen auf den Rhein loszurücken. Beurnonville erhielt den besonderen Auftrag einen Angriff auf Trier zu wagen um nach Koblenz zu gelangen und so eine Vereinigung mit Custine und Dumouriez zu erzielen. Dieses gelang jedoch nicht. Die Preußen hielten in Koblenz gute Wacht am Rheine und sandten Streifabtheilungen den ganzen Rhein hinab bis an die holländische Grenze. Am 11. Dezember erließ deshalb der Kurfürst eine Anweisung an die Erzstiftlichen Behörden die preußischen Husaren überall gut aufzunehmen, ihnen Quartier, Licht und Feuerung zu geben und es in Bezug auf Verpflegung für Mannschaften und Pferde an nichts fehlen zu lassen. Die

Preußen bezahlten entweder gleich baar die Auslagen oder stellten Scheine aus, deren Ausgleichung die Berliner Regierung demnächst in der entgegenkommendsten Weise übernahm. Durch dieses, man möchte sagen, fast ungewohnte anständige Verfahren erwarb sich die Preußische Regierung schon damals viele Freunde.

Der Kurfürst Max Franz fühlte sich unter solchen Verhältnissen aber immer mehr unbehaglich im eigenen Lande, in welchem ihm das Heft der Herrschaft fast vollständig aus der Hand gerissen war. Am 14. Dezember entschloß er sich endlich zum Aeußersten. Ein von ihm in Bonn ausgefertigtes Reskript an den Magistrat theilt mit, „daß er sich dem drohenden Einrücken der französischen Kriegsvölker gegenüber für verpflichtet fühle diejenigen Maßregeln zu ergreifen, durch welche das Glück der Unterthanen in diesen Kriegsverhältnissen gesichert werden könne. Ein Theil des hiesigen Regierungs-Kollegiums solle demgemäß nach Recklinghausen verlegt und diesem alle Regierungs- und Landes-Polizei-Geschäfte übertragen werden." Der Magistrat wurde beauftragt also Alles (Berichte und Vorstellungen) nach dem neuen Regierungssitze zu schicken, in dringenden Umständen dieses sogar durch besondere Eilboten zu bewerkstelligen. Am folgenden Tage zeigte der Kurfürst dann seine Abreise an und legte ein Regierungs-Regulativ bei, welches besonders bei Austheilung von Pässen beachtet werden solle. Obgleich das Militair noch nicht ausgerückt war, so hielt es sich doch vollständig marschfertig und gab selbst den Schutz der Stadt auf. Die Bürgerwachen wurden noch an demselben Tage eingerichtet, zur Nachtszeit streiften Abtheilungen derselben in der Stadt und nächsten Umgegend herum, die Thore hielt man fest gesperrt und ließ keine Fremden in die Stadt.

Ueber den Tag der Flucht des Kurfürsten liegen verschiedene Angaben vor. Venedey sagt in seinem Buche „Die deutschen Republikaner", dessen Mittheilungen in Bezug auf die Bonner Verhältnisse überhaupt mit Vorsicht aufzunehmen sind, Seite 170, Max Franz habe im Oktober 1792 Bonn verlassen um nach Münster überzusiedeln. Diese Angabe ist durchaus falsch. Auch Perthes Angabe in seinem Buche „Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft" Seite 204, wonach die Abreise des Kurfürsten am

15. Dezember erfolgt sei, ist irrig. Die letzte Verfügung, von Max Franz eigenhändig unterschrieben, ist am 21. Dezember in Bonn ausgestellt, worin er angiebt, daß das K. K. Hauptquartier nach Bonn kommen werde, er habe jedoch Sorge getroffen, daß die Unvermögenden „thunlichst verschont werden würden". An diesem Tage war er also noch hier anwesend, die Abreise ist in höchster Stille ausgeführt worden und nichts darüber aufgezeichnet. Am 23. Dezember rückten die kaiserlichen Truppen in Bonn ein und wurden in den hiesigen Kasernen untergebracht, welche demgemäß von dem kurfürstlichen Militair geräumt worden waren. Selbst in den hier befindlichen Wachtbüchern der Truppen ist über den Ausmarsch derselben nichts erwähnt. Von Seiten des Hofes hat eine Begrüßung des Oesterreichischen Oberbefehlshabers nicht Statt gefunden, was jedenfalls mitgetheilt worden wäre. Somit unterliegt es keinem Zweifel, daß die Abreise des Kurfürsten mit den Truppen in den Tagen vom 21. bis 23. Dezember Statt gefunden hat, da er den Weihnachtsabend in Münster zugebracht haben soll.

Die erzstiftlichen Archive waren nach Recklinghausen gebracht worden. Aus diesem Orte erhielt der Magistrat am 29. Dezember ein Schreiben vom Hofkammer-Präsidenten. In demselben wurde mitgetheilt, daß die Archive wegen der Kriegsunruhen wahrscheinlich weiter gebracht werden müßten. Es wurde deshalb angefragt ob die drei Kisten des hiesigen städtischen Archives, welche dort befindlich seien, auch mitgenommen werden sollten, in welchem Falle die städtische Behörde jedoch die Kosten zu tragen habe. Der Magistrat, welcher befürchtete die werthvollen Papiere ganz aus den Augen zu verlieren, war hierzu nicht geneigt. Er antwortete deshalb, die kurfürstliche Regierung möge dieselben unter Aufwendung der möglichst wenigen Kosten hierher zurückbringen lassen. Dieses geschah, und so wurde das hiesige Archiv vor der möglichen Verzettelung, wie es die Papiere anderer Städte des Rheinlandes leider erfahren haben, bewahrt. Die Kriegsverhältnisse stellten sich, obgleich Dumouriez siegreich in Holland eingedrungen war und Breda in die Hände der Franzosen fiel, im Anfange des Jahres 1793 wieder günstiger für die Verbündeten.

II.

Das Jahr 1793 und die Rückkehr des Kurfürsten.

Der Neujahrstag verlief hier in der üblichen Weise, als wenn die Verhältnisse sich nicht im Geringsten geändert hätten. Die Neuwahl der städtischen Behörde, namentlich die Vertheilung der Geschäfte unter den Mitgliedern des Rathes hatte wie gewöhnlich Statt gefunden und am ersten Tage des Jahres fanden sich sämmtliche Stadtzwölfter, als Vertreter der Bürgerschaft bezw. der Zünfte, im Sitzungssale der Behörde ein, um ihren Neujahrswunsch abzustatten. Es wurde ihnen freundlicher Dank abgestattet und die Versicherung gegeben, daß Burgemeister und Rath sich angelegen sein lassen würden, das Beste der Stadt und Bürgerschaft nach Kräften und zu jeder Zeit zu besorgen. Mancher der hohen Herren wird aber wohl mit sorgenvoller Miene auf seinem Amtsstuhle gesessen haben, während diese Höflichkeitsbezeugungen unter den bezopften, behäbigen Vertretern der Stadt ausgewechselt wurden, denn mancherlei Anzeichen waren doch vorhanden, welche geeignet waren sie mit Sorge zu erfüllen.

Die Theuerung nahm immer mehr zu, in der ersten Woche des Januars schlug der Preis des Brodes wieder um einen halben Stüber auf, sodaß das siebenpfündige Schwarzbrod, welches noch im August des vorigen Jahres 6½ Stüber gekostet hatte, jetzt nicht unter 10½ Stüber zu haben war. Es lagen hier das Hohenlohische und Vierfetsche Korps, wovon 4 Kompagnien auf dem Lande vertheilt waren. Von allen Seiten wurden Klagen über die Unordnungen und Ueberschreitungen laut, welche sich die fremden Truppen zu Schulden kommen ließen. Der Magistrat fühlte sich vollständig machtlos gegenüber diesen Verhältnissen, der abwesende Hof, bei welchem er sonst seine Beschwerden vorbringen konnte, bot ihm keinen Rückhalt, die mit Seitengewehren und Knotenstöcken bewaffnete Bürgermacht wurde von den kaiserlichen Soldaten verspottet, somit blieb ihm nichts anderes übrig, als so viel wie möglich den Weg der Beschwichtigung einzuschlagen und die Klagenden auf bessere Zeiten zu vertrösten.

So naheten die Fastnachtstage heran, denen man mit einem gewissen Unbehagen entgegen sah. Um allen möglichen Zwistig-

keiten zwischen der Bürgerschaft und den fremden Truppen vorzubeugen, beschloß der Magistrat in seiner Sitzung vom 5. Februar alle Maskeraden zu verbieten. Er ließ durch Trommelschlag bekannt machen, daß jede Maske, welche auf der Straße befunden werde, sofort verhaftet und zur Hauptwache geführt werden würde. Diese, vielleicht durch die Verhältnisse gebotene, Maßregel verursachte in der Bürgerschaft ziemlichen Unwillen, wurde aber strenge durchgeführt. Das Leben auf den Straßen war während der Carnevalstage schwach, denn die Bürgerschaft selbst fürchtete Mißhandlungen von Seiten der Soldaten. Die Zahl der Truppen mehrte sich so sehr, daß die Kasernen für deren Unterbringung nicht mehr ausreichten. Die beiden Rathsverwalter Rospath und Bertram wurden deshalb von dem Magistrate beauftragt die einzelnen Häuser in der Stadt zu besichtigen, wo die nachrückenden Mannschaften Unterkommen finden könnten. Dieses Geschäft war jedoch mit vielen Unannehmlichkeiten verbunden, denn die Bürger wollten sich auf die Einquartierung nicht einlassen und mißhandelten sogar die Rathsherren.

Viele schriftliche Beschwerden müssen wegen der Einquartierungs-Angelegenheit aus den hiesigen Kreisen an die kurfürstliche Regierung abgesandt sein, welche natürlicher Weise erfolglos waren. Am 23. Februar ging von derselben auf diese Beschwerden ein Schreiben ein, worin gesagt wurde, daß wegen der drohenden Kriegsereignisse für den Augenblick Bürger und Bauer von der Einquartierung nicht entlastet werden könne, jedoch solle auf Erleichterung der Stadt schon deshalb Bedacht genommen werden, weil es bei den herrschenden Epidemien nicht gut sei die Häuser mit Leuten zu überfüllen.

Am 1. März 1793 fand die Schlacht bei Aldenhoven statt, welche entscheidend zu Gunsten der Verbündeten ausfiel, als dann der linke Flügel der Dumouriez'schen Armee bei Neerwinden kurz darauf auch eine große Niederlage erlitt, da schien alle Gefahr von den Rheinlanden abgewendet zu sein und der Kurfürst beschloß in seine Staaten zurückzukehren. Diese Nachricht verursachte in allen Kreisen große Freude. Der Magistrat hielt am 22. März eine Sitzung ab um über die Empfangsfeierlichkeiten zu berathen, welche am Tage der Rückkunft des Landesherrn veranstaltet werden sollten. Man nahm es in Aussicht die ganze

Bürgerschaft in Parade aufziehen zu lassen, einen Triumphbogen auf dem Markte zu errichten und Abends eine großartige Beleuchtung in's Werk zu setzen, wofür allein von Seiten der Stadt die Lieferung von 7500 Lampions in Bestellung gegeben wurden. Für die Herstellung des Triumphbogens warf man die Summe von 1000 Gulden aus. Der Kurfürst, welcher von diesen Vorkehrungen Kunde erhielt, wünschte jedoch solche bedeutenden Unkosten nicht. Er schrieb unterm 20. März an den Magistrat: „Wenn sie doch ihre Freude und ihren Antheil bezeugen wollen, so können sie den Tag nach meiner Ankunft in der Kirche von Magistrats wegen ein Hochamt und ein Dankfest zum Beschluß der in der St. Remigiuskirche gehaltenen Andacht feiern lassen, denn dieses macht keine Kosten, leitet auch eher zu innig gefühlter als zu lobender Freude."

Am 18. April ging die Nachricht ein, daß am nächstfolgenden Sonntage der Kurfürst eintreffen werde. Rasch ließ der Magistrat Zettel drucken und durch die Stadtdiener unter allen Einwohnern vertheilen, um sie zur Betheiligung an der nach dem Wunsche des Kurfürsten umgeänderten Feier einzuladen. Das Dankfest sollte, um der Bescheidenheit des Kurfürsten nicht zu nahe zu treten, „wegen glücklicher Abwendung des durch die Neufranken gedroheten Ueberfalls" veranstaltet werden. Die bereits eingetroffenen Hofherren, wie der Minister von Waldenfels und der Hofraths-Präsident von Nesselrode, wurden mit dem Gouverneur, General von Kleist, ebenso das Archidiakonalstift und die Mitglieder der Universität ersucht, der Feier beizuwohnen.

Am 21. April wurde die Bürgerschaft schon früh Morgens durch dreimaligen Trommelschlag daran erinnert sich mit Ober- und Untergewehr zu versammeln und den Aufzug zu verherrlichen. Die am Rathhause bereits aufgestellten Fahnen holte eine Fahnenwache ab und brachte sie auf den Münsterplatz, wo die Bürgerschaft sich im besten Staate eingefunden hatte. Unter der Führung des Stadtmajors Clever bewegten sie sich dann im stattlichen Zuge nach dem Markte, wo sie sich in zwei Reihen bis zum Rathhause aufstellten um den Landesherrn zu erwarten. Der Magistrat war schon seit geraumer Zeit in dem Sitzungssale versammelt und begab sich dann im geordneten Zuge kurz vor dem Beginn des Hochamtes zum Schlosse, wo der Burgemeister Pasch

eine Begrüßungsrede an den Kurfürsten hielt, welche dieser freundlich und dankend beantwortete. Auf dem Markte waren Böller und rund um die Stadt herum auf den Wällen Kanonen aufgepflanzt, bei denen Feuerwerker auf das Zeichen harrten, daß sie den Ausgang des Festzuges vom Schlosse durch donnernde Salven verkündeten. Alle Glocken der Stadt begannen zu läuten und unter tausendfältigem Hochruf der versammelten Volksmenge bestieg der Kurfürst seinen sechsspännigen prächtigen Galawagen. Unter Voraustritt des Stadtrathes, des Scheppenstuhles, der sämmtlichen Dikasterien, der Professoren der Universität, des Offizierkorps und des zahlreich versammelten Adels setzte sich der Festzug über den Markt, wo sich die Bürgerschaft, die Mönche mit ihren Kreuzen und die Schulen mit ihren Fahnen anschlossen, in Bewegung und begab sich in die Remigiuskirche auf dem jetzigen Römerplatze, welche die Menge nicht zu fassen vermochte. Unmittelbar vor dem kurfürstlichen Wagen schritt eine Schaar weißgekleideter Mädchen, welche dem Landesherrn „in der rührendsten Weise abgefaßte Sprüche“ überreichte und unter fortwährendem Vivatrufen aus Körben, die sie je zwei und zwei trugen, Blumen auf den Weg streueten. Nahe beim Eingange zum Schlosse hatten sich in der Fürstenstraße die Junggesellen aufgestellt und begrüßten mit klingendem Spiele und nieder gebeugten Fahnen den aus dem Schlosse hervortretenden Landesherrn. Die Straßen waren mit Blumengeländen festlich geschmückt. Die Schulkinder warfen Blumensträuße in den Wagen, während derselbe im langsamen Schritte sich über die Stockenstraße fortbewegte. An der Hauptwache am Hof standen die Mannschaften, präsentirten das Gewehr und alle Trommeln wirbelten. Noch nie, so versicherten die ältesten Leute, hatte man solche herzliche und offene Freudenbezeugungen in Bonn gesehen, der Kurfürst saß gerührt im Wagen, man wollte bemerkt haben, daß er weinte. An der Pforte der Remigiuskirche empfing die Geistlichkeit im vollen Festornate den obersten Landesfürsten und geleitete ihn zu dem gezierten Sitze, auf welchem er sich niederließ. Der Kanonikus Metternich hielt eine lateinische Anrede, worin er die Bedeutung der Feier auseinandersetzte und den Himmel bat das heiligste Opfer für das Wohl des besten Landesherrn gnädigst aufzunehmen. Unter Pauken- und Trompetenschall begann das

Hochamt, während desselben führte die ganze Hofkapelle eine musikalische Messe auf, welche mit einem feierlichen Te Deum schloß.

Der Rückzug zum Schlosse wurde in derselben Weise bewerkstelligt, worauf sich der ganze Festzug ohne den Kurfürsten unter dauerndem Jubel des Volkes mit klingendem Spiele unter Vorantritt des Magistrats nach dem Hofgarten bewegte. Der regierende Burgemeister aber ging mit in die kurfürstlichen Gemächer, wo er sich der Gnade des Landesherrn empfahl und ihn bat diese Freudenbezeugungen als ein Zeichen der unverbrüchlichen Treue seiner Unterthanen anzunehmen. Der Kurfürst sprach in der herzlichsten Weise seinen Dank aus und gab die mündliche Versicherung ab, daß er durch diese Merkmale der öffentlichen Liebe der Bürgerschaft äußerst gerührt sei und diesen Tag nie vergessen werde. Bald darauf erschien er nochmals im Hofgarten, schritt vor der in Parade aufgestellten Bürgerschaft her und sprach auch ihr seinen Dank aus. Nachmittags um 2 Uhr fand eine Galatafel im Schlosse Statt, wozu der ganze Magistrat bereits Tages vorher eine Einladung erhalten hatte. Während des Mittagsessens zog die Schützengesellschaft im Hofgarten auf und feuerte in kurzen Pausen Böllerschüsse und Gewehrsalven ab. Nach aufgehobener Tafel begrüßte auch sie der Kurfürst. Das Wetter war warm und prächtig, am Tage vorher aber hatte es noch geregnet und geschneiet.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß in der Stadt große Freude über die Rückkehr des Kurfürsten herrschte, und man jetzt hoffte wieder friedlicheren Zeiten entgegen zu gehen. Auch das Landvolk hatte sich an diesem Freudentage äußerst zahlreich eingefunden und betheiligte sich überall an den Jubelrufen, welche dem Kurfürsten entgegen tönten.

Die Geschäfte gingen wieder ihren alten Gang, der Kurfürst aber war seit der Flucht ernster geworden. Von diesem Zeitpunkte ab finden wir auch, daß die Presse vorsichtiger in ihren Mittheilungen über die aufrührerischen Bewegungen in Frankreich zu Werke ging. .Man dachte auch daran die alten Befestigungen von Bonn nicht ganz zu Grunde gehen zu lassen. Bei den deshalb angestellten Untersuchungen ergab es sich, daß namentlich die Mauerstrecke von dem innern Sternthore nach der Viehmarktseite, wo gewöhnlich das Vieh angetrieben zu werden pflegte,

einzufallen drohe. Man ließ deshalb die in der Stadtmauer daselbst befindlichen tiefer gehenden Bogen ausmauern, wodurch diese Seite ein freundlicheres Aussehen gewann. Die weitere Strecke bis zum Kölnthore wurde vorläufig nur mit Stützen versehen. Trotz der anscheinenden Friedensaussichten nahm der Nothstand noch immer zu. Im Juni sah man sich deshalb gezwungen den Lohn der Maurer, Zimmerleute und Leiendeckergesellen für das nächste Jahr zu erhöhen und auf 22 Stüber festzusetzen, eben so wurde der Satz für den Tagelohn auf 16 Stüber bestimmt. Zu der Theuerung kam noch, daß die Betteleien in ungewöhnlicher Weise zunahmen. Namentlich wanderten französische Geistliche massenweise im Lande herum und kollektirten. Vielfach wurden sie für Spione gehalten.

Im August trafen 477 Mann preußische Truppen ein, deren Mannszucht aber nicht gerühmt wird. Man hatte sie im Polizeihause untergebracht, wo sie am 24. August sich arge Ueberschreitungen der Ordnung zu Schulden kommen ließen. Die Ursache ihres Unwillens ist nicht mitgetheilt. Sie schlugen Fenster, Tische und Stühle entzwei und konnten nur mit Mühe zur Ruhe gebracht werden. Der hierdurch angerichtete Schaden wurde auf 77 Rchsthlr. 4 Stüber abgeschätzt. Der Stadtrath berichtete hierüber sofort an die kurfürstliche Regierung um von der preußischen Behörde Ersatz zu bekommen. Der preußische Major von Hagen traf in Folge dessen in Bonn ein, es wurde eine strenge Untersuchung angestellt und der Umfang des angerichteten Schadens nochmals genau geprüft, worauf der Bevollmächtigte zehn Pistolen Gold (65 Rchsthlr. Spec.) zur Entschädigung anbot, welche angenommen wurden. Von da ab wurde die Mannszucht straffer gehandhabt.

Während des ganzen Sommers herrschte große Dürre, der Rhein hatte seit Monaten einen so niedrigen Wasserstand, wie man ihn seit Jahren nicht gesehen hatte. Der Verkehr auf dem Strome war fast ganz gehemmt. Dieser Uebelstand wurde hauptsächlich im Herbste tief empfunden, denn die Kohlennachen konnten nicht fahren, und bald stellte sich ein empfindlicher Mangel an Brand heraus. Hierzu kam noch, daß die Erndte nicht ergiebig ausgefallen war. Man befürchtete eine allgemeine Theuerung, so daß der Stadtrath sich veranlaßt sah eine Eingabe an die kurfürstliche Regierung zu richten und um Abhülfe zu bitten.

Trotz der Vorkehrungen, welche die Letztere traf, stieg der Preis des Brandes und des Korns zu einer ungewohnten Höhe, so daß sie im Dezember sogar bis zum Nothstande heranwuchs.

III.

Das Jahr 1794. Die abermalige Flucht des Kurfürsten und die Auflösung des Kurstaates. Einmarsch der Franzosen.

Leider fehlen in dem Bonner städtischen Archive die Protokolle der Stadtrathssitzungen für die Zeit vom 1. Januar bis zum 8. Oktober 1794. Somit hat man keinen Anhaltspunkt um von dem inneren Leben der Stadt ein Bild zu geben. Da auch sonst Schriftstücke aus diesem Zeitraume fast gar nicht vorhanden sind, so liegt die Vermuthung nahe, daß man Alles zu beseitigen gesucht hat, welches geeignet war auf Personen und Zustände ein unliebsames Licht zu werfen.

Pichegru hatte den Oberbefehl über die französische Nordarmee übernommen, brach in Westflandern ein und warf die Oesterreicher zurück. Jourdan rückte über die Sambre vor. Am 26. Juni fand die Entscheidungsschlacht bei Fleurus Statt, nach welcher die Oesterreicher vollständig ihre Stellungen aufgeben mußten. Die französische Sambre- und Maasarmee konnten sich bei Arth vereinigen und rückten in Brüssel ein, so war Belgien den Republikanern überlassen. Ein anderes französisches Armeekorps hatte auch die österreichische Abtheilung, welche Trier und Umgebung besetzt hielt, zurückgeworfen. Es rückte der Kriegsschauplatz von zwei Seiten nach dem Rheine vor, und der Kurfürst wurde immer mehr in seiner Residenz bedrohet. Die bisher an der Mosel unter dem General Melas gestandenen österreichischen Truppen breiteten sich über die trierische und kölnische Eifel aus. Das an und für sich arme Land war auf diese zahlreichen Gäste nicht vorbereitet, die wenigen Vorräthe reichten kaum für wenige Tage aus, und es entstand bald Mangel an Lebensmitteln aller Art. Dieses war im August 1794.

In Bonn trafen fast stündlich Eilboten ein, welche um Abhülfe des Nothstandes in der Eifel baten, der Kurfürst aber befand sich in der größten Verlegenheit, da auch hier keine Vor-

räthe aufgespeichert waren. Da diese Gesuche aus vielen Orten ankamen, so wußte sich der Letztere nicht anders zu helfen, als Marketenderkarren mit Lebensmitteln hier und dorthin abzusenden, um wenigstens dem augenblicklichen dringendsten Bedürfnisse entgegen zu kommen. Zugleich beauftragte er aber auch den Regierungs-Assessor Wurzer sofort nach der Eifel aufzubrechen, um dort Rath und Ordnung zu schaffen. Derselbe reisete am 14. August sofort nach Altenahr und Adenau ab. Seinen umsichtigen Maßregeln war es zu verdanken, daß der Nothstand nicht den höchsten Gipfel erreichte. Die Verwirrung war aber so groß, daß er mehrere hundert österreichische Gewehre in Altenahr herrenlos vorfand, welche er unverzüglich nach Bonn sandte. Seine Thätigkeit dauerte daselbst bis zum Ende September, die traurigen Nachrichten, welche über das unaufhaltsame Vordringen der französischen Sambre- und Maasarmee in Bonn eintrafen, setzten derselben ein Ende. Aachen befand sich bereits seit dem 19. September in den Händen der Republikaner.

In Bonn herrschte die größte Besorgniß. Der Kurfürst sah ein, daß er sich mit seiner Regierung nicht in seiner Residenz halten könne und ließ die schleunigsten Vorkehrungen zur Flucht treffen. Das Archiv so wie die Schriftstücke der Regierungskanzlei und Registratur, welche bereits vorsorglich eingepackt waren, wurden auf Schiffe verladen und den Rhein hinab nach Recklinghausen gesandt, wohin vorerst der Sitz der Regierung verlegt werden sollte. Wurzer erhielt den Auftrag, sich zur persönlichen Dienstleistung des Kurfürsten zur Verfügung zu halten. Derselbe fuhr deshalb nach Bonn zurück. Die Beamten, welche die Weisung erhalten hatten ihre Kassen abzuliefern, trafen von allen Orten der Nachbarschaft ein, um diesem Befehle nachzukommen. Trotz des Uebermaßes der Geschäfte wurde dieses noch mit der möglichsten Ordnung bewerkstelligt.

Mit besorgter Miene sah man die Leute überall auf der Straße stehen und sich über die drohenden Ereignisse unterhalten. Keine Anzeichen waren vorhanden, daß man der Ankunft der Franzosen mit Hoffnung entgegen gesehen hätte. Die kurfürstliche Regierung war ihnen Allen genehm, von Freiheitsschwindel zeigte sich keine Spur. Die schaudererregenden Nachrichten, welche über die Ereignisse der letzten Jahre in Paris, so wie über das Auf-

treten der republikanischen Horden von allen Seiten eingelaufen waren, trugen nicht dazu bei, eine Vorliebe für die Franzosen als Retter aus der Noth zu begünstigen.

Dem österreichischen Oberbefehlshaber Clairfait fehlte es auf seinem Rückzuge nach dem Rheine an einem Stützpunkte, wo er seine geschlagenen Truppen hätte sammeln können. Auf seinem Wege lag zwar am linken Ufer des Stromes das mit Gräben und Mauern versehene Köln, die alten Befestigungen dieser Stadt, welche in früheren Kämpfen eine Rolle gespielt hatten, waren aber nicht in dem Zustande, um Clairfait große Zuversicht einflößen zu können. Derselbe wandte sich deshalb an den dortigen Stadtrath und forderte ihn zur Wiederherstellung der Schutzwerke auf, wozu er sich erbot hülfreiche Hand zu leisten. Der reisige Sinn war aber aus den Kölnern gewichen, mit Angst sah man einer möglichen Belagerung entgegen und schlug das Gesuch Clairfaits rundweg ab. Als darauf der Letztere vorschlug bei Mülheim Verschanzungen zu errichten und schließlich bei Strafe von Militärexekution die Hülfe der Stadt mit Festigkeit verlangte, berief der Magistrat die Vertreter der vier und zwanzig Zunftgaffeln und beschloß endlich sich dem Willen des Obergenerals zu fügen. Die Schneiderzunft legte jedoch tozdem noch Verwahrung ein.

Am 4. Oktober sandten die Kölner dann eine Gesandtschaft in das Lager der Franzosen, welches sie bereits bei Müngersdorf bezogen hatten, um sie um Schonung der Stadt zu bitten. Eine zweite Deputation wurde an Clairfait beordert, um die getroffenen Maßregeln zu beschönigen. Die Franzosen rückten unverzüglich in die Stadt ein und trafen sofort Anstalten ihre Stellung zu befestigen. Sie verlangten die Bürgerschaft solle 500 Mann zum Ausbau der Schutzwerke stellen und der Stadtrath versprach freiwillig noch mehr Leute zu schicken, wenn es gewünscht werde. Was man also den eigenen Truppen hartnäckig verweigert hatte, das bewilligte man ohne Widerstreben dem Feinde.

Diese Verhältnisse blieben in Bonn nicht unbekannt, an Widerstand war jedoch nicht zu denken. Die wenigen Truppen, welche dem Kurfürsten überhaupt zu Gebote standen, waren fast Alle mit dem Reichsheere vereinigt. Der Stab des eigentlichen kurkölnischen Heeres bestand aus 20 Offizieren und einer Anzahl

Beamten, in die Mannschaft sollten 1350 Leute eingereihet werden, die jedoch nie vollzählig waren. Unter ihnen befanden sich 7 Hauptleute, 3 Capitain-Lieutenants, je 10 Ober- und Unter-Lieutenants, 10 Feldwebel, 20 Führer, 50 Korporale, 872 Musketiere, 218 Grenadiere und 30 Spielleute.

Zwar hatte der Kurfürst in demselben Jahre ein Regiment von vorläufig zwei Bataillonen neu errichtet, da von Seiten des Reiches auf Stellung eines größeren Kontingents gedrungen wurde, die unter vielen Schwierigkeiten ausgehobenen Truppen hatten aber sofort auswärts Verwendung gefunden. Die kurkölnischen Mannschaften waren bei der Belagerung von Valenciennes mit thätig gewesen und hatten mannhaft gefochten, auch wurde die Tapferkeit der am Oberrhein verwandten Truppen sehr gerühmt. In Bonn lagen stets nur sehr wenige Truppen, sie waren gewisser Maßen nur eine Ehrenwache des Kurfürsten. Der größte Theil der Mannschaften fand in Friedenszeiten meistens in dem Herzogthum Westfalen Beschäftigung, welche darin bestand, daß sie den Behörden als starke Hand zur Seite stehen mußten.

Es liegt mir ein Originaltagebuch einer solchen Abtheilung vor, woraus hervorgeht, daß sie zu allem Möglichen benutzt wurden. Bald galt es Steuerrückstände von störrischen Bauern beizutreiben, bald mußten sie Waldungen gegen Holzfrevler schützen oder gar Gefangenentransporte übernehmen und zur Vertreibung fremder Werber beitragen. Diese nach Westfalen beorderten Truppen befanden sich sämmtlich noch auf der rechten Seite des Rheines. Die Stadt Bonn war aller genügenden Befestigungen bar, dem Kurfürsten fehlten hiernach, da das Reichsheer die Stellungen aufgegeben hatte, und Köln im Begriffe war sich selbst den Franzosen auf Gnade und Ungnade zu überliefern, alle Mittel dem Vormarsche der Letzteren sich mit Gewalt entgegen zu stellen. Max Franz war außerdem ein friedlicher Mann, in dessen Natur es nicht lag sich an Kriegsereignissen persönlich zu betheiligen.

Die Stimmung der Bevölkerung wurde mit jedem Tage gedrückter. Am 30. September waren noch französische Gefangene eingetroffen, welche als günstige Zeichen der Kriegslage aufgefaßt wurden. Nach diesem Tage aber sah man nur Flüchtlinge der Reichstruppen, welche durch ihre oft übertriebenen Schilderungen der französischen Armee und ihrer wilden Sansculottenhaufen nicht

wenig dazu beitrugen die allgemeine Furcht auf das Aeußerste zu treiben. Aus den umliegenden Dörfern kamen täglich Bauern in die Stadt, welche bald hier bald da französische Soldaten gesehen haben wollten. Manche dieser Landleute trafen mit Familie und Sack und Pack ein. Nur wenige blieben in Bonn, der größte Theil derselben suchte an die rechte Rheinseite zu gelangen. Aber auch Geistliche und Leute aus den gebildeteren Klassen sah man massenweise auf den Landstraßen, welche denselben Weg verfolgten. Am Ufer des Stromes lag die Habe von Flüchtlingen hoch aufgespeichert, welche auf die Ueberfahrt wartete. Die Ponte mit den vorhandenen Kähnen reichte nicht aus um dem Bedürfnisse zu genügen. Auch aus der Stadt wanderten Viele aus und suchten das rechte Ufer zu gewinnen. Hauptsächlich war es der hiesige Adel, welcher der Berührung mit den Republikanern zu entgehen strebte. Es liefen haarsträubende Gerüchte darüber um, wie die Geistlichen und Adligen von den Freiheitshelden oder sogenannten Patrioten mißhandelt worden seien. Das Schrecklichste wurde geglaubt. Man fürchtete, die einrückenden Franzosen würden sofort damit beginnen zu plündern und dann die Stadt an allen Ecken in Brand stecken. Viele vergruben ihr Geld, die stets offenen Kirchen aber wurden nicht leer von Männern und Frauen, welche sich dem Schutze Gottes empfahlen.

Da hieß es am zweiten Oktober der Kurfürst werde am Nachmittage die Stadt verlassen und sich ebenfalls auf die rechte Rheinseite flüchten. Diese Nachricht verursachte allgemeinen Schrecken. Das Volk umlagerte in höchst gedrückter Stimmung das Schloß, in wenigen Häusern der Stadt wurde an jenem Tage zu Mittag gegessen. In größeren Trupps zog man theils über den Markt zum Rheine oder nach dem Kölnthore, wo sich die Leute auf den dort befindlichen Wällen aufstellten und angstvoll in der Richtung nach Köln hinaus späheten, ob man nicht anrückende Franzosen gewahre. Selbst die Treppen des Münsterthurms wurden nicht leer von Neugierigen, oben an den Schalllöchern sah man stets Leute mit Fernröhren bewaffnet stehen, die Letzteren wanderten von Hand zu Hand.

Im Schlosse selbst herrschte große Thätigkeit, der Kurfürst hatte sich aus seiner Privatwohnung, dem jetzigen Oberbergamte, dorthin begeben, um die letzten Anordnungen für seine Abreise

zu überwachen. Stündlich wurden Wagen verpackt und nahmen ihren Weg zum Rheine. Endlich gegen 3 Uhr Nachmittags fuhr der kurfürstliche Leibwagen am Hof vor dem Einfahrtsthore neben der Schloßkapelle vor, und bald darauf erschien Max Franz im Reiseanzuge. Schweigend hielt sich das Volk in einiger Entfernung und begrüßte den Kurfürsten, welcher unaufhörlich mit beiden Händen winkte und dann Platz im Wagen nahm. Langsam fuhr er über die Stockenstraße zum Markte. Der Platz war gedrängt voll Menschen, sie schaarten sich zusammen um den Wagen, man hörte von vielen Seiten lautes Schluchzen. Da befahl der Kurfürst, gerade vor der Treppe des Rathhauses, seinem Kutscher zu halten, er richtete sich im Wagen auf und richtete folgende Worte an das versammelte Volk: „Euer Schmerz bei dem jetzigen Abschiede ist nicht größer, als der meinige. Füget Euch in das Schicksal. Die Franzosen kommen und werden wieder gehen. Dann werde ich auch zurückkehren und meine Freude wird größer sein, als die Eurige. Lebet wohl!" Ein allgemeines Schluchzen folgte diesen Worten, Alle sanken auf die Knie nieder und der Kurfürst ertheilte ihnen mit zitternden Händen den Segen. Dann fuhr er langsam durch die Wenzelgasse und die Josephstraße dem Rheine zu. In seinem Gefolge befanden sich die für die Verwaltung des rechten Rheinufers bestimmten Behörden und der Rest des kurfürstlichen Militärs. Das Volk reihete sich zu beiden Seiten der Straßen auf, durch welche sich der Zug bewegte. In den Fenstern sah man überall Frauen, Mädchen und Kinder stehen, welche mit Händen und Taschentüchern weinend dem Kurfürsten den Abschiedsgruß zuwinkten. Die Ponte stand bereit zur Aufnahme. Ehe Max Franz sie betrat, wandte er sich noch einmal nach dem versammelten Volke um und segnete es zum letzten Male.

Eine kleine Abtheilung der noch hier befindlichen österreichischen Kurassier-Escadron, welche in der Nähe der Stadt eine Vorpostenkette längs dem Ufer des Rheines unterhielt, stand an der Landungsbrücke aufgepflanzt und gab dem Kurfürsten zum Abschiede das militärische Ehrengeleite. Diese Oesterreicher befanden sich stets unterwegs und ließen sich bald hier bald dort sehen, um die ebenfalls ausschwärmenden französischen Vorposten über die Stärke der Bonner Besatzung zu täuschen. Der in Bonn liegende Theil dieser Truppen hatte zugleich den Auftrag, die Hinüberschaf-

fung des Restes eines Militärmagazins, welches sich im Nonnenkloster zum Engelthale befand, zu überwachen.

In Bonn war nach der Abreise des Kurfürsten nur der Regierungs-Präsident mit dem Regierungsrathe Wurzer von den Behörden zurückgeblieben. Dieselben hatten übermäßig zu thun, zwei Tage und eine Nacht waren sie schon damit beschäftigt, die Kassen und Verwaltungsarbeiten vor ihrer Abreise zu einem gewissen Abschlusse zu bringen. Als diese Herren am 3. Oktober mit dem österreichischen Rittmeister, welcher die Nachhut der Kurassier-Escadron befehligte, im englischen Hofe zu Bonn auf der Fürstenstraße, dem jetzigen Weberschen Hause, an der Mittagstafel saßen, erschien plötzlich ein reitender Bote mit der Nachricht, daß vor einer halben Stunde französische Plänkler unterhalb des Kreuzberges erschienen seien. Der Rittmeister erklärte, daß er unter diesen Umständen nicht im Stande sei sich länger auf dem linken Rheinufer zu halten, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen wolle, in Gefangenschaft zu gerathen. Die Mittagstafel wurde deshalb rasch aufgehoben und Alle bereiteten sich vor zum sofortigen Abzuge. Sie begaben sich nach Limperich, wo der Kurfürst die erste Nacht am rechten Rheinufer zugebracht hatte und man ihn noch zu treffen hoffte. Derselbe war jedoch bereits nach Deutz weiter gereist und übernachtete in der dortigen Benediktiner-Abtei. Am anderen Morgen begab er sich demnächst nach Mülheim a. Rh. Dorthin hatte Max Franz den österreichischen Obergeneral Clairfait zu einer Zusammenkunft einladen lassen, um über die Lage der Dinge mit ihm zu berathen.

Während dieser Versammlung traf der Regierungspräsident von Nesselrode mit dem Rathe Wurzer in Mülheim ein. Beide hatten ebenfalls die letzte Nacht in Limperich auf Stroh geschlafen und waren dann ohne Verzug dem Kurfürsten nachgereiset. Sie fanden den Letzteren ungebeugten Muthes. Wurzer erzählt sogar einen scherzhaften Vorfall, welcher beweist, daß selbst unter diesen schwierigen Verhältnissen Max Franz seinen Humor nicht verloren hatte. Im Vorgemache des Konferenzsaales befand sich der österreichische Gesandtschaftssekretär Malchus, ein friedliebender und nichts weniger wie kriegerisch aussehender Mann. Derselbe hatte sich in Anbetracht der kriegerischen Verhältnisse mit einem gewaltigen Cavalleriesäbel umgürtet, welcher ihn höchst

komisch stand. Als Max Franz seiner ansichtig wurde, glitt ein Lächeln über seine Züge und er sagte: „Wenn ich, lieber Malchus, ein solches Schwert besessen hätte, wie Sie es da führen, so hätte mich die ganze französische Armee nicht über den Rhein gejagt.“ Malchus wurde über diese Anrede bestürzt, beruhigte sich aber, als er erfuhr, daß eine solche Aeußerung des Kurfürsten nicht ungewöhnlich sei und man sie auch in ihrer Gutmüthigkeit auffassen müsse.

Der Rest der österreichischen Armee hatte auf zwei zwischen Köln und Mülheim geschlagenen Brücken sich nach dem rechten Rheinufer zurückgezogen. Ein aus allen möglichen Truppentheilen und Bagagewagen bestehendes Chaos belebte die Landstraßen und umliegenden Felder. Als der Kurfürst sich anschickte nach Opladen weiter zu fahren, sah er den Weg vollständig versperrt. Wurzer übernahm es daher vorauszureiten und durch den Ruf: „Der Erzherzog Max von Oesterreich!“ die Kolonnen zum Ausweichen zu veranlassen. Dieses half, doch nur sehr langsam konnte die Weiterfahrt bewerkstelligt werden. In Opladen war bereits Alles besetzt, der Wirth daselbst erklärte, daß er auch nicht den kleinsten Raum besitze, um ihn dem sonst wünschenswerthen hohen Gaste zur Verfügung zu stellen. Als dieses dem Kurfürsten mitgetheilt wurde, entschloß er sich seitwärts nach Langenfeld zu fahren, wo die Wege, abgelegen von der Hauptrheinstraße, sicher bessere Gelegenheit zum Fortkommen bieten würden. Gleichzeitig theilte sich das Gefolge in mehrere Abtheilungen. Der Kurfürst setzte seinen Weg über Duisburg, wo er wieder übernachtete, nach Oberhausen fort. Dort traf er mit dem Präsidenten und dem Rathe Wurzer wieder zusammen.

Die beiden Letzteren hatten eine abenteuerliche Fahrt durchgemacht, deren Schilderung ein anschauliches Bild der Verhältnisse während dieser Flucht liefert. Ich lasse den Rath Wurzer, dessen handschriftlicher Bericht mir vorliegt, hierüber wie folgt erzählen:

„Mein Präsident beschloß (von Opladen) mit dem Statthalter Grafen Truchseß und mir die direkte Reise fortzusetzen, weil wir auf seinem Schlosse zu Bürgel bei Düsseldorf die beste Aufnahme erwarten durften. Als sich die Züge in Bewegung setzten, hielt ich es nicht für überflüssig, mich nach der Entfernung von Opladen

nach Bürgel zu erkundigen. Graf Nesselrode gab dieselbe auf 4—5 Stunden an, und ich erklärte, daß es für mich eine Unmöglichkeit sein werde, nach der bereits bei mir eingetretenen totalen Erschöpfung bei Nacht noch eine solch weite Strecke reiten zu können. Nesselrode sprach mir Muth und Trost ein, berief sich auf unsere stete Unterhaltung, wobei die Tabakspfeife eine Hauptrolle spielen werde und versicherte mich, Alles werde vortrefflich gehen. Ueber diese Reise kann ich fast nichts sagen, ich habe vor Erschöpfung fast nur schlafend auf dem Pferde gesessen, bis ich auf den freundlichen Ruf „da können Sie Bürgel sehen!“ erwachte und neue Kräfte erhielt. Indessen machte Graf Nesselrode mich auf den auffallenden Umstand aufmerksam, daß alle Zimmer des Schlosses beleuchtet seien, indem doch der Verwalter gar keine Nachricht von seiner Ankunft von ihm erhalten habe. Das Räthsel klärte sich bald auf, als wir beim Eintritt in den Hof den ganzen Raum mit Wagen und Karren angefüllt fanden, wobei der Schloßverwalter mit Angst und Schmerzen uns erzählte, daß zwei Mönchs- und ein Nonnenkloster aus Brabant auf ihrer Flucht hier ein Unterkommen gesucht und von ihm, der die Ankunft seines Herrn unmöglich habe erwarten können, aus Mitleid und Menschenliebe dasselbe bewilligt worden sei. Beim Eintritt in das Schloß fanden wir auch eine zahlreiche Gesellschaft noch an der Tafel, die sich bereit erklärte die nothwendigen Räume für die Gutsherrschaft und ihr Gefolge zu verlassen. Nesselrode fragte sogleich mit der ihm eigenen Gutmüthigkeit, ob denn gar kein Raum mehr frei sei. Als er erfuhr, daß nur ein Paar Mansardenzimmer unbesetzt seien, beschloß er nach unserer Zustimmung sogleich, daß wir uns für die Nacht damit begnügen wollten.

In der That wurde auch ein Zimmer nebst Kabinet für uns zum Schlafen eingerichtet. Wir säumten natürlich nicht länger uns zur Ruhe zu legen. Ich warf nur Rock und Stiefel aus, um meinem dringenden Bedürfniß zum Schlafen zu genügen. Kaum hatte ich mich jedoch gelegt, da wurde ich durch starkes Pferdegetrappel, lautes Weinen und Schreien aufgeschreckt. Ich suchte meinen abgelegten Rock mit den Stiefeln im Dunkeln wieder zusammen um unten nachzusehen, was vorgefallen sei. Zur nämlichen Zeit rief mich aber auch mein erwachter Präsident mit dem Namen und äußerte seine Besorgniß, die Franzosen seien

über den Rhein gekommen. Schnell angekleidet bat ich nur um Ruhe, ich werde bald Alles erfahren haben. Unten fand ich einen Regierungskommissar aus Düsseldorf, in der Person eines mir schon bekannten Hofraths von Proff, der mich benachrichtigte, daß die Franzosen Düsseldorf bereits in Brand geschossen und man, darauf nicht vorbereitet, weder Archiv noch Bildergallerie u. dgl. geflüchtet habe. Er sei, wie einige Andere nach verschiedenen Richtungen, abgeschickt worden, um mit Hülfe der ihn begleitenden Kurpfälzischen Dragoner alle vorfindlichen Transportmittel mit Beschlag zu belegen und nach Düsseldorf zu bringen. Daß über diese Nachricht die Mönche und Nonnen fast in Verzweiflung geriethen, verstand sich wohl von selbst. Der Kommissar bat ihm aus dem großen Vorrath von Transportmitteln nur einige Aushülfe zu gewähren. Ich versprach dieses, versammelte die Oberen der Klöster um mich und gab ihnen den Rath einige Fuhren freiwillig zur Verfügung zu stellen, was mir gelang. Darüber brach der Tag an, wir konnten an Ruhe nicht mehr denken. Wir ritten mit frühestem Morgen an Düsseldorf vorbei, wo es noch an mehreren Stellen brannte. Mittags erreichten wir Mülheim a/Ruhr, von wo ich Nachmittags allein nach Oberhausen weiter eilte um den Kurfürsten zu treffen. Am folgenden Morgen 11 Uhr langte derselbe auch an."

Max Franz fuhr demnächst nach Dorsten und traf nun die nöthigen Maßregeln zur Verwaltung des rechtsrheinischen Theiles des Kurfürstenthums. Das Domkapitel von Köln, welches auch in politischer Hinsicht eine Rolle spielte, wurde mit dem kölnischen Offizialatsgerichte, dem Appellationsgerichtshofe, der ständischen Obersteuerkasse und den dazu gehörenden ständischen Deputirten nach Arnsberg beordert. Die Regierung verlegte der Kurfürst nach Recklinghausen und die Hofkammer nebst der Landrentmeisterei nach Brilon in Westfalen. Zugleich ernannte er diejenigen Beamten, welche bei diesen Behörden während der Zeit der Auswanderung thätig sein sollten. Der Universität in Bonn drückte der Kurfürst den Wunsch aus, daß sie daselbst ihre Thätigkeit unverändert fortsetzen solle. Dabei war seine Absicht, daß der Feind das blos in Kapitalien bestehende Vermögen des Stiftungsfonds der Universität nicht als herrenloses Gut betrachten und einziehen möge. Die Professoren waren auf den Fortgenuß der Einkünfte

aus dem Stiftungsfonds angewiesen. Was nun die übrigen zur Auswanderung bestimmten Beamten anbetrifft, welche auf einige Zeit an fremden Orten sich aufhalten mußten, so gab der Kurfürst jedem Rath zur Entschädigung eine Zulage von drei und einen halben Gulden kölnisch (= 8 Mark) und den Subalternbeamten einen Reichsthaler kölnisch nebst freiem Servis d. h. Feuer, Licht und Wohnung, außerdem jedem in seiner Kathegorie die bisherigen gesetzlichen Einkünfte (Sporteln u. s. w.) in sofern sie ferner noch flüssig sein würden. Im folgenden Jahre flüchtete der Kurfürst weiter über Frankfurt a. M., Leipzig, Mergentheim nach Wien, wo er in dem nahen Hetzendorf bis zu seinem im Jahre 1801 erfolgenden Tode verblieb.

In Bonn wurde nach der Abreise des Kurfürsten die Stimmung mit jedem Tage trüber. Es wagte sich weder Jemand aus den Thoren der Stadt hinaus, noch kamen die Landleute in dieselbe zum Markte. Die einzige Kunde über die Ereignisse im Lande brachten die Flüchtlinge, deren Züge immer massenhafter die Straßen belebten. Ihre Mittheilungen waren nicht geeignet den Muth der Einwohner zu erhöhen. Die Flüchtlinge kamen oft aus weiter Ferne, und zwar meist zu Fuß, denn es fehlte überall an Transportmitteln. Die Bürger standen stundenlang auf den Wällen der Stadt; der alte Zoll, der Windmühlenberg, das Ufer des Rheines waren während des ganzen Tages von Neugierigen umlagert. Von der Seite nach Köln zu erwartete man die Franzosen, auf dem rechten Ufer verfolgte man die Streifzüge der Oesterreicher, welche bald hier bald dort auftauchten. Am 7. Oktober Abends langte die Nachricht ein, die Franzosen haben unterhalb Hersel ein Lager bezogen, und wirklich erblickte man nach Eintritt der Dunkelheit Wachtfeuer im Felde. Niemand wagte sich zur Ruhe zu legen. Kaum grauete am folgenden Tage der Morgen, als man größere und kleinere Trupps von Bürgern nach dem Kölnthorwalle hinziehen sah. Aeltere Leute haben mir erzählt, daß sie als Kinder von ihren Eltern dorthin mitgenommen worden seien. Hiernach scheint es fast, als wenn die Neugierde stärker gewesen sei, als die Furcht.

Damals zog sich vom Stern zum Kölnthore auf der nordwestlichen Seite der jetzigen Wilhelmsstraße ein ziemlich hoher Stadtwall hin, von welchem man nach dem Vorgebirge zu die

Gegend weit überschauen konnte. Nur durch die Kölner Landstraße getrennt, fand diese Umwallung ihre Fortsetzung in einem weitläufigen Erdwerke, unterbrochen von Vertiefungen zur Aufstellung von Kanonen. Dasselbe faßte den ganzen Raum des früheren Exerzierplatzes, auf welchem jetzt die neuen klinischen Anstalten errichtet sind, ein. Der Wall erhob sich über einer niedrigen Mauer, deren Reste noch jetzt an dem vom Kölnthore nach dem Rheine südlich vom Johannishospitale gelegenen Wege zu erkennen sind. Auf dem Platze selbst stand ein einstöckiges Arsenalgebäude, worin stets einige Kanonen aufbewahrt worden waren. Zwei Reihen Bäume zogen sich vom Kölnthore bis zum Rheine hin, unter denen Seilspinner gewöhnlich ihr Geschäft betrieben. Dieser Platz war ein sehr beliebter Spaziergang für die Bonner Bürger, da man von dem Walle, welcher sich im rechten Winkel längs dem Rheinufer weiter hinzog, eine herrliche Aussicht auf den Strom und das Siebengebirge genoß. Hunderte von Menschen hatten sich auf der weiten Strecke vom Sternthore bis zum Rheine hin zusammengefunden und sahen der Ankunft der Franzosen entgegen, doch wurde ihre Geduld sehr auf die Probe gestellt. Ab und zu hörte man von Norden her Schüsse, auch trafen Leute ein, welche sich nach der Gegend von Hersel vorgewagt hatten, und erzählten, sie haben französische Vorposten gesehen, doch eine Truppenabtheilung zeigte sich nirgends. Es herrschte ein stetes Gewoge unter den Menschengruppen auf dem Walle, Frauen sah man hier und da weinen. Wenn neue Nachrichten ankamen, so verließen die Furchtsamen eilig ihre Plätze und gingen der Stadt zu. Gegen 2 Uhr Nachmittags entstand aber eine allgemeine Verwirrung, denn raschen Laufes sah man Alle, welche in ihrer Ungeduld den Franzosen bis auf die Höhe entgegen gegangen waren, zur Stadt zurück flüchten. Von weitem hörte man schon Rufe: „Sie kommen". Im nächsten Augenblicke bemerkte man auf verschiedenen Seiten berittene Vorposten, welche links und rechts ausschwärmten und in einer festen Linie dann nach der Stadt vorrückten.

Rühmend muß man es erwähnen, daß der Bonner Stadtrath in dieser kritischen Lage sich nicht durch feige Furcht, wie sie sich bei mehreren anderen städtischen Behörden des Rheinlandes gezeigt hatte, beeinflussen ließ. Keine Deputation war den Fran-

zosen entgegen gesandt worden, um ihnen das Wohl der Stadt an's Herz zu legen, was nach den überall gemachten Erfahrungen auch ohne allen Erfolg geblieben wäre. Wie es die römischen Senatoren bei dem Einfalle der Gallier gemacht hatten, beschlossen die Bonner Stadträthe den Feind in den Mauern der Stadt zu erwarten. Sie hatten unter sich vereinbart, „da ihre Gegenwart wegen der immer fortwährenden Geschäfte mancher Art unumgänglich nothwendig sei, sich dergestalt täglich auf dem Rathhause zu versammeln, daß die vier Bürgermeister, der Stadtrentmeister und Rathsverwalter Bertram stets zur Stelle seien". Den Rathsverwandten wurde zugegeben, daß sie abwechselnd sich einfinden sollten.

Einige Plänkler der französischen Truppen trafen zuerst am Kölnthore ein. Sie ritten im strengen Trabe längs dem Walle hin und verbreiteten große Angst unter dem dort versammelten Volke. Der größte Theil desselben eilte in die Stadt zurück, um so mehr, als sich auch ein großer Trupp Reiter von der Höhe her zeigte, der sich rasch nach der Stadt zu bewegte. Als dieser an dem Kölnthore anlangte, stellte er sich in geschlossener Reihe zu beiden Seiten der Landstraße längs dem Walle auf, während die Plänkler in die Straßen der Stadt hinein ritten, um sich davon zu überzeugen, daß keine österreichischen Soldaten mehr innerhalb der Mauern sich befänden. Es waren zwei Escadrons Dragoner, welche den Eingang zur Stadt besetzt hatten und gehörten zur Sambre- und Maasarmee. Ihr Aussehen wird gerühmt. Es sollen Leute aus allen Lebensaltern darin vertreten gewesen sein, junge Burschen, welche kaum das zwanzigste Lebensjahr erreicht hatten und fünfzigjährige Männer, aber Alle von stattlicher Figur. Sie trugen grüne Mäntel, blaue Hosen und Helme, welche hinten mit einem langen Pferdeschweife geziert waren. An der Seite führten sie große Pallasche, waren außerdem aber auch noch mit einem Infanteriegewehre bewaffnet, da sie je nach den Verhältnissen bald als Infanteristen, bald als Cavalleristen verwendet wurden. Man nannte sie deshalb auch wohl reitende Infanterie. Ein Musikkorps hatten sie nicht mitgebracht, nur einige Signaltrompeter sah man in dem Zuge. Sie ließen das auf dem Walle noch zurückgebliebene Volk unbehelligt, welches sich jedoch scheu zur Seite hielt. Nach kurzer Zeit kehrten

die ausgesandten Vorposten aus der Stadt zurück und meldeten, daß sich kein Feind mehr vorfinde, worauf sich der ganze Trupp in Bewegung setzte und in die Stadt einzog. Die Straßen waren menschenleer, die Hausthüren und Fensterläden geschlossen, in den oberen Stockwerken aber sah man überall Frauen und Männer stehen, welche neugierig die fremden Gestalten betrachteten. Ein freundliches Entgegenkommen fand somit nicht Statt. Die Franzosen begaben sich über die Kölnstraße zum Markte, wo eine Escadron Halt machte, während einige Offiziere sich zum Rathhause begaben, um Einquartierungsbillete zu besorgen. Die andere Escadron ritt weiter zur Poppelsdorfer Allee, dort machten es sich die Leute alsbald bequem, stiegen von den Pferden und banden die Letzteren an den Bäumen fest. Einige Dragoner schleppten alsbald Holz von allen Seiten, wo sie es fanden, herbei, rissen Zäune ein und machten Feuer an. Gegen Abend brachen sie jedoch wieder auf und zogen auf der Landstraße nach Godesberg weiter. Als einige Neugierige, welche etwas Französisch radebrechen konnten, sich nach dem Ziele ihres Marsches erkundigten, antworteten die Franzosen: „nach Koblenz und Mainz“.

Die in der Stadt zurück gebliebenen Soldaten hatten viele Mühe mit ihren Quartierbilleten zurecht zu kommen, noch schwerer hielt es für sie Lebensmittel aufzutreiben. Sie schienen sehr ausgehungert und noch durstiger zu sein. Ein größerer Trupp, begleitet von einer Menge Jungen, welchen die neue Lage vielen Spaß verursachte, begab sich in die Brüdergasse vor einen der Pumpe gegenüber liegenden Metzgerladen, schlugen gewaltig an die geschlossenen Fensterladen und verlangten Wurst. Neben an befand sich eine Brauerei. Die Soldaten hielten Assignaten hoch in die Höhe und schrien: „Bier“. Die Ladenbesitzer konnten sich den immer stärker hervortretenden Forderungen nicht lange widersetzen, sie öffneten die Hausthüren, und rasch waren beide Laden gefüllt von Soldaten. Sie warfen die Assignaten für das herangeholte Bier und die Wurst auf den Ladentisch und sangen dabei im Chore:

> Ça ira, ça ira, ça ira,
> l'argent vaut mieux,
> Que des Assignats.

Es handelte sich hauptsächlich darum, gegen die auf größere

Beträge lautenden Assignaten baares Geld heraus zu erhalten. Die Soldaten waren mit Allem zufrieden, was ihnen zur Ausgleichung gegeben wurde, wenn es nur klingende Münze war. Aehnliche Vorfälle kamen in allen Theilen der Stadt vor, die Jungen hatten aber bald das französische Lied aufgegriffen und sangen es bereits Abends auf allen Gassen.

Die häusliche Einrichtung der Franzosen. Die Sansculottes.

Der Magistrat der Stadt Bonn bestand im Jahre 1794 aus folgenden Mitgliedern. Pasch war der regierende Burgemeister, die drei anderen Burgemeisterstellen hatten Rozoli, Fonson und Ebhard inne. Als Rathsverwandte waren eingestellt die Herren Rosspath, Kaufmann, Becker, Ruland, Bertram, Schleiden und Boosfeld. Der Letztere bekleidete zugleich den Posten als Vogt und Amtsverwalter. Kitz hatte die Stadtrentmeisterstelle zu besorgen. Diese Posten wurden sämmtlich in jedem Jahre am 31. Dezember durch freie Wahl besetzt, die Amtsdauer der Ernannten galt somit auf ein Jahr. Ordenbach versah den Dienst als Stadtsekretair. Die Stellung dieser Herren war eine sehr mißliche, da die Anforderungen der Franzosen schon in den ersten Tagen ihrer Anwesenheit über alles Maß hinausgingen. Ihre Lage wurde noch dadurch bedeutend erschwert, daß Keiner unter ihnen der französischen Sprache vollständig mächtig war. Unter diesen Verhältnissen konnten tägliche Mißverständnisse nicht ausbleiben, welche oft zu unliebsamen Erörterungen führten. Die Versuche der französischen Soldaten sofort nach ihrem Einrücken für das von ihnen massenhaft mitgebrachte Papiergeld Waaren zu erhandeln, hatten überall in der Stadt Unordnungen jeder Art hervorgerufen. Die Ladenbesitzer verweigerten die Annahme der verrufenen Assignaten, welche selbst in Frankreich bereits jeden Werth verloren hatten. Dieses führte zu Gewaltthätigkeiten von Seiten des Militairs, man mißhandelte die Bürger mit ihren Frauen und Töchtern und hatte sogar in einzelnen Häusern die Waaren gegen den Willen der Eigenthümer fortgeschleppt. Wenn die Bürger den Verhältnissen Rechnung getragen und sich zu der Annahme der Assignaten verstanden hatten, so hatten sie viel

Papiergeld gelöst, aber all ihre baare Münze eingebüßt. Von allen Seiten eilten die Bürger zum Rathhause um sich über diese Mißverhältnisse zu beschweren, der Stadtrath aber befand sich rathlos, suchte die Bürger so viel als möglich zu beruhigen und bat sie sich nicht den äußersten Gewaltmaßregeln auszusetzen.

Da überreichte am folgenden Tage, Donnerstag den 9. Oktober, der Befehlshaber der französischen Truppen dem Stadtrathe die erste Verfügung des General-Kommandos der Sambre- und Maasarmee, welche aber nichts weniger wie geeignet war beruhigend auf die Bevölkerung zu wirken. Sie war in französischer Sprache abgefaßt und befindet sich noch im Originale in dem städtischen Archive zu Bonn. Zwischen zwei hornartig sich ausbiegenden Blüthenzweigen ist über der Schrift das bekannte altrömische Fascesbündel angebracht, über welchem die Jakobinermütze thront. Die Ueberschrift lautet: „Liberté, Egalité, Fraternité". Der Inhalt der Verfügung besteht in dem Befehle, daß, da nunmehr die Stadt Bonn derselben Regierungsform, wie die anderen von der französischen Armee und Republik erworbenen Städte unterworfen sei, die Assignaten so wie es der darauf ausgedrückte Werth ausweise, für Zahlungen aller Waaren angenommen werden müßten, welche von den Soldaten oder den bei der Armee angestellten Personen angekauft werden könnten. Denjenigen, welche sich weigerten dieser Anordnung Folge zu leisten, wurde angedrohet, daß sie sofort verhaftet und als Feinde der französischen Republik bestraft werden würden. Diese Verfügung heftete man an alle Straßenecken und ließ sie unter Trommelschlag in der bisher üblichen Weise verkünden. So war nun das werthlose Papiergeld, über welches später der treffende Spottreim auftauchte:

> Aus Lumpen ward ich einst gemacht,
> Von Lumpen an den Rhein gebracht,
> Aus Lumpen machten Lumpen mich,
> Und Mancher ward ein Lump durch mich.

amtlich in das Geschäftsleben eingeführt.

Gegen 11 Uhr Morgens trafen an demselben Tage weitere französische Truppen ein, welche gegen die bereits eingerückten Dragoner gewaltig im Aussehen abstachen. Es waren die sogenannten Sansculottes, eine wunderliche Truppe von einigen

tausend Mann, deren Anblick hätte zum Lachen reizen müssen, wenn die Lage nicht so überaus ernst gewesen wäre. Sie hatten in der letzten Nacht auf freiem Felde unterhalb Hersel zugebracht und sahen sehr unsauber aus. Ohne ein Musikkorps rückten sie ein, ihre Bekleidung war sehr abenteuerlicher Art. Eine Gleichmäßigkeit bestand nur darin, daß sie Alle Patrontaschen, welche sie von den Oesterreichern erbeutet hatten, bei sich führten, und die Haare à la Titus trugen. Sonst war ihre Bekleidung aus Stücken aller Art zusammengesetzt, selbst Frauen-Kapotmäntel waren in derselben vertreten. Der eine hatte seinen Kopf mit einem Dreimast, der andere mit einer Mütze oder gar mit einer Zipfelhaube bedeckt. Man sah lange Röcke mit Klappentaschen in den verschiedensten Formen und Farben, die selten dem Träger auf den Leib paßten. Kittel, Wämser und in Ermangelung derselben Frauen-Kopftücher, wie sie damals in der Mode waren, sah man in großer Abwechselung, auch die bald zu kurzen bald zu langen Hosen zeugten davon, daß sie angezogen hatten, was ihnen in die Hände gerathen war. Von Leibwäsche sah man wenig, auch die Fußbekleidung ließ Vieles zu wünschen übrig. Einige gingen in Stiefeln, Andere in Schuhen, Mancher begnügte sich auch mit einem Stücke und hatte einen Fuß mit leinenen Lappen umwickelt oder lief halb barfuß. Ebenso war es mit der Bewaffnung bestellt. Nicht einmal hatte man sie gleichmäßig mit Flinten versorgt, und an den Vorhandenen fehlte oft die Hauptsache, das Feuerschloß. Säbel aller Art trugen sie um die Hüften, Pistolen oder Bajonnette bildeten bei Vielen die einzigen Angriffs- und Vertheidigungswaffen.

Eine solche Armee hatte nun diesen Theil des deutschen Landes erobert, und die stolzen Reichstruppen waren vor ihr zurückgewichen. Die Franzosen stellten sich auf dem Marktplatze auf um die Karten für ihre Unterbringung in Empfang zu nehmen. Da entfaltete sich ein eigenthümliches Schauspiel. Ob von Seiten des Kommandos ein Befehl durch Trommelschlag bekannt gemacht worden war Bekleidungsgegenstände für „die Patrioten" zum Markte zu bringen, oder ob die Bürger ihrem Mitleidsgefühle gefolgt sind, ist mir nicht gelungen fest zu stellen. Von allen Seiten sah man jedoch die Leute Stiefeln, Schuhe, Strümpfe, Hemden, Röcke, Hosen und Mäntel heranschleppen, welche von dem Befehlshaber

dankbar angenommen wurden. Sie wurden zu Haufen vertheilt und dann die Soldaten angewiesen sich Passendes auszusuchen. Die Unteroffiziere hielten hierbei eine gewisse Ordnung aufrecht, der Wechsel der Kleidung brachte aber die spaßhaftesten Auftritte mit sich. Alte Herren, welche noch Augenzeugen derselben gewesen sind, haben mir erzählt, daß einzelne Soldaten sich auf offenem Markte vollständig ausgezogen haben, man sah sie in der ursprünglichsten Bekleidung dort herum tanzen. Bemerkten sie an den Fenstern der nahe liegenden Häuser Frauenzimmer, so warfen sie ihnen Kußhände zu, so daß bald keine Frau und kein Mädchen mehr hervor zu treten wagte. Die Neugierigen hielten sich scheu auf dem Platze in einiger Entfernung. Ein Theil dieser Truppen wurde in der Stadt untergebracht, die Anderen zogen zum Koblenzer Thore hinaus und blieben in der Umgegend. Am folgenden Morgen rückten sie Alle weiter den Rhein hinauf.

Eine ganze Brigade der Sambre- und Maas-Armee hatte die letzte Nacht in dem weiten Lager, welches sich vom Ufer des Rheines bei Hersel bis über Dransdorf zum Vorgebirge hin ausdehnte, zugebracht. Am 10. Oktober brach dieselbe von dort auf, es sollen stattliche Regimenter darunter gewesen sein, von denen jedes ein Musikkorps mit sich führte. Aufsehen erregten hauptsächlich die großen Serpenthörner, deren Form und gewaltiger Ton etwas Eigenartiges bot. An der Spitze dieser Truppen stand der General Marçeau, ein Mann, welchem nicht der beste Ruf vorangegangen war. Man sagte von ihm, daß er seinen Truppen unter Umständen Zügellosigkeit aller Art nachsehe, im Dienste aber Gehorsam und in der Schlacht Todesverachtung verlange. Muthlosigkeit hatte er schon auf der Stelle dadurch bestraft, daß er einen Feigen mit seinem Schwerte niederstieß. An der Spitze seiner Truppen war er zu Pferde über die Maas geschwommen und hatte unter dem heftigsten Kugelregen die am anderen Ufer aufgestellten Oesterreicher zurück getrieben. Man nannte ihn einen teuflischen Karakter, und dennoch gab er zuweilen Beweise einer gewissen Gutmüthigkeit. Jedenfalls war es nicht leicht mit ihm auszukommen, denn er war ein Mann des Augenblickes und ließ sich von ihm beherrschen, so daß er oft ohne Ueberlegung und herrisch handelte. Vor der Revolution hatte er friedlich als Advokat gelebt, er warf sich jedoch der Bewegung in die Arme

und schwang sich bald durch seine Tapferkeit und Verwegenheit zum General auf. Seine Gestalt war stattlich, die schwarzen langen Haare hingen ihm unordentlich unter dem Dreimast um das Haupt herum, sein Antlitz strotzte von Gesundheit. Mochte man ihn zu Pferde oder zu Fuß sehen, so hatte er stets ein Auftreten, welches die Umgebung beherrschte.

Als er in Bonn mit seinen Truppen eingerückt war, begab er sich sofort zum Rathhause, wo ihn der Burgemeister mit seinen Beisitzern ehrfurchtsvoll empfing. Es wurden Anstalten getroffen die Soldaten in der Stadt und deren nächster Umgebung unterzubringen, kein Haus blieb von Einquartierung verschont. Bis auf die Speicher nahmen die Soldaten alle Räume in Besitz, es entstand eine grenzenlose Noth. Zahlreiche Familien sahen sich auf ein einziges Zimmer beschränkt, welches sie oft noch mit Kranken theilen mußten. Die Soldaten spielten die Herren in den Häusern, nahmen die Herde und Oefen in Beschlag und machten, wo diese nicht ausreichten, überall auf untergelegten Backsteinen in den Zimmern Kochfeuer an. Mit Schrecken sahen die Einwohner diesem ruchlosen Verfahren zu. Klagen hierüber waren gar nicht anzubringen, denn auf der Rathhaustreppe wurden schon Alle abgewiesen, welche es versuchten bis zu den von Militair umlagerten Vätern der Stadt vorzudringen.

Alle Läden hatten die Einwohner in den beiden letzten Tagen geschlossen gehalten, wenigstens die Schaufenster verdeckt. Die erste Forderung, welche Marçeau an den Magistrat stellte, betraf die Eröffnung des freien Handelsverkehrs. Es wurden deshalb durch Trommelschlag die Einwohner angewiesen alle Kaufläden und Magazine offen zu halten. Jedem, welcher sich weigerte dieser Anordnung Folge zu leisten, drohete man an, daß er als Feind des Volkes werde bestraft werden. Die Soldaten trieben sich haufenweise in den Straßen herum, pochten an den Thüren und Läden und verlangten unter Drohungen eingelassen zu werden. Besonders in der Brüdergasse war der Lärm sehr stark. In dem Hause Nr. 1111 wohnte ein Specereihändler, welcher eine Französin zur Frau hatte und sich mit den Franzosen verständigen konnte. Dieses hatte sich bald rund gesprochen. Er eröffnete zuerst seinen Laden und hoffte vielleicht auch ein gutes Geschäft zu machen. Der Laden war auch bald ausver-

kauft, alles bare Geld aber schnell fortgegeben. In der Theke dagegen befand sich ein großer Haufen werthloses Papier. Als das Wechseln somit aufhören mußte, wurden die Soldaten ungestüm und vergriffen sich an dem Kaufmann und seinem Dienstpersonale. Wäre nicht endlich eine vorübergehende Wachtmannschaft eingeschritten, so würden die Bewohner des Hauses schwerlich mit dem Leben davon gekommen sein. Aehnliche Auftritte fanden in andern Straßen Statt, so daß die Patrouillen alle Mühe anwenden mußten, um die Ordnung einigermaßen herzustellen. Das Auftreten der Franzosen war durchweg roh und rücksichtslos und verursachte überall in der Stadt Angst und Schrecken. Auf dem Lande hausten die Republikaner noch ärger, sie nahmen von den Vorräthen so viel sie wollten, rissen die Gartenzäune ein um Feuer anzuzünden und mißhandelten die Einwohner.

Der General Marçeau war in dem Trottischen Hause in der Burgstraße, welches jetzt die Nr. 6 führt, abgestiegen. Dort hielt er auch das Hauptquartier, welches viel Leben mit sich brachte. Für seinen Unterhalt stellte er dem Magistrat ganz bestimmte Anforderungen. Zum Frühstücke mußten zwei Flaschen Madeira mit dem erforderlichen Weißbrode geliefert werden, für den Tagesgebrauch verlangte er fernere 12 Flaschen Madeira. Der Magistrat wurde angewiesen ihm sofort 12 Messer und Gabeln, 24 Löffel, einen Vorlegelöffel und ein Tranchirmesser, Alles plättirt, in die Wohnung zu senden. Diese letzteren Gegenstände hat er sämmtlich später mit auf die Reise genommen. Außerdem gab er die schriftliche Anweisung 19 Stück Rindvieh den Bürgern aus den Ställen zu nehmen, den Werth derselben durch hiesige Metzgermeister feststellen zu lassen und die Rechnungen durch den Burgemeister Fonson oder zwei bestimmte Rathsverwandten einzureichen. Diese Anordnung hatte einen gewissen ehrlichen Anstrich, es zeigte sich aber bald, daß man in der That an die Bezahlung der Summe am wenigsten dachte.

Am folgenden Morgen, Samstag den 11. Oktober, fand sich schon früh der Kriegskommissar Cayrol auf dem Rathhause ein, wo er die Väter der Stadt bereits versammelt fand. Er forderte dieselben auf sofort Boten an alle Beamte der in einem Umkreise von fünf Stunden liegenden Orte abzusenden und sie auf den nächsten Tag zum Rathhause zu bescheiden, um ein Verzeichniß

aller vorhandenen Früchte, des Viehes und der Fourage ihres Bezirks der französischen Kriegskommission vorzulegen. Es wurden gleichzeitig die vielen Unordnungen besprochen, welche sich die Soldaten hatten zu Schulden kommen lassen. Da sie hauptsächlich in den Wirthshäusern vorgekommen waren, so wurde von Cayrol angeordnet, daß von den Wirthen nach dem Zapfenstreiche keinem Soldaten mehr Wein verabreicht werden solle. Die Bürger wurden sofort unter Trommelschlag hiervon in Kenntniß gesetzt, wobei man sie zugleich aufforderte widerstrebende Soldaten der Wache zur Bestrafung anzuzeigen. Diese Maßregel wirkte, um so mehr als die Streifwachen verstärkt wurden. Die Letzteren nahmen an demselben Abende bereits mehrere Verhaftungen von Soldaten vor.

Das Kriegskommissariat richtete sich nun förmlich häuslich ein, Cayrol verlangte die sofortige Lieferung aller Arten von Schreibbedürfnissen, deren Beschaffung der Magistrat übernahm. Schwieriger wurde die Unterbringung der vielen Kranken und Verwundeten, welche theils mit den Truppen angekommen waren, theils stündlich eintrafen. Da sämmtliche Kasernen und Krankenhäuser bereits mit Einquartierung bedacht waren, so wußte man keinen anderen Ausweg, als das in der Bonngasse gelegene Universitätsgebäude, in welchem seit der Flucht des Kurfürsten keine Vorlesungen abgehalten wurden, da der größte Theil der Professoren und Studenten sich entfernt hatte, zu diesem Zwecke zu verwenden. Cayrol ordnete an, daß dieses Gebäude in Bereitschaft gesetzt werde. Um das nöthige Bettzeug und Leinen zu beschaffen, ließ er ein Verzeichniß aller Einwohner aufstellen, welche sich durch die Flucht der Herrschaft der Franzosen entzogen hatten. Zu diesen Familien gehörten unter Anderen von Braumann, v. Lechenich, v. Belderbusch, v. Forstmeister, v. Weichs, der Registrator Nettekoven, die Hofräthe Biegeleben und Martin Neesen, der Kanonikus Schaff und der Hofjude Baruch Simon. Es wurden Leute nach deren Wohnungen abgesandt um alles dort zurückgelassene Leinen und Bettzeug abzuholen.

In damaliger Zeit setzten die Hausfrauen noch ihren Stolz darein einen reichen Vorrath an Wäsche zu besitzen, der Adel sowie der besser gestellte Theil der Bürgerschaft bewahrte den Leinenschatz meistens in einem nur zu diesem Zwecke eingerichteten

Zimmer auf. Jede Gattung des Gespinnstes lag in einem besonderen Schranke, die Ordnung des werthvollen Vorraths machte eine Hauptsorge der Frauen oder Beschließerinnen aus. Viele Flüchtlinge hatten die Schlüssel zu den Häusern einem Nachbar oder einem bewährten Dienstboten anvertraut. Wo dieses der Fall war, wurden die Letzteren aufgefordert die Häuser zu öffnen, hatten die Besitzer jedoch die Schlüssel mitgenommen, so wurden die Thüren ohne weitere Umstände durch herbeigeholte Schlosser erbrochen. Man fand eine große Menge Weiß- und Bettzeug, welche dem Bedürfnisse vollständig genügte. Alle verwendbaren Gegenstände wurden unter Heranziehung von Soldaten in den Nesselroder Hof an der Neustraße, wo der französische Kriegskommissions-Ordonnateur wohnte, gebracht und durch zwei Deputirte des Stadtraths demselben überliefert. Es wird nicht erwähnt, daß ein Verzeichniß der mit Beschlag belegten Gegenstände angefertigt worden sei, man betrachtete somit, wie es scheint, diese Verwendung einfach als ein Strafverfahren für die Flucht der Besitzer.

Die Pflanzung des Freiheitsbaumes.

Die Franzosen hatten damals die eigenthümliche Sitte, daß sie überall, wo sie eingerückt waren, sich beeilten, einen Freiheitsbaum aufzupflanzen. Wie man sonst wohl am 1. Mai grüne Maien aufrichtet, so sollte dieser Freiheitsbaum den Bewohnern der eroberten Länder ein sichtbares Zeichen sein, daß der Völkerfrühling seinen Einzug gehalten habe. In Frankreich hatte sich das Volk stets bei den tollen Feierlichkeiten, welche man bei der Errichtung solcher Bäume in's Leben rief, stark betheiligt, auf deutschem Boden jedoch war es mehr ein Schauspiel, welches die Republikaner den Leuten zum Besten gaben. Nur die städtischen Behörden fanden sich auf Befehl bei der Festlichkeit ein, hielten sich aber so viel, als es eben die Verhältnisse gestatteten, im Hintergrunde. Der General Marçeau hatte bereits kurz nach seiner Ankunft den Magistrat angewiesen für die Herbeischaffung eines stattlichen Baumes Sorge zu tragen. Schon am folgenden Tage nach dem Einrücken der Franzosen hatten einige Offiziere in der Umgegend Rundschau gehalten und waren auf die schöne Doppelreihe prächtiger Föhren, deren Reste noch jetzt den besteinten

Weg nach dem Kreuzberge einfassen, aufmerksam geworden. Eine Deputation des Magistrats begab sich in Begleitung einiger Franzosen dorthin und entschied sich für einen stattlichen Stamm, welcher sich in der rechtsgelegenen Reihe nahe dem Kirchhofe der Gemeinde Poppelsdorf befand. Von Seiten des Magistrats wurde ein Zimmermann Bertram aufgefordert den Baum zu fällen. Am Sonntag Morgen den 12. Oktober begleitete ihn eine Abtheilung französischer Soldaten unter Anführung des Adjutant-Major Voß nach dem bezeichneten Platze, wo die Arbeit unter stetem Trommelschlage und dem fortwährenden Rufe der Soldaten: „vive la republique" beendet wurde. Zuschauer aus dem Volke waren nicht zugegen, eines Theiles waren die Leute diesem ganzen Gebahren, welches sie nicht verstanden, abhold, anderen Theiles fürchteten sie sich Mißhandlungen auszusetzen, wie sie schon an mehreren anderen Orten vorgekommen waren. Der Major Voß hatte die Weisung pünktlich um 3 Uhr Nachmittags den Baum auf dem Marktplatze abzuliefern. Eine Menge Weiber, welche für ihre Bemühung zusammen 3 Reichsthaler 22½ Stüber erhielten, waren schon von 10 Uhr Morgens damit beschäftigt den Markt zu reinigen und Grünwerk zusammen zu tragen. Der Platz muß damals ein höchst unsauberes Ansehen gehabt haben, was dadurch erklärlich wird, daß die Franzosen förmlich darin wetteiferten ihren Schmutz auf den Straßen und öffentlichen Plätzen abzulagern.

Zwischen dem Obelisk und dem Rathhause in gerader Richtung von dem jetzigen kleinen Saale des Gasthauses zum Stern nach der gegenüberliegenden Häuserreihe zu hatte man durch Soldaten ein viereckiges großes Loch auswerfen lassen, in welchem der Freiheitsbaum aufgestellt werden sollte. Auch ein Holzgeländer war angefertigt zur Einfassung des Raumes, überall sah man Gruppen von Soldaten eifrig damit beschäftigt unter Singen und Scherzen Laubgewinde anzufertigen, um das Rathhaus, die Treppe und die nächste Umgebung damit zu zieren. Alle in Bonn anwesenden Hofräthe, der Magistrat, die Oberkellner, die von auswärts eingetroffenen Amtsverwalter hatten sich im besten Staate schon bald nach Mittag auf dem Rathhause eingefunden und erwarteten den General Marçeau, welcher gegen 3 Uhr Nachmittags mit dem General Rostollant, seinem persönlichen Adjutanten, und zahlreichem Gefolge von Offizieren, worunter auch drei französische

Kriegskommissare waren, endlich ankam. Er erkundigte sich genau nach der bisherigen Verfassung des Landes, ließ sich die einzelnen Herren vorstellen und forderte sie auf ihre Geschäfte in gewohnter Weise fortzusetzen. Der General Rostollant benutzte die Gelegenheit mündlich an den Burgemeister die Forderung zu stellen ihm in seine Wohnung, das v. Weichs'sche Haus auf dem Viereckplatz, je 10 Flaschen Champagner, Burgunder und Malaga zur Feier des Tages zu senden, deren Lieferung ihm zugesagt wurde. Diese Förmlichkeiten waren noch nicht beendet, als lauter Lärm, Gesang des ça ira und Trommelwirbel die Ankunft des Freiheitsbaumes ankündigten. Der General Marçeau gab durch das Fenster ein Zeichen, und sofort vertheilten sich die Trommler, um durch alle Straßen den Generalmarsch zu schlagen. Die ganze Garnison fand sich bald ein und stellte sich auch auf dem Markte auf. Sie bildeten einen großen mehrfachen Kreis, der sich jedoch nach der Rathhaustreppe zu öffnete. Gegen halb vier Uhr schritt der General Marçeau mit dem ganzen glänzenden Gefolge dieselbe hinunter und trat in die Nähe der Grube, in welcher der Freiheitsbaum seinen Platz finden sollte. Die Spitze der hohen Föhre war mit einer rothen Jakobinermütze geziert, mehrere kleinere dreifarbige Nationalflaggen hatte man zur Seite derselben befestigt. Eine große Fahne hielt man in Bereitschaft um sie neben dem Baume aufzurichten. Die vereinigten Musikkorps der ganzen Division begannen das ça ira zu spielen, welches in einem fort wiederholt wurde, während man damit beschäftigt war den Baum einzupflanzen. Ungeheuerer Jubel erscholl, als derselbe endlich nach vielen Mühen senkrecht da stand. Die Glieder der Soldatenreihen lösten sich, man sank sich in die Arme, Einzelne warfen ihre Hüte und Mützen in die Höhe und fingen sie mit den Bajonetten wieder auf. Man sah sie gruppenweise tanzend herum springen, als wenn die ganze Bande toll geworden wäre. Aus tausend Kehlen ertönten die Rufe: vive la republique — vive la nation — vive le peuple français — vive — vive! Das Schreien übertönte den Klang der türkischen Musik.

Der General Marçeau mit seinem Gefolge lüftete den Hut, und Alle umschritten in feierlichem Zuge mit entblößtem Haupte den Baum, ihnen schlossen sich alle Offiziere an, auch die Beamten mußten ihnen folgen. Kein Bürger ließ sich jedoch sehen,

aus den weiter gelegenen Häusern betrachteten Viele dieses tolle Gebahren und schüttelten unmuthsvoll die Köpfe. Wenn man eines Einwohners habhaft werden konnte, so wurde er in den Trubel hinein gezerrt, ihm die Kopfbekleidung abgerissen und die letztere unter unendlichem Jubel in die Luft geworfen, so daß sie bald unter den Füßen der Umstehenden verschwand. Solche Auftritte trieben rasch alle Neugierige aus der Nähe des Platzes fort. Als der Stab mit den Behörden sich entfernt hatten, errichtete man das Gehege um den Baum, schmückte dasselbe mit Laubgewinden und stellte eine Ehrenwache neben demselben auf. Während des ganzen Abends herrschte eine wilde Lust auf dem Markte und in den Straßen. Es wurde von den Soldaten Wein und Bier zusammen geschleppt und tanzend und singend umsprangen sie bis zum Zapfenstreiche den Baum, dann legte sich der Lärm, und verstohlen wagten sich die Bürger nach dem Markte, um in der Dunkelheit den Schauplatz der tollen Festlichkeit in Augenschein zu nehmen.

Der Magistrat erhielt die Weisung dem Adjutant-Major Voß seine Unkosten mit 11 Kronthaler zu erstatten, jedem Soldaten aber, welcher bei der Abholung des Baumes thätig gewesen war, für seine Bemühung 40 Stüber auszuzahlen.

Die Regelung der Amtsgeschäfte.

Auf den folgenden Morgen war der ganze Magistrat wieder zum Rathhause beschieden um die Vertheilung der Amtsgeschäfte vorzunehmen. Es wurden folgende Bestimmungen getroffen:

1. Der Scheffen Burgemeister Ebhard erhielt den Auftrag unter Hinzuziehung des Burgemeisters Rozzoli und des Rathsverwandten Bertram das immer größeren Umfang annehmende Einquartirungswesen zu besorgen. Sie mußten zu dem Behufe abwechselnd während des ganzen Tages auf dem Rathhause anwesend sein, in Ausnahmefällen durften sie jedoch sich durch den Kellner Fonson und den Zwölfter Müller vertreten lassen.

2. Das Rechnungswesen übernahmen der Scheffen Burgemeister Pasch, der Burgemeister Fonson, der Zwölfter Quink und der Stadtsekretair;

3. die Besorgung der Fuhren, reitender und gehender Boten die Rathsverwandten Rospath und Ruland;

4. die Beaufsichtigung der Quartiere der Stadtmajor Clever und der Rathsverwandte Boosfeld unter Zuziehung der beiden Zwölfter Friling und Landwerth;

5. die Lazareth-Angelegenheiten der Rathsverwalter Bertram;

6. die Aufsicht über die Backöfen und das hier zu backende Brod der Rathsverwalter Becker nnd der Zwölfter Schaffer;

7. die Ausgabe der Fourage, des Holzes, Schwarzbrandes und der Lichte zur Wacht: Rathsverwandter Buchmüller und zwar mit der besonderen Weisung jede Ablieferung vorschriftsmäßig zu bescheinigen.

Da die Verständigungsfrage auch von Belang war, so wurde bestimmt, daß ein Dollmetsch, welcher der französischen und deutschen Sprache vollständig mächtig sei, angestellt werden solle. Für den Augenblick konnte man sich jedoch nicht für einen bestimmten Vertrauensmann entscheiden, später nahm man den Sprachlehrer Tribolet für diesen Posten an.

Marçeau setzte fest, daß der Magistrat täglich von 9—10 Uhr Morgens und von 3—4 Uhr Nachmittags sich zu einer ordentlichen Sitzung versammeln solle, um die eiligen Geschäfte ohne Aufschub ordnungsmäßig erledigen zu können. Auch verlangte er noch mündlich die sofortige Herstellung einer Holzbaracke auf dem Werfte am Rheinthore als Aufenthaltsort für die streifenden Wachtmannschaften. Am anderen Ufer standen nämlich noch immer die kaiserlichen Truppen, man hielt es daher für nöthig den Rheinübergang scharf zu bewachen. Die Bänke in dem Universitätsgebäude in der Bonngasse wurden sämmtlich fortgeholt und sind zum größten Theile damals von den Soldaten zerschlagen und zu Kochfeuern vernutzt worden.

Wenn man auch nicht genau die Zahl der französischen Truppen angeben kann, welche in Bonn gleichzeitig untergebracht waren, so kann man doch annehmen, daß sie mindestens 6—7000 Mann betrugen. Auf den nächst gelegenen Dörfern waren ebenfalls alle Häuser übervoll besetzt. Dieser große Zuwachs der Bevölkerung hatte bald Einfluß auf die Preise der Lebensmittel. In der Stadt waren bald alle Vorräthe aufgezehrt, und die Bürger sahen sich genöthigt auf das Land zu gehen, um hier und da Mehl, Brod und Früchte für ihren gesteigerten Bedarf aufzutrei-

ben. Der gewöhnliche Wochenmarkt wurde von der Landbevölkerung gar nicht mehr besucht, der ganze Ver- und Ankauf von Lebensmitteln fand somit außerhalb der Stadtthore Statt. Die Franzosen stellten zwar bedeutende Zufuhren aus den Niederlanden in Aussicht, bei den damaligen schlechten Wegen war jedoch eine baldige Hebung des Nothzustandes nicht zu erwarten, da nach eingelaufenen Nachrichten die Bagagewagen noch jenseits der alten Grenze sich befanden. Um den Marktverkehr zu heben, wurde deshalb den Bauern und Bürgern verboten an und vor den Thoren Kaufgeschäfte abzuschließen. Auf die Uebertretung setzte man eine Strafe von 2 Kronthalern, zugleich aber sollte die sofortige Beschlagnahme der Waaren Statt finden. Diese Mißverhältnisse wirkten sehr lähmend auf den Handel, ein Jeder suchte seine Vorräthe soviel wie möglich zusammen zu halten und häufige Abweisungen von Käufern fanden selbst in den Läden Statt.

Die Soldaten, welche auch in den Wirthshäusern oft keinen Wein erhalten konnten, an dessen täglichen Genuß sie aus ihrer Heimath gewohnt waren, zeigten sich vielfach ungeberdig, drangen in die Häuser ein, nahmen mit Gewalt fort, was sie für ihre Assignaten nicht erhalten konnten und mißhandelten die Einwohner. Um sich gegen derartige Uebergriffe zu schützen, begannen viele Wirthe wieder ihre Hausthüren und Läden zu verschließen. Dadurch entstanden täglich viele Zusammenrottungen und lärmende Auftritte auf den Straßen. Marçeau sah die üble Lage der Bürger wohl ein, konnte aber sich nicht dazu verstehen den Soldaten jede Gelegenheit zu entziehen, um sich ihre Lebensbedürfnisse einzuhandeln. Er ließ deshalb öffentlich bekannt machen, die Wirthe sollten den Soldaten namentlich den Verkauf von Wein nicht verweigern, wenn sie sich nicht unangenehmen Maßregeln aussetzen wollten. Zu ihrer Sicherheit gestattete er jedoch, daß sie ihre Hausthüren geschlossen halten dürften, wenn sie sich dazu verständen die Getränke durch die Fenster zu verabreichen. Dieser Ausweg wurde von Vielen benutzt, der Lärm auf den Straßen gestaltete sich aber ärger, als zuvor. Marçeau fand hierin jedoch keine Ursache zu Besorgnissen, ja er fühlte sich sogar so sicher in Bonn, daß er am 14. Oktober sein ganzes Gefolge zu einer großen Jagd im Kottenforst einlud.

Man hatte ihm gesagt, daß dieser weite Wald reich an Hoch-

und Schwarzwild sei und es auch an Wölfen darin nicht fehle. Dieses war wirklich der Fall. Unter dem letzten Kurfürsten, welcher kein Freund der Jagd war, hatte man unter dem Wildbestande wenig aufgeräumt. Das Holz war damals nicht so gelichtet, wie es jetzt der Fall ist, es dehnte sich selbst vom Venusberge weit in das Thal hinab. Am Fuße und längs dieses Vorgebirges zog sich die sogenannte neue Promenade von Poppelsdorf vor der Sternenburg her bis nach Kessenich durch dichten Wald hin. Dem jetzigen Schützenhofe gegenüber lag nordöstlich die Abdeckerei, in welcher der Waasenmeister und Scharfrichter Matheis Fischer wohnte. Die Stelle, wo die Grube für das gefallene Vieh sich befand, ist noch jetzt durch Weidengestrüpp zu erkennen. Dort fanden sich nächtlicher Weile häufig die Wölfe ein und räumten unter den Kadavern auf. Meister Matheis hatte manche solcher Raubthiere geschossen. Eine Menge Knochen lag daselbst herum, an denen man die sonderbare Bemerkung machen konnte, daß sie vielfach runde Löcher aufwiesen. Dieses rührte daher, daß Kölner Knopfdrechsler seit langen Jahren ihr altes Recht behaupteten dort ihre Knöpfe aus den vorhandenen Knochen herstellen zu dürfen. Vor dieser Abdeckerei war der Sammelplatz des großen Jagdgefolges, welches sich zu Wagen und zu Pferde auf die Einladung Marçeaus früh Morgens einfand. Es wurde der ganze Theil des Kottenforstes von Poppelsdorf bis über Roetgen und Marienforst hinaus abgestreift und ein äußerst günstiges Ergebniß erzielt. Eine Menge Leiterwagen folgte der Jagdgesellschaft, ein Musikkorps war beordert worden, dieselbe um 4 Uhr Nachmittags wieder vor der Sternenburg zu erwarten und nach der Stadt zurück zu begleiten. Eine Menge Volkes, Soldaten, Bürger und Bauern, hatte sich dort aufgestellt. Die Musik begrüßte die Jagdfreunde, als sie sich auf dem Kamme des Berges zeigten. Auf den Leiterwagen waren eine Menge Hirsche und Rehe so festgebunden, daß sie mit den Geweihen oben hervorragten. Auch mehrere Stücke Schwarzwild hatte man erbeutet, jedoch nur einen einzigen Wolf. In der Stadt machte dieser Jagdzug großes Aufsehen.

Es war bereits dunkel geworden, als er vor dem Stockenthore anlangte, denn die Vorbereitungen hatten noch viele Zeit in Anspruch genommen. Sie nahmen ihren Weg von der Sternenburg durch Poppelsdorf, die Allee und den Hofgarten. An

der südlichen Seite des jetzigen Kaiserplatzes, auf der Stelle, wo jetzt das mit der Nr. 6 bezeichnete Haus steht, befand sich das alte kurfürstliche Wachthaus, in welcher von den Franzosen eine zahlreiche Mannschaft untergebracht war. Früher war der ganze breite Weg durch ein Gitterwerk bis zu den dort befindlichen Mauertrümmern des Engelbertsbaues für jedes bürgerliche Fuhrwerk abgesperrt gewesen und nur den Fußgängern der Durchgang durch ein eisernes Thor frei gelassen. Der Mauerrest des Engelbertschen Schlosses zog sich von dem jetzigen Neuthor gen Westen bis zu dem Stadtgraben. Tiefe Gewölbe ruhen noch in der Erde, sie lassen auch die Bäume nicht gedeihen, welche an der nordwestlichen Seite des Platzes in neuerer Zeit gepflanzt worden sind. Die Franzosen hatten das ganze Lattenwerk eingerissen und benutzten das so gewonnene Holz zur Feuerung, der Weg für den Zug war dadurch frei geworden. Als die Musik sich nahete, trat die ganze Wache unter das Gewehr und machte der hohen Generalität unter Trommelwirbel die üblichen Ehrenbezeugungen. Fackelträger gingen zur Seite der Wagen, an die stattlichsten Geweihe der Hirsche hatte man Laternen aufgehängt, die Soldaten hörten nicht auf ihr vive! zu rufen, so daß man es in allen Theilen der Stadt hörte. Der Zug bewegte sich über die Franziskanerstraße, den Markt und die Brüdergasse zum Viereckplatze, wo vor der Wohnung Marçeaus die Wagen abgeladen wurden. Am anderen Tage brach der Letztere mit dem größten Theile der Truppen von hier auf und zog nach Andernach, um wo möglich seine Vereinigung mit der Moselarmee vor Koblenz zu bewerkstelligen.

Die in Bonn verbliebenen französischen Offiziere benutzten die Abreise des Generals um Ausflüge in der Umgegend der Stadt vorzunehmen. An einem Tage gelangte ein solcher Trupp bis auf das v. Weichs'sche Gut in Rösberg, wo sie zu ihrer Freude fanden, daß noch eine große Anzahl von Federvieh sich auf dem Hofe herum tummelte. Da gab es eine friedliche Jagd, welche reichliche Ausbeute brachte. In einer Viertelstunde waren allen Hähnen, Hühnern, Enten und Gänsen die Hälse umgedrehet, worauf auch die Schweine und Kühe an die Reihe kamen, zusammen- und fortgetrieben wurden. Man nahm um so weniger Rücksicht, als man bereits wußte, daß der Gutsbesitzer zu den Leuten gehöre, welche

sich auf die rechte Rheinseite zurück gezogen hatten. Noch mehr Aufmerksamkeit widmeten die Franzosen einem nahen Holze, deren Bäume eine Unzahl Krähennester aufwiesen. Leider boten dieselben zur Zeit keine Ausbeute, sie blieben aber in guter Erinnerung, denn im nächsten Frühjahre fanden sich sehr häufig Soldaten ein, kletterten in die Bäume und tranken an Ort und Stelle die vorgefundenen Kräheneier aus. Den Leuten in der Gegend war dieses Verfahren ein Stoff zum Lachen und sie nannten die Franken „Krähenfresser".

Die Noth trieb die Bürger ungeachtet der strengen Verbote überall Umschau zu halten, wo sie Lebensmittel aufzutreiben hofften, der Schmuggel wurde deshalb hauptsächlich zur Nachtszeit über die Wälle der Stadt schwunghaft betrieben. Die hier vorhandene Wachtmannschaft, welche besonders dazu verwendet wurde, die Kaiserlichen am anderen Rheinufer zu beobachten, reichte nicht aus, um diesem Handel zu steuern. Den Leuten blieb nur der passive Widerstand oder offene Auflehnung übrig, und allmählig kam man dahin, daß man selbst die Drohungen nicht mehr fürchtete. Die größte Verlegenheit entstand durch das Papiergeld, wozu noch der unglückliche Umstand hinzu trat, daß eine Menge falscher Werthzeichen im Umlauf war. Gegen diese Fälschungen konnte sich der Bürger gar nicht schützen. Es war zwar eine Kommission eingesetzt worden, bei welcher sich jeder Besitzer von Assignaten melden sollte, um die Aechtheit derselben prüfen und anerkennen zu lassen, das Volk hatte aber wenig Zutrauen zu den Mitgliedern derselben und behauptete, daß sie auch ächtes Papiergeld ohne viele Umstände als falsch konfiszirten. Die französische Verwaltung drang aber auf die Annahme der Assignaten zu ihrem vollen Nennwerthe und verschärfte deshalb die Drohungen immer mehr. Am 17. Oktober lies sie unter Trommelschlag an den Straßenecken bekannt machen, heftete an die Kirchenthüren eine Warnung und schickte durch die Stadtdiener außerdem noch in jedes Haus den Befehl, die Assignaten unweigerlich zu den auf denselben angegebenen Sätzen anzunehmen. Sie kündigte allen Uebertretern dieser Verordnung an, daß sie dem revolutionären Gerichte überliefert werden würden. Dieses hieß so viel, daß sie gefangen in das Innere Frankreichs geschleppt werden sollten. Trotz dieser scharfen Drohung wurde die Sache nicht gebessert

und bald sehen wir wirklich, daß die Verweigerer der Assignaten hart bestraft wurden.

Die Diebstähle in und außerhalb der Stadt mehrten sich in höchst beunruhigender Weise, und stets waren es Soldaten, welche sie verübten. Selbst in die Kirchen brachen sie ein und raubten Alles, was sie erlangen konnten, bis auf den Inhalt der Opferkasten. Von einer Bestrafung der Uebelthäter hörte man wenig. Wenn französische Beamte und Soldaten als solche ermittelt waren, so leitete die Militärbehörde oft die Untersuchung ein, dann aber verlief die Sache im Sande. Gegen hiesige Einwohner verfuhr man aber stets mit der rücksichtslosesten Strenge.

Am 16. Oktober ging eine Verfügung des commissaire ordinateur en chef der Sambre- und Maasarme Vaillant aus Köln ein, worin er die fünf nicht ausgewanderten Mitglieder der früheren Landesregierung aufforderte, sich an jedem Vor- und Nachmittage zu versammeln. Er bevollmächtigte sie, sich durch je vier ehemalige Regierungsmitglieder und der Hofkammer zu vervollständigen, damit sie als Kollegium im Stande seien, für die Bedürfnisse der Armee zu sorgen und die Ausschreibungen der Lieferungen zur Ausführung zu bringen. Um einen Ueberblick über die vorhandenen Früchte zu erlangen war angeordnet worden, daß eine allgemeine Aufnahme derselben Statt finden solle, wobei jedoch bemerkt wurde, daß die freie Cirkulation der Lebensmittel nicht gehemmt werden solle, um der Zunahme der Theuerung vorzubeugen. Es stehe daher einem Jeden frei zu kaufen und zu verkaufen, wenn nur darauf Bedacht genommen werde, daß die Requisitionen nicht vereitelt würden. Alle diese Maßregeln waren jedoch nicht geeignet der Noth abzuhelfen, welche sicher auf den höchsten Punkt gestiegen wäre, wenn nicht endlich an diesem Tage Proviantkolonnen eingetroffen wären, welche einen großen Vorrath von Broden heran brachten. Derselbe war so bedeutend, daß man sich entschloß auch einen Theil an die Bürger zu überlassen. Die ehemalige Jesuitenkirche in der Bonngasse wurde als Proviantmagazin eingerichtet. Der Kriegskommissar Cayrol gab an, daß er 2400 Pfund Brod an die Bürger gegen mäßigen Preis ablassen könne. Die Verkündigung dieser Maßregel verursachte in der Stadt große Freude. Um 9 Uhr sollte am folgenden Morgen die Vertheilung Statt finden, zwei Stunden vorher war je-

doch der Platz vor der Kirche schon von einer großen Menschenmenge umlagert, welche sehnsüchtig der Eröffnung des Verkaufs entgegen harrte. Leute jeden Standes waren dort vertreten, angesehene Personen, welche Dienstboten mit Säcken und Körben mitgebracht hatten, standen daselbst unter ärmlich gekleideten Männern und Frauen, welche Alle die Noth dorthin getrieben hatte. Da man wußte, daß der Vorrath nicht übergroß sei, so hielt es schwer eine gewisse Ordnung aufrecht zu halten. Es fanden lärmende Auftritte Statt, welche mit Gewalt nieder gehalten werden mußten. Nur die Mittheilung, daß der Verkauf von Zeit zu Zeit fortgesetzt werden solle, konnte diejenigen, welche leer ausgingen, beruhigen. Ein Uebelstand bei diesem Verkaufe war noch der, daß die Franzosen zuerst selbst die Annahme der Assignaten verweigerten und baares Geld verlangten. Es bedurfte einer besonderen Verordnung des Kriegskommissars, um die Zulässigkeit des Papiergeldes festzustellen. Viele Thränen sind bei diesem Verkaufe vergossen worden.

Die Hoffnung auf die Fortsetzung dieser Vertheilungen wurde auch verwirklicht. Der Kriegscommissair Pigeon schrieb zu dem Behufe die Lieferung von 1800 Säcken aus, von denen der hiesigen Judenschaft allein die Beschaffung von 400 auferlegt wurde. Am 18. Oktober traf bereits die zweite Sendung von Broden ein. In Bezug auf die Lieferungen hatte die Behörde angeordnet, daß die Orte Dransdorf und Graw Rheindorf als zur Stadt Bonn gehörig betrachtet werden sollten. Die Bewohner dieser Dörfer durften sich deshalb auch bei der Vertheilung der Brode einfinden.

Am 17. Oktober wurde unter Trommelschlag in der Stadt bekannt gemacht, daß alle Schießgewehre, Säbel, Pistolen und Munition binnen 24 Stunden auf dem Rathhause abzuliefern seien. Unter strengster Strafandrohung theilte man mit, daß nach Ablauf dieser Frist überall Haussuchungen nach verborgenen Waffen angestellt werden würden. Von allen Seiten sah man dann Leute zum Rathhause eilen, um dem Befehle Folge zu leisten. Empfangsbescheinungen wurden nicht gegeben, die Waffen aber ordnungslos in einem großen Raume zusammengeworfen und ohne Aufsicht daselbst zurück gelassen. Viele sind davon gestohlen worden, denn als nach einiger Zeit Förster und dergleichen Leute

um Zurückgabe ihrer Gewehre baten, welches auch zugestanden wurde, da stellte es sich heraus, daß die werthvollsten Stücke verschwunden waren, und nur Wenige in den Besitz ihres Eigenthums gelangen konnten.

Der französische Kommandant in Bonn hieß Lepoutre, welcher in Verbindung mit der neu eingerichteten Regierung, deren Verfügungen meistens von Brill und J. A. Stengel unterschrieben wurden, die Geschäfte des Landes leitete. Der Erstere hatte freilich nur eine untergeordnete Stellung, die städtische Behörde mußte aber vor Allem darauf bedacht sein mit ihm in gutem Einvernehmen zu stehen, denn er konnte derselben viele Ungelegenheiten bereiten. Der Magistrat selbst hatte zu jener Zeit nur geringe Machtbefugniß. Ihm lag es hauptsächlich ob die Verfügungen, in so fern sie die Stadt betrafen, zur Ausführung zu bringen. Meistens betrafen sie Lieferungen von Bedürfnissen aller Art, welche Offiziere und Beamte unausgesetzt beanspruchten.

Viele Sorge verursachte die Beschaffung von Brandmaterial. Die Kohlen standen auf einer Preishöhe von 2 Reichsthalern für den Malter und waren selbst für diese Summe nicht zu haben, da die Zufuhren von der Ruhr ganz aufgehört hatten. Als die Gerißhändler zum Rathhause beschieden wurden, und der Burgemeister ihnen Vorwürfe über ihre hohen Sätze machte, trat die Frau Zilles, welche das größte Kohlenmagazin hierselbst besaß, muthig vor und erklärte, daß sie das Geriß nicht billiger abgeben könne. Nach ihrer Angabe war baares Geld überhaupt fast gar nicht mehr im Verkehre vorhanden, für Assignaten sei es ihr aber unmöglich an der Ruhr Kohlen zu erstehen, da man dort die Annahme dieses Papiergeldes von vornherein verweigere. Alle Kohlenhändler stimmten ihr bei, wiesen den Vorwurf des Wuchers von sich ab und forderten, daß man eine feste Taxe für alle unentbehrlichen Waaren einführe, dann erklärten sie sich bereit auf eine verhältnißmäßige Minderung der Kohlenpreise einzugehen.

Der Magistrat konnte die Billigkeit dieser Forderung nicht läugnen, wagte aber auch nicht etwas Entscheidendes zu thun, sondern entließ die Händler mit der Weisung, möglichst den Verhältnissen Rechnung zu tragen. Zugleich versprach er, ihnen bald eine nähere Verfügung zugehen zu lassen.

Mit dem Proviantwesen war es bei den Franzosen damals im Allgemeinen sehr schlecht bestellt. Sie brachten, wie sie meinten, den Völkern die Freiheit, wofür sie mit Recht darauf Anspruch machen konnten von ihnen unterhalten zu werden. In den von ihnen besetzten Landen suchten sie sich deshalb vor Allem der vorhandenen Lebensmittel zu bemächtigen und einen Ueberblick über dieselben zu gewinnen. Die Franzosen fingen erst an gut zu leben, sobald sie die Grenzen überschritten hatten, denn von dem Augenblicke an scheinen sie erst die Zufuhren geregelt zu haben. Nach ihrem Abmarsche ließen sie ein ausgesogenes Land zurück. Bis jetzt kamen die Vorräthe noch aus den Niederlanden, nachdem aber ein genaues Verzeichniß aller vorhandenen Früchte und Viehbestände eingereicht worden war, legte man überall Magazine an. Es wurden Anstalten getroffen große Bäckereien einzurichten und Backöfen zu erbauen. Der größte Theil der Nonnen im Engelthaler Kloster hatte sich in übergroßer Angst vor den anrückenden Franzosen geflüchtet, die wenigen zurückgebliebenen geistlichen Frauen erhielten demnächst die Anweisung das große Gebäude zu räumen und in ein dem Kassiusstifte zugehöriges Haus hinter der Münsterkirche überzusiedeln. Die Maurerzunft wurde zum Rathhause beschieden und ihr der Befehl zugetheilt sofort, da Gefahr im Verzuge sei, Kalk und Steine zu beschaffen und mit dem Bau von Backöfen in diesem Kloster zu beginnen. Der citoyen Dücker wurde als erster Kommis der Baubehörde angestellt und hatte den Auftrag die Herstellung der Oefen zu leiten. Als Beamte der Bäckerei werden noch Parmentier, Amaury, Piecq und Jeanelle genannt. Es waren hauptsächlich Franzosen, welche mit den Truppen hier angekommen waren und sich sämmtlich hier häuslich niederließen. Das Bäckereigeschäft wurde in großartigem Umfange betrieben, aber es herrschte auch starke Unordnung. Eine Menge Leute trieb sich stets daselbst herum, die Vorräthe, welche von allen Seiten dorthin geschleppt wurden, lagen unbeaufsichtigt herum, und es wurde öffentlich und heimlich viel gestohlen, so daß ganze Schuppen leer getragen wurden. Die Soldaten sollen Karren voll ungedroschenes Getraide, Säcke mit Korn und Mehl unter der Hand zu ihrem Vortheile an Bürger und Bauern zu Spottpreisen verkauft haben. Auf offenem Klosterhofe wurde das Korn ge-

droschen, und um diese Arbeit so rasch als möglich zu fördern, mußte der Magistrat durch Trommelschlag bekannt machen lassen, daß alle Einwohner ohne Ausnahme und ohne Unterlaß sich am Dreschen betheiligen sollten. Da konnte man dann täglich die behäbigsten Bürgersleute, welche niemals vielleicht einen Dreschflegel in der Hand gehabt hatten, mit dieser ungewohnten Arbeit beschäftigt sehen, welche sie seufzend verrichteten. Die Beschaffung des Getraides zum Unterhalte der Einwohner überließ man dem Magistrat; und als dieser sich erlaubte dagegen zu bemerken, daß es ihm bei der allgemein herrschenden Geldklemme und Theuerung unmöglich sei das nöthige Geld zu beschaffen, wurde er beauftragt Roggen und Schlachtvieh auf Kredit der Stadt Bonn anzukaufen und den Metzgern und Bäckern nach Maßgabe zu überlassen, um der Noth vorzubeugen.

Interessant ist es die Schriftstücke aus jener Zeit zu vergleichen. Die Ueberschriften, welche sich an dem Kopfe der amtlichen Schreiben vorfanden, wechselten je nach den Behörden oder Personen, welche sie ausgestellt hatten. Einige hießen „Liberté, Egalité, Fraternité“, andere führten anstatt des letzten Wortes die Bezeichnung „ou la mort“ oder „mort aux tyrans“. Ein Schreiben, in welchem „die Musikbande“ am 18. Oktober zum Hauptquartier beordert wurde, begann mit der Aufschrift: „Liberté, Egalité, Revolution“. Das brüderliche „Du“ finden wir fast stets angewendet, und Jedermann wurde als „Bürger — citoyen“ angeredet. Alle Standesvorrechte waren „selbstverständlich abgeschafft“, den adeligen Titel durfte Niemand mehr gebrauchen. Daß durch diese Maßregeln die Brüderlichkeit unter den Franzosen und Deutschen befördert worden ist, dürfte sich schwer behaupten lassen, die Thatsachen wenigstens sprechen dagegen. Man preßte die Bürger und Bauern zu jeder Art von Geschäften, täglich aber kam es vor, daß diese, wenn sie es eben thun konnten, die Arbeit verließen und fortliefen. So ereignete es sich häufig, daß bei dem Magistrat angemeldet wurde, hier und da ständen herrenlose Pferde und Karren, für deren Unterbringung er sorgen möge. Es herrschte eben eine grenzenlose Verwirrung, man konnte selten feststellen, wem diese Thiere und Gegenstände gehörten, da sie meistens von weither mitgeschleppt worden waren.

Das Hauptquartier der Sambre- und Maasarmee befand sich

damals in Köln, als Volksrepräsentant nahm Gillet bei demselben eine einflußreiche Stelle ein. Diese Volksvertreter waren von den Generälen sowohl, als von der Bevölkerung gleich gefürchtet, von ihnen gingen alle die Verfügungen aus, durch welche die Verhältnisse der eroberten Lande geregelt wurden. Für die Generäle galten sie als Spione der Pariser Regierung, der Bevölkerung gegenüber gebehrdeten sie sich als Herrscher. Sie waren an Ort und Stelle die höchste Instanz. Ihre Proklamationen zeigten einen scheinbar wohlwollenden aber energischen Ton.

Unterm 19. Oktober erließ Gillet einen solchen Aufruf an die Einwohner des kölnischen Landes, es war der erste, welcher hier einging. In demselben heißt es: „Die siegreiche Armee der Republikaner ist auf Euern Boden gerückt um ihre Feinde davon zu vertreiben. Verleumdung war uns in diese Gegend voran gegangen, unsere Feinde haben ihre eigenen Verbrechen uns zugeschrieben. Sie haben Euch zu beunruhigen gesucht, aber beruhigt Euch. Die französische Republik bestraft ihre Feinde, während sie die Freundin aller Völker ist, die in Frieden mit ihr leben wollen. Darum bleibt in Euern Wohnungen. Man wird für Euere Personen, Euer Eigenthum, Euere Gesetze, die Gegenstände Euerer Religionsübungen alle Achtung haben mit der einzigen Bedingung Euch friedsam und ruhig zu verhalten. Die französische Nation hat zur Vertheidigung ihrer Freiheit die Waffen ergriffen und wird sie nicht eher niederlegen bis die Tyrannen ihr Vorhaben, sie zu unterjochen, aufgegeben haben, allein sie will sich nicht in die Regierungs-Angelegenheiten anderer Völker mischen. Sie bedauert ihren Irrthum, aber sie wird ihnen ihre Freiheit nimmermehr aufdrängen. Belgien ist erobert, dessen Einwohner haben auf die Großmuth der Republik gerechnet und fanden in den Armeen derselben Sicherheit und Schutz. Wäret Ihr Zeugen von dem Jubel gewesen, der unseren Einzug in diese Provinzen auszeichnete!

Wenn seit dem Uebergange über die Maas einige Unordnungen vorfielen, so mißbilligt das die Armee. Sie sind das Werk von Räubern, die von unseren Feinden gedungen wurden und in das Gefolge der Armee sich eingeschlichen haben. Die Schuldigen werden bald entdeckt und ohne Verzug bestraft werden. Kein Beweggrund kann mithin die Abwesenheit Derjenigen

rechtfertigen, die ihre Heimath verlassen haben. Wer sich bei der Annäherung der Armee entfernt, ist entweder ein Irregeführter, oder er erklärt sich dadurch für unseren Feind. Es wird demnach allen Denjenigen, die ihre Heimath verlassen haben, hierdurch aufgegeben innerhalb 15 Tagen zurück zu kommen, unter Strafe als Ausgewanderte angesehen und ihrer Güter verlustig zu werden u. s. w."

Der Schluß des Schriftstückes lautet: „Sollte es aber Jemand wagen wider die französische Armee die Waffen zu ergreifen oder wider ihre Sicherheit mit dem Feinde oder sonst Einverständnisse zu unterhalten, dieser soll als Feind der Republik behandelt und mit dem Tode bestraft werden."

Der erste Theil dieses Aufrufs bestand in klingenden Worten, an welche man nicht glauben konnte, da die Thatsachen ihnen widersprachen, der Schluß aber bildete keine leere Drohung, sondern enthielt bittere Wahrheit. Die Art und Weise, wie man gegen das Eigenthum der Flüchtlinge verfuhr, gab dazu die richtige Erläuterung. Die Beamten waren bereits im ganzen Lande aufgefordert worden binnen 14 Tagen ein Verzeichniß aller den ausgewanderten Adlichen und Klosterleuten gehörigen Güter und Waldungen einzureichen. In Bonn selbst, wo man diese herrenlosen Besitzthümer bereits kannte, suchte man in Nothfällen dieselben schon ohne weitere Umstände auszubeuten. War irgend eine Ausschreibung ergangen, so wurden fortwährend sofort Leute in die Emigrantenhäuser gesandt um herzuholen, was irgend verwendbar war. Die Möbel schaffte man meistens in die Quartiere der höheren und niederen Offiziere oder benutzte sie in den Bureaustuben. Da der Verdacht entstanden war, daß die Flüchtlinge vor ihrer Abreise viele werthvolle Gegenstände Bekannten und Freunden zur Aufbewahrung übergeben hätten, so suchten die Franzosen sich auch dieser Sachen zu bemächtigen. Bei Gelegenheit einer Aufforderung an die Kaufleute und Krämer, ein Doppelverzeichniß ihrer Waarenbestände einzureichen, machte man zugleich bekannt, daß ein Jeder, welcher Emigrantengüter besitze, dieselben binnen 48 Stunden anzuzeigen habe. Unter den Ladenbesitzern verursachten diese Maßnahmen großen Schrecken, sie wagten kaum etwas zu verkaufen, da sie befürchten mußten straffällig zu werden, wenn bei allenfallsiger Vergleichung des Waaren-

vorraths mit den eingereichten Verzeichnissen sich unrichtige Angaben herausstellen würden, die auf Bergung von fremdem Gute hätten schließen lassen können. Aller Handel begann zu stocken, so daß die größten Klagen laut wurden. Die Regierung sah sich dadurch veranlaßt die Waaren wieder frei zu geben.

Die Gillet'sche Ansprache an das Volk erschien den Franzosen unter diesen Verhältnissen als sehr werthvoll zur Beruhigung der Leute. Sie war am 20. Oktober Abends in Bonn eingetroffen. Um sie nun am folgenden Morgen in tausenden von Exemplaren verbreiten zu können, wurden Setzer und Drucker die ganze Nacht hindurch damit beschäftigt die erforderlichen Abdrücke herzustellen. Die schönen Worte und Versprechungen des Volksvertreters verloren jedoch vollständig ihre Wirkung. Auch die mündliche Versicherung des französischen Kommissair ordinateur, welche er bei Ausschreibung einer Lieferung von 25 Pfeifen Brandwein (die Pfeife zu 500 Bönnschen Maaß, von welcher Menge allein eine halbe Pfeife auf die Stadt Bonn kam, berechnet) gab, daß binnen Kurzem der Zahlmeister eintreffen und alle rückständige Forderungen der Bürger für gelieferte Sachen ausgleichen werde, fand keinen Glauben. Der Magistrat und die Bürger befanden sich in der größten Geldklemme. Der Erstere sah sich sogar genöthigt, um den täglichen Ausgaben gewachsen zu sein, Geld zu leihen. Die Zwölfter waren mit diesem Plan einverstanden, und einer derselben erbot sich der Stadt die Summe von 200 Reichsth. Spec. zu 4% Zinsen vorzuschießen, worüber demselben eine Obligation ausgefertigt wurde. Das Geld reichte jedoch nicht weit, denn einige Tage darauf mußten schon wieder 2000 Reichs- und 300 Kronthaler aufgenommen werden. Dieses waren die Anfänge von Anleihen, welche sich von da ab in einem fort wiederholten und die Stadt bald in eine sehr mißliche Lage brachten.

Es ist wirklich merkwürdig wie viele Anforderungen täglich von einzelnen Franzosen an den Magistrat gestellt wurden. Abgesehen von den Lieferungen, welche man für die Bedürfnisse des Lazarethes, der Bureaus und Truppen beanspruchte, die in Oel, Lichten, Matrazzen, Federn, Dinte, Papier bis auf Nägel bestanden, hatte jeder General, Adjutant und höhere Beamte noch eine Menge Wünsche, deren Erfüllung sie unter Strafandrohung von

Exekution verlangten. Vor Allen war es Fleisch und Wein, an denen es für ihren persönlichen Bedarf nicht fehlen durfte. So requirirte unter Anderen der Adjutant des Generals Grenier am 25. Oktober für seinen täglichen Unterhalt 1/2 Hammel, 12 Pfd. Rauch- und 6 Pfd. Kalbfleisch, 6 Flaschen Champagner, 6 Flaschen Malaga und 2 Flaschen französischen Brandwein. Der Magistrat forderte diese Gegenstände von Wirthen und Metzgern, bezahlte jedoch nur insofern als seine Mittel ausreichten, und so bestand ein allgemeines Pumpsystem, wodurch Alle auf das Höchste geschädigt wurden. Unter diesen Verhältnissen, an deren Ausbeutung sich alle Franzosen, welche eben dazu im Stande waren, betheiligten, erscheint es fast spaßhaft, daß am 30. Oktober eine Verfügung des Hauptquartiers von Köln eintraf, in welcher es hieß: „In den eroberten Ländern treiben sich viele Straßenräuber herum, von denen Einige sich als Requisitions-Kommissare aufspielen und unerlaubte Erpressungen sich herausnehmen. Diese Reider sollen angehalten und strenge bestraft werden.“ Unterzeichnet war diese Mittheilung von Wirion und schloß mit der Redensart: „Gruß und Verbrüderung“.

Das im Universitätsgebäude in der Bonngasse errichtete Lazareth reichte für die Menge Kranker und Verwundeter nicht mehr aus, es wurde deshalb das Schloß zu Poppelsdorf zu einem zweiten Hospitale hergerichtet. Um es mit dem erforderlichen Bettzeuge und Geräthe zu versehen, hielt man wieder Rundschau in den leer stehenden Häusern der Flüchtlinge. Alles Vorhandene schleppte man in das Poppelsdorfer Schloß, es reichte aber nicht aus um dem Bedürfnisse zu genügen, der Magistrat sah sich deshalb gezwungen für Neubeschaffung des Fehlenden Sorge zu tragen. Der Weinvorrath in den Kellern der Emigranten wurde vollständig ausgeleert und in die Hofkeller unter dem Schlosse geschafft, um denselben nach Bedürfniß für die Lazarethe zu verwenden. Manche mildthätige Bürger folgten auch ihrem guten Herzen und schenkten freiwillig von den guten Sorten, welche sie besaßen, zu Gunsten der Kranken. Die l'agence de commerce forderte alle Einwohner auf ihren Vorrath an rothem Wein anzugeben, um späteren Verlegenheiten vorbeugen zu können. Die Aufsicht über die zu Gunsten der französischen Regierung mit Beschlag belegten und in den früheren kurfürstlichen Ge-

wölben untergebrachten Fässer mit Wein wurde dem Kellermeister Baum übertragen. Auch das letzte Plätzchen dieser großen Räume soll damals besetzt gewesen sein.

Alle Zehnten, jene der Pfarrherren ausgenommen, wurden durch Regierungsverfügung vom 11. Novbr. 1794 als Eigenthum der Republik erklärt. Sie sollten also nicht, wie Einige gehofft hatten, aufgehoben werden. Als Grundsatz der französischen Republik hatte man in Bezug auf die Einkünfte der Geistlichen, welche nicht ausgewandert waren, verkündet, daß Niemanden mehr als vier Centner Frucht zu Theil werden sollten.

Eine neue Fundgrube eröffnete sich den Franzosen, als die Abtissin mit allen Klosterleuten sich aus dem Stift Dietkirchen entfernt hatte und der ordinateur Pigeon sie einfach für Emigranten erklärte. Das Kloster wurde vollständig ausgeleert, die Räume benutzte man zu Kriegszwecken. Ein neuer Zuzug von Truppen war wieder angekündigt, man forderte deshalb die Bürger auf sich ausreichend mit Lebensmitteln zu versehen. Hierbei wurde jedoch darauf hingewiesen, daß man bei der Proviantirung im Auge behalten müsse so viel Ueberfluß zu beschaffen, um den auszüschreibenden Lieferungen der Militärbehörde Genüge leisten zu können. Die Letztere traf auch wirklich Anstalten ihre Magazine wieder zu füllen. Der Preis des Brodes war bereits um das Vierfache seit vierzehn Tagen aufgeschlagen. Man richtete deshalb aus den Bürgerkreisen ein Gesuch an die Behörde, daß sie die Bauern veranlassen möge ihre Vorräthe in die Stadt zu bringen. Ueberschläglich hoffte man durch eine wöchentliche regelmäßige Zufuhr von 200 Maltern Korn und 100 Maltern Waizen gegen die äußerste Noth gesichert zu sein. Die Regierung versprach das Ihrige zu thun, um diesem Gesuche zu willfahren. Als Hauptbrodmagazin wurde die Jesuitenkirche eingerichtet, welche schon vom Anfange der französischen Besitzergreifung nicht mehr zu gottesdienstlichen Verrichtungen benutzt worden war. Um Korn vom Lande anzufahren, sollten alle in der Stadt befindlichen Pferde herangezogen werden, es stellte sich jedoch heraus, daß dieselben nicht einmal für die Bestellung der Aecker ausreichten, welche wegen der kriegerischen Verhältnisse noch sehr im Rückstande geblieben war. Ein großer Theil der früher vorhandenen Pferde befand sich weiß Gott wo bei den Proviantabtheilungen

im Lande, ein anderer Theil war für die Truppen gepreßt worden. Den Bürgern erging es nicht besser als ihren Pferden, sie wurden zu allen möglichen Dienstleistungen herangezogen. Es kam am 2. November unter Anderm zur Sprache, daß zwei hiesige Einwohner 7 Tage und Nächte unausgesetzt bei einem General als Ordonnanzen beschäftigt gewesen waren. Andere wurden als Boten auf das Land verwendet, und nicht selten ereignete es sich, wenn eine durchziehende Streifmannschaft unterwegs einen Bürger traf, daß sie ihn anhielt und als Wegweiser mit sich nahm.

Man kann sich den Unmuth der Bürger denken, welche vor wenigen Wochen unter kurfürstlicher Regierung noch wie Herren gelebt hatten und sich nun all diesem Ungemach unterwerfen mußten. Sie hatten unbedingt während der kurzen Zeit der französischen Herrschaft härtere Erfahrungen gemacht, als während ihrer ganzen früheren Lebenszeit.

Anfangs November 1794 wurde die Führung der Geburtsverzeichnisse aus der Hand der Ortsgeistlichen genommen und dem städtischen Beamten übertragen. Zu dem ersten feierlichen Akte, der am 4. Novbr. Statt fand, erhielt der Magistrat eine förmliche Einladung und fand sich im besten Staate dazu ein. Es war die Tochter eines Franzosen Namens Michel Cheniot, zu der drei Offiziere Pathe standen.

Große Hoffnung setzte man auf die Ankunft des Volksrepräsentanten Frecine, welcher am 18. November auch eintraf. Er wurde von der städtischen Behörde im Galaanzuge unter Begleitung einer Escadron Dragoner und eines Musikkorps am Kölnthore empfangen und feierlich zum Rathhause geleitet. Frecine war noch ein junger Mann mit energischen Zügen und trug als Abgesandter des Direktoriums eine dreifarbige Schärpe als Zeichen seiner Würde. Der Magistrat empfahl ihm das Wohl der Bürgerschaft und bat vor Allem um straflose Rückkehr der Ausgewanderten. Auch die allgemeine Theuerung kam hierbei zur Sprache. Um derselben abzuhelfen, hatte man das berüchtigte sogenannte Maximum eingeführt, wodurch für alle Waaren ein bestimmter Preis festgestellt war, der nicht überschritten werden durfte. Einen andern Klagepunkt bildeten die vielen willkührlichen Verhaftungen von Bürgern, wobei namentlich die schmachvolle Abführung derselben durch militairische Begleitung vielen Unwillen

erregte. Zur kurfürstlichen Zeit hatte nämlich jeder Bürger das Recht sich bei Verurtheilungen freiwillig zur Haft in dem sogenannten Bürgergehorsam auf dem Kölnthore zu stellen, wo er einer anständigen Behandlung sicher war. Kein Fremder durfte in diesem Gefängnisse untergebracht werden. Jetzt setzten die Franzosen Kuhdiebe und Juden darin fest, das erschien Allen unerhört. Frecine versprach den Wünschen der Bürgerschaft nach Möglichkeit Rechnung zu tragen, auch für bessere Mannszucht der Soldaten zu sorgen. Die Letzteren verursachten durch ruchlose Behandlung des Feuers täglich Brände, selbst das Schloß stand mehrmals in Gefahr in Flammen aufzugehen. Alle Ermahnungen jedoch blieben erfolglos, es verging kein Tag, an welchem die Sturmglocke nicht ertönte.

Am Abend vom 17. Dezember 1794 erfolgte aber ein Ereigniß, welches die Stadt und Umgegend in den größten Schrecken versetzte. Die Leute lagen im ersten Schlafe, als sie durch den Ruf: — „au feu!" —, durch Trommelwirbel und das Läuten aller Glocken erweckt wurden. Es brannte die große Bäckerei, welche man in dem Kloster Engelthal erst kurz vorher errichtet hatte. Die Verwirrung war unbeschreiblich. Das weite Gebäude stand auf allen Seiten in lichten Flammen, so daß die ganze Stadt hell erleuchtet war, dazu herrschte starker Frost, weshalb es an Wasser mangelte. An Rettung war nicht zu denken, da sich die Löschgeräthe im schlechtesten Zustande befanden. Das Kloster brannte bis auf einige Umfassungsmauern vollständig ab. In der Stadt herrschte kein Zweifel, daß das Gebäude geflissentlich angezündet worden sei, denn man kannte die dort vorgekommenen Verschleppungen und wußte überdies, daß binnen einigen Tagen eine Prüfung der Vorräthe Statt finden sollte, welche durch den Brand vereitelt wurde. Die Löschung des Feuers wurde dadurch noch erschwert, daß es zu derselben Zeit an drei verschiedenen Stellen der Stadt brannte. Im Schlosse hatten die Franzosen in einem Saale auf den Fußboden ein Kochfeuer angezündet, wodurch bald das ganze Gemach in Flammen gerieth. Auf dem Viereckplatze schlug aus den Parterrefenstern des v. Gymnichschen Hauses ebenfalls die Lohe heraus, so wußten die Rettenden nicht wohin sie sich zuerst wenden sollten. Glücklicher Weise gelang es den Nachbarn und den Soldaten an diesen beiden Orten die Ge-

fahr zu beseitigen, die Franzosen sollen aber bei den Rettungsarbeiten ihrer Ausgelassenheit den freiesten Spielraum gelassen und sich an dem Feuer sehr ergötzt haben.

IV.

Die Einführung des republikanischen Kalenders und die Einsetzung einer neuen Landesregierung.

Die Einführung des republikanischen Kalenders.

Bekanntlich hatten die Republikaner in Frankreich aus all zu großem Eifer, jede Erinnerung an die frühere kirchliche und königliche Herrschaft zu beseitigen, am 6. Oktober 1793 die Abschaffung des bisherigen Kalenders beschlossen. Anstatt dessen wurde der sogenannte republikanische Kalender eingeführt, aus welchem alle Heiligennamen gestrichen waren. Die neue Zeitrechnung wurde vom 22. September 1792 ab angenommen als Andenken an jenen Tag, an welchem die Verkündigung der Einführung der Republik Statt gefunden hatte. Es war zugleich die Zeit der Tag- und Nachtgleiche, deren Beziehung auf die Herstellung der allgemeinen bürgerlichen Gleichheit als bezeichnungsvoll hervorgehoben wurde. Das Jahr bestand nach diesem Kalender aus zwölf Monaten von je 30 Tagen. Um die Ungleichheit mit dem Sonnenjahre auszugleichen, waren am Ende des gewöhnlichen Jahres fünf Tage eingeschaltet. Im Schaltjahre trat dann noch ein sechster Schalttag hinzu, welcher der Revolutionstag oder die Sansculotide hieß. Alle diese Schalttage wurden festlich begangen. Der erste war der Tugend, der zweite dem Genie, der dritte der Arbeit, der vierte der öffentlichen Meinung, der fünfte den Belohnungen geweiht. Die Monate hatten folgende Bezeichnungen:

Herbst	Vendemiaire	(Weinmonat)
	Brumaire	(Nebel)
	Frimaire	(Reif)

Winter	Nivose	(Schnee)
	Pluviose	(Regen)
	Ventose	(Wind)
Frühling	Germinal	(Keim)
	Floreal	(Blüthen)
	Prairial	(Wiesen)
Sommer	Messidor	(Aerndte)
	Thermidor	(Hitze)
	Fructidor	(Obst).

Jeder Monat enthielt 3 Dekaden zu je 10 Tagen, von denen die vier ersten nach ihrer Stellung in der Dekade (Primidi, Duodi, Tridi, Quartidi) benannt wurden. Anstatt der Heiligennamen führten sie auch Bezeichnungen nach Pflanzen, landwirthschaftlichen Werkzeugen und Thieren, um dem Volke Beziehungen zur Natur und zum Landbau nahe zu führen. So hießen z. B. die Tage der ersten Dekade des Vendemiaire 1. Traube, 2. Safran, 3. Kastanie, 4. Zeitlose, 5. Pferd — Letzteres als Hausthier machte auf die Hälfte der Dekade aufmerksam. Der ganze Zeitraum von 4 Jahren, nach deren Ablauf wieder die Einschaltung eines Hauptschalttages erforderlich war, sollte die Franciade heißen. Die ganze Berechnung paßte von vornherein nicht vollständig, so daß man sich am 8. Vendemiaire IV veranlaßt sah darauf aufmerksam zu machen, daß im ersten Jahre 6 anstatt 5 Zusatztage anzunehmen seien, das vierte Jahr der französischen Republik also einen Tag später und zwar am 23. September anfangen müsse.

In Frankreich rechnete man nur nach dem republikanischen Kalender, für die eroberten Lande hatte man jedoch in den amtlichen Erlassungen bisher die Tage nach diesem und dem früheren gregorianischen Almanach zugleich angegeben. Das Volk wollte von der neuen Einrichtung nichts wissen. Da erschien eine Verordnung, daß vom 1. Nivose (21. Dezember) ab überall in den unterworfenen Gegenden der republikanische Kalender für bürgerliche und kirchliche Verhältnisse einzuführen sei. Wenn nun auch eine Zeitlang die früheren Bezeichnungen noch nebenbei mitgetheilt wurden, um die Leute allmälig an die neue Einrichtung zu gewöhnen und Irrungen zu verhüten, so verlangte man doch, daß auch in Eingaben an die Behörden die veränderte Berechnung beachtet wurde. Im Verkehr dauerte es noch lange, bis dieselbe

sich Bahn brach, ja man kann sogar sagen, daß sie stets auf den Widerstand der Bevölkerung gestoßen ist. Es verursachte daher auch keine Schwierigkeiten, als am 10. Nivose XIV (31. Dezember 1805) der republikanische Kalender abgeschafft und die seit 1582 gültige gregorianische Zeitrechnung wieder eingesetzt wurde. Die Geistlichkeit hatte im Jahre 1794 auch hier keinen Widerstand dieser Einrichtung entgegen gesetzt, denn ihre Macht war vollständig gebrochen, ihr war selbst die Herrschaft der Kanzel entrungen.

So erschien am 28. Dezember eine Verordnung, daß sich aus jedem Hause mindestens ein Einwohner in der Pfarrkirche einfinden solle um die Predigt anzuhören, diese bestand aber in einem Vortrage, welchen die Regierung, wie sie erklärte, zum Wohle der Stadt für nöthig erachte. Einer derselben betraf unter Anderen die Güter und Möbel der Ausgewanderten. Es wurde darin gesagt, dieselben seien vielfach ohne Befugniß geplündert und geraubt worden. Ein Jeder, der solche im Hause habe, solle sie in einer bestimmten Stube aufbewahren, die Thüren versiegeln und einen Zettel daran hängen mit der Aufschrift: „au nom de la loy“. Dieses war die Predigt. Ein anderes mal wurden die sehr überhand nehmenden Holzdiebstähle aus den Waldungen verhandelt. Man kann sich denken, wie sehr die frommen Einwohner des früheren Kurstifts über diese erbaulichen Reden den Kopf geschüttelt haben, sie mußten sich aber trotzdem einfinden, um sie anzuhören.

Die Geschäfte der Municipalität, wie die städtische Behörde jetzt genannt wurde, hatten sich so vermehrt, daß die bisherigen Beamten nicht mehr ausreichten, um dieselben zu bewältigen. Man sah sich daher gezwungen noch einen zweiten Sekretär und einen Kopisten anzustellen. Nicht nur die Anforderungen der Franzosen machten den Herren schwere Sorgen, sondern auch die Bürger und Bauern wurden von dem revolutionären Fieber angesteckt und erlaubten sich Eingriffe aller Art, für welche der Magistrat verantwortlich gemacht wurde. So waren die schweren Holzthüren des Koblenzer Thores eingeschlagen und zum größten Theile als Feuerungsmaterial fortgeschleppt worden, welches wieder hergestellt werden mußte. Der frühere Schloßgärtner Lenné zeigte an, daß die Bauern von Hersel und Grav-Rheindorf allnächtlich sich auf

der Landstraße nach Köln einfänden, um die an derselben stehenden prächtigen Linden- und Ulmenbäume umzuhauen, so daß sie schon jetzt einen ungeheueren Vorrath an Brennholz zusammen getragen haben müßten. Es wurden sofort die strengsten Maßregeln gegen diese Frevel ergriffen, wenn man jedoch an einem Orte dem Unwesen steuerte, dann wurde er anderswo fortgesetzt. Um den vielen Feuersbrünsten vorzubeugen, sah man sich endlich genöthigt die von den Franzosen abgeschaffte Brandkommission wieder einzurichten, Eisweiler und Bornheim wurden zu Vorsitzenden derselben ernannt, als Gehülfen derselben sollten ihnen Kaufmann, Kitz, Neese und Ordenbach zur Seite stehen. Alle Feuerstellen wurden nun einer strengen Beaufsichtigung unterworfen. Auf dem Wachtthurme der Remigiuskirche brachte man an der Außenseite des Wachtzimmers nach vier Richtungen je eine Glocke von verschiedenem Tone an und befahl dem Wächter alle viertel Stunden dieselben nach dem Uhrschlage zu läuten, damit die Stadt von seiner Aufmerksamkeit überzeugt werde. Es war jedoch vergessen worden dem Kirchenjungen von dieser Einrichtung Mittheilung zu machen. Als Letzterer an dem ersten Abende den Glockenschlag hörte, eilte er, gewohnt an die täglichen Brände, rasch in die Kirche und begann zu stürmen, so daß die größte Verwirrung entstand, bis sich der Irrthum, der dem Jungen einen scharfen Verweis eintrug, aufklärte. Die früheren Hofspritzen befanden sich damals in Godesberg, sie wurden jetzt mit allen zum Hofbrandmagazin gehörenden Geräthschaften nach Bonn zurück gebracht.

Um in der Stadt Seuchen zu verhindern, traf man Anstalten alle Kranke in das Schloß zu Poppelsdorf zu bringen, wo weite luftige Räume zur Unterbringung derselben zur Verfügung standen. Es wurde deshalb ausgetrommelt, daß die Besitzer von Luxuspferden und Wagen dieselben am folgenden Morgen 7 Uhr nach dem Markte bringen sollten, um sie zur Fortschaffung der Kranken zu benutzen. Es war jedoch kein überflüssiges Pferd in der Stadt vorhanden. Als dies bekannt wurde, ergänzte man die gegebene Anweisung dahin, daß man dann die Wagen stellen solle. Am Weihnachtsmorgen hatte man darauf das eigenthümliche Schauspiel, daß die Bürger schwere, hochkastige Wagen, wie sie damals in der Mode waren, von allen Theilen der Stadt durch die Straßen nach dem Markte schoben und zogen, um sie

vor dem Rathhause aufzustellen. Es wurden Militärpferde besorgt und dann während des ganzen Tages die vielen Kranken nach ihrem besseren Asyle gebracht. Für die Bewohner der Stadt war diese Maßregel von großem Werthe, denn in allen Privathäusern lagen Soldaten, welche durch leichteres oder schwereres Siechthum an das Lager gebannt waren. Man nahm meistens das Bettzeug gleich mit fort, denn die Ausschreibung von 400 Betttüchern, 100 Decken u. dgl. war erfolglos gewesen, weil die Bürger sich außer Stande erklärt hatten diese Bedürfnisse zu beschaffen.

Das weite Poppelsdorfer Schloß reichte auch nicht aus die Hunderte von Kranken unter zu bringen, und man dachte ernstlich daran die kurfürstliche Residenz zu einem Lazarethe umzuschaffen. Auf Befehl des französischen Kommissars Deloffre wurden deshalb bereits die Säle des östlichen Flügels des Schlosses, in welchen sich das Physikalische und Naturalienkabinet befand, geräumt. Die Sammlungen brachte man in den Belderbuschschen Hof.

Um zu wissen, ob man nicht von der Stadt noch mehr Geld zur Bestreitung der vielen Auslagen erpressen könne, forderte die Bezirksregierung die Municipalität auf, schleunigst eine Nachweisung über die Einkünfte der Stadt einzureichen, worin die Kapitalien, Einnahmen und Ausgaben, Stadtschulden, die zu zahlenden Pensionen, so wie die Beträge für alle bisher geleisteten Kriegskosten genau aufgeführt werden sollten. Die Kasse für die Letzteren hatten Bertram und Fonson unter Händen. Eine Menge Leute mußten aus derselben besoldet werden, da auch der Bau von Schutzwerken in der letzten Zeit in Angriff genommen worden war. Außer der Feldschanze bei Grav-Rheindorf, welche noch jetzt zu sehen ist, legte man nämlich ein weitläufiges Erdwerk an der ersten Fährgasse an, da man beabsichtigte dort eine Schiffbrücke über den Rhein zu schlagen, um die auf der anderen Seite befindlichen Truppen der Verbündeten zurück zu treiben. Eine Masse von Geräthschaften mußte für diese Arbeiten geliefert werden.

Die Einsetzung der Landesregierung.

Am 21. Dezember 1794 (1. Nivose l'an III) trat dann die allgemeine Regelung der Verwaltung des Landes und der Stadt

ein. Die Liste der Beamten war bereits von dem Volksvertreter Frecine aufgestellt worden. Er richtete an die Einzelnen die Aufforderung, sich an jenem Tage im englischen Hofe, wo bisher die Sitzungen der Landesregierung Statt gefunden hatten, zu versammeln. Morgens vor 10 Uhr fanden sich bereits der Divisions-General Poncet, der Platzkommandant, viele Stabsoffiziere, der Secretair en chef des Volksvertreters Namens Rethe dort ein. Als die Herren vollzählig waren, wurde eine Verfügung des französischen Volksvertreters an die Bewohner des kölnischen Landes vom 20. Frimaire und eine Verordnung vom 18. desselben Monats verlesen, wonach die bisherige Landesregierung aufgehoben und an ihre Stelle eine General-Administration eingeführt werden solle. Die Mitglieder wurden einzeln aufgerufen, worauf ihnen der Divisionsgeneral ihre Plätze anwies. Durch eine Verfügung des Volksvertreters Frecine war diese Angelegenheit dahin geregelt, daß die Obertribunal-Justizverwaltung für alle zu der Kölnischen General-Administration hingezogenen Lande in die Hände der betreffenden Personen gelegt wurde. Eichhof, der frühere Koch des Kurfürsten, erhielt die Stelle des Nationalagenten. In seiner früheren Stellung war er in jedem Jahre auf einige Zeit nach Paris gesandt worden, um sich in seiner Kunst fortzubilden, dadurch hatte er eine genügende Kenntniß der französischen Sprache sich erworben und war während der Zeit der republikanischen Herrschaft bald eine unentbehrliche Person geworden. Eichhof besaß in dem jetzigen Hause Nr. 8 in der Josephsstraße eine Speisewirthschaft und war ein Mann von Energie, dem man eine gewisse praktische Tüchtigkeit nicht absprechen konnte.

Die Bezirksverwaltung für die Stadt und das frühere Kurfürstenthum Köln wurde in Bonn niedergesetzt, die ganze Landstrecke aber in sieben Kantons eingetheilt, von denen 3 auf das Niederland und 4 auf das Oberland kamen.

Niederland:

Der erste Kanton umfaßte die Orte: Rheinberg, Kempen, Linn und Uerdingen. Der zweite Kanton: Milendunk, Liedberg, Wickerath und Neuß. Der dritte Kanton: Elsen, Hülchrath, Langel, Rheinkassel und Zons.

Oberland:

Der vierte Kanton: Brühl, Lechenich, Hürth, Riehl, die

Erbvogtei und Stadt Köln. Der fünfte Kanton: Godesberg, Meckenheim, Vilip, Adendorf, Remagen, Neuenahr, Niederwesseling, Rodenkirchen, Bodendorf und Bonn. Der sechste Kanton: Hardt, Zülpich, Lommersum, Sinnersdorforth und Rheinbach. Der siebente Kanton: Breisig, Sinzig, Ahrweiler, Altenahr, Olbrück, Burgbrohl, Königsfeld, Hersbach, Saffenburg und Andernach.

Die Verwaltung bestand aus 14 Mitgliedern, von denen sieben, zur Bildung des immerwährenden Verwaltungs-Direktoriums, angewiesen waren ihren ständigen Wohnsitz in Bonn zu nehmen, die Anderen hatten sich in den Hauptorten der Kantons u. z. zu Uerdingen, Neuß, Zons, Köln, Rheinbach und Andernach niederzulassen. Für den Kanton Bonn war Gerolt als Präsident und Falkenstein als stetiger Beisitzer ernannt. Außer dem Präsidenten bildeten somit noch sechs Personen und zwar Bruchsieder, Schauenburg, Jacobi, Eichhof, Fischenich und Bouget das Kollegium. Der Bürger Holthof erhielt die Stelle des ersten Sekretairs. Die Besoldung der 14 Verwaltungsmitglieder und des National-Agenten wurde auf monatlich 400 livres, jene des Sekretairs auf 250 livres festgesetzt. Die Auszahlung der Besoldungen sollte am Ende jeden Monats durch den Ober-Zahlmeister der Sambre- und Maasarmee erfolgen, es ging hiermit aber gerade wie es in den asiatischen Ländern noch jetzt der Fall ist, am Zahlungstage fehlte es am Gelde. Das Direktorium wurde verpflichtet am Schlusse einer jeden Dekade einen umständlichen Bericht über seine Verrichtungen und über jene der Unterverwaltungen an die für die Lande zwischen dem Rheine und der Maas in Aachen niedergesetzte Central-Verwaltung abzustatten. Dieses waren die berüchtigten Dekadenberichte, welche durch ihre verläumderischen Angaben damals das Unglück vieler Personen und Familien verursacht haben. Einige derselben, deren Abschriften noch hier vorhanden sind, enthalten Denunziationen aller Art, welche gewiß ihre bitteren Früchte getragen haben.

Eine Verfügung vom 18. Reifmonat setzte in Bezug auf das Gerichtswesen folgendes fest: „Richter am Obertribunale werden folgende Bürger sein: Daniels, Schmitz, Pfingsten, Robson, Eschweiler, Neesen Vater, Dercum und Gerichtsschreiber Brill. Dieses Tribunal entscheidet in Civilsachen alle Rechtshändel, die

mehr als 300 livres betreffen und welche von den Untertribunalen ankommen, in letzter Instanz. Auch soll dasselbe erkennen in allen Fällen, welche körperliche oder Leibesstrafen nach sich ziehen. Die Gerechtigkeit soll unentgeltlich ertheilt werden. Die Parteien sollen selbst richten können ohne Dazwischenkunft eines Advokaten oder Praktikers. Das Urtheil wird in der Audienz öffentlich verkündigt. Gehalt der Richter monatlich 400 livres. Das Tribunal ernennt seine Kommis und Offizianten, deren Gehälter durch die Volksrepräsentanten festgesetzt werden. Kein Bürger darf die Annahme eines Gerichts- oder Municipalpostens ablehnen, wenn er sich nicht der Requisition aussetzen will."

Die Zusammensetzung des Gerichtshofes scheint jedoch auf Schwierigkeiten gestoßen zu sein, worüber keine nähere Angaben sich vorfinden.

Das Obertribunal war später aus folgenden Mitgliedern zusammengesetzt:

Pfingsten	Präsident.
Dercum	Mitglieder.
Eschweiler	
Reesen	Beisitzer.
Brill	Sekretair.
Boosfeld	Maire.

Für die Landgemeinden wurde noch eine besondere Bezirksverwaltung geschaffen, in welcher der Oberkellner Nettekoven, Carl Windeck als Sekretair, Hamacher und Worringen beschäftigt wurden.

Die Municipalität von Bonn bestand aus zwölf Mitgliedern, denen die nachfolgenden Verrichtungen zugetheilt waren:

Bürger Boosfeld — Maire.
„ Nicolai für das Bau- und Mühlenwesen.
„ Ebhard „ „ Handlungswesen und die Metzgerei.
„ Eisweiler „ „ Botenwesen.
„ Reese „ die Requisitionen.
„ Pasch „ das Redoutenwesen, Fruchtwesen und die Bäckerei.
„ Kinzinger „ „ Maximum.
„ Kauffmann (nicht angegeben).

Bürger Bornheim für die Schloßinspection.
„ Bertram „ das Spitalwesen.
„ Wrede „ die Wirthshauskontrole.
„ Kitz „ Feuerung und Licht.

Die Stadtzwölfter waren damals die Bürger: Probst, Frieling, Schaefer, Graß, Brewer, Schleiden, Quinck, Klein, Landwehr, Eck, Mehlem und Müller.

Als Sekretair war Ordenbach angestellt. Hierbei ist zu bemerken, daß Bornheim und Apotheker Wrede noch die Beaufsichtigung des Emigranten-Vermögens zu besorgen hatten. In der Original-Verfügung des Volksvertreters Frecine vom 18. Reifmonat Jahr III wird Kinzinger aufgeführt, in dem Rathsprotokolle vom 29. Dezbr. 1794 heißt derselbe jedoch Quinzi. So wird er auch stets in den städtischen Schriftstücken genannt. Hamacher heißt oft Hamecher. Als die Verlesung dieses Erlasses in dem großen, nach der Fürstenstraße hin gelegenen Saale des ersten Stockwerkes im englischen Hofe Statt gefunden hatte, begaben sich alle Anwesenden nach dem Rathhause, wo im Sitzungsraume einem Jeden sein Platz angewiesen wurde. Es war ihnen bedeutet worden, daß eine Weigerung, den überwiesenen Posten anzunehmen, unstatthaft sei, ein Jeder möge sich als „requirirt" ansehen. Der Municipalität lagen alle Amtsverrichtungen des früheren Magistrats und der Polizei ob. Sie stand unter der unmittelbaren Aufsicht des Platzkommandanten, der Verwaltung des Bezirkes und des Verwaltungsmitgliedes des Kantons. Ihre Stellung unter dieser dreifachen Botmäßigkeit stellte somit Schwierigkeiten genug in Aussicht. Sie hatte die Ausführung der Gesetze, Beschlüsse, Bekanntmachungen und Instruktionen, welche ihr von dem Verwaltungsmitgliede zugeschickt wurden, zu besorgen. Nur in den Fällen, wo Jemand auf frischer That ertappt wurde, stand ihr das Recht zu ohne Mitwirkung des Platzkommandanten eine Verhaftung vorzunehmen. Auch mußte sie regelmäßig einen Dekadenbericht einliefern. Das Gehalt der Municipalbeamten wurde für Jeden auf 200 livres monatlich bemessen, für die Gehülfen und den Sekretair sollte es jedoch nach Bestimmung der Bezirksverwaltung nach vorher eingeholter Bestätigung des Volksvertreters festgestellt werden.

Sie übernahmen sofort die Geschäfte, welche vor Allem mit

der Feststellung der Schriftstücke der geheimen Kanzlei begannen. Ihre erste Thätigkeit bestand in der Veröffentlichung eines Erlasses vom 18. Reifmonat, wonach alle Pachtbeträge an die Eigenthümer in Assignaten bezahlt werden könnten.

Es war nun noch kein viertel Jahr seit dem Einmarsche der Franzosen verstrichen und das Volk litt schon grenzenlos und beugte sich seufzend unter die harte Herrschaft. Die allgemeine Brüderschaft wurde aber in allen Schriftstücken betont, auch wenn von Mord und Tod darin die Rede war. Der Adel war abgeschafft, ein Jeder nur Bürger, in Vielen aber bereits ein dämonischer Zug geweckt. Diese Hitzköpfe suchten die Franzosen selbst in republikanischen grausigen Redensarten zu überbieten. Vor Allen zeichneten sich die beiden Angestellten bei der „Agentschaft der Handlung und Versorgung der Republik" aus. Mit der größten Rücksichtslosigkeit gingen sie bei der Feststellung des Mobiliar- und Immobiliarvermögens der Eingesessenen und Ausgewanderten zu Werke. Die Erlasse derselben führten die Ueberschriften: Freiheit, Gleichheit, Bruderschaft oder Tod! — Krieg den Palästen — Friede den Hütten! schlossen aber mit „Heil und Bruderschaft!"

Ein solches Schriftstück der beiden Herren vom 19. Novbr. 1794 führt die Emigranten namentlich auf. Es enthält 40 Namen, unter denen erscheinen: der Präsident v. Spiegel, drei v. Gudenaus, zwei v. Weichs, der General v. Gymnich, der Graf Belderbusch, der Gouverneur v. Kleist, der Minister v. Waldenfels, der Rath Braumann, der Großmarschall v. Forstmeister, viele Offiziere und Nonnen (das ganze Konvent Engelthal), der frühere englische Gesandte, welcher Hescott genannt wird, der Hofjude Baruch, mehrere Engländerinnen und Andere. Die geringe Zahl der Ausgewanderten läßt darauf schließen, daß Viele der Aufforderung zur Rückkehr Folge geleistet hatten.

Während des Monats Dezember war die Stadt in Bezug auf die Einquartierung ziemlich glimpflich behandelt worden, gegen das Ende des Jahres mehrten sich jedoch wieder die Truppenzüge. Es langten allein am 29. Dezember 2000 Mann Soldaten hier an, welche sämmtlich in der Stadt und deren nächster Umgebung untergebracht wurden. Der Uebertritt in das neue Jahr war somit wenig erfreulich.

V.

Das Jahr 1795.

Verstärkte Noth durch Ausschreibungen aller Art. Die Generale Jourdan, Hoche, Bernadotte, Lefebre, Grnouf und Soult. Bau einer Schiffbrücke. Uebergang der Franzosen nach der rechten Rheinseite.

Am 2. Nivose III (22. Dezbr. 1794) langte ein Schreiben des Volksvertreters der Nord-, Sambre- und Maasarmee in Bonn an, wonach dem eroberten Lande eine Kriegssteuer von 25 Millionen livres in baarem Gelde auferlegt wurde. Dieser Betrag war so vertheilt, daß der Bezirk Aachen 5 Mill., Münstereifel 4, Maastricht 4, Geldern 4 und Bonn 8 Mill. und zwar in 3 Terminen zu zahlen hatten. Die erste Lieferung mußte binnen 14 Tagen, die anderen in Abständen von je 10 Tagen entrichtet werden. Alle Handwerker, Tagelöhner und Solche, die von ihrer Hände Arbeit lebten, waren von der Kontribution ausgenommen. Für jeden nicht inne gehaltenen Termin trat für jeden Tag eine Erhöhung von $^1/_{20}$ ein. Keine Klagen wurden angenommen, bevor nicht das erste Drittel der Summe bezahlt war. Die Rücksichtslosigkeit dieses Verfahrens tritt so recht hervor, wenn man dabei in Anschlag bringt, daß die Franzosen während ihrer dreimonatlichen Herrschaft trotz ihrer anscheinend menschenfreundlichen Phrasen es an nichts hatten fehlen lassen, um die Bewohner der eroberten Lande an den Bettelstab zu bringen. Ein tiefer Groll bemächtigte sich Aller, nur diejenigen, welche bei der Theilung der Ausbeute zu gewinnen hofften, schlossen sich enger an die fremden Eindringlinge.

Interessant ist es die am Ende des Jahres 1794 aufgenommene Statistik der Stadt Bonn gegen das Vorjahr zu vergleichen. Dieselbe weist nach:

	1793.	1794.
Getaufte	235	213 darunter 8 uneheliche
Verheirathete	75 Paar	42 Paar
Verstorbene	137	112 Erwachsene 108 Kinder.

Nur die Sterblichkeit hatte zugenommen. Hierbei waren die Franzosen nicht mitgezählt.

Die Kälte war in dem Winter, besonders im Januar 1795 so stark, daß der Rhein merkwürdiger Weise in der Mitte des Stromes in einem festen Streifen ohne Berührung der beiden Ufer zugefroren war. Unter diesen Verhältnissen hatten die längs dem ganzen Flusse aufgestellten Wachtposten einen harten Stand. Da sie stundenlang ohne warme Bekleidung im Freien zubringen mußten, so kam es sehr häufig vor, daß erfrorene Soldaten aufgefunden wurden. Dieselben wurden meistentheils sofort an Ort und Stelle begraben. Als man vor einigen Jahren die Gebäude der Wasserleitung in der Gronau erbaute, wurden zwei Skelette, wie ich selbst gesehen habe, dort zu Tage gefördert, diese rührten wahrscheinlich aus jener Zeit her und waren einst französische Soldaten, welche durch Erfrieren zu Tode gekommen waren.

Durch den harten Winter wurden die Leiden der Bevölkerung auch bedeutend vermehrt. Ein Sack Salz kostete damals 4 Reichsthlr., 7 Pfd. Brod 20 Stbr., 1 Pfd. Butter 20 Stbr., 1 Pfd. Kaffee 1 Reichsthlr., 1 Pfd. Zucker 50 Stbr., 1 Pfd. Ochsenfleisch 7—8—9 Stbr.

Die Municipalität sah sich gezwungen zur Bestreitung der Kriegsbedürfnisse am 2. Januar wieder 200 Reichsthlr. aufzunehmen. In der Mitte des Monats waren dieselben bereits verbraucht und eine fernere Anleihe von 1200 Reichsthlr. wurde nothwendig, von denen der Bürger R. Altstädten 500 und die Wittwe Becker 700 Reichsthlr. gegen eine Schuldverschreibung hergaben. Auch dieser Betrag reichte nicht lange aus, denn am Ende des Januar beschloß man schon wieder die Aufnahme von 4000 Reichsthlrn. Die bedeutenden Ausgaben wurden hauptsächlich dadurch veranlaßt, daß das unter dem Oberbefehle Jourdans stehende Hauptquartier mit den Divisionen Marçeau, Poncet, Grenier und Lefèbre, welche sämmtlich zur Sambre- und Maas-Armee gehörten, hierher verlegt wurde. Die Zusammenhäufung dieser großen Menge Volkes machte den Bewohnern der Stadt und nächsten Dörfer das Leben fast unleidlich. Kein Gartengeländer war in der Nähe der Stadt mehr vorhanden, selbst die Fensterläden hatten die Franzosen von einigen Häusern verbrannt. Nun froren in der Neujahrsnacht noch die Rheinmühlen

ein, so daß nicht mehr gemahlen werden konnte. Man sah sich dadurch genöthigt nach dem Vorschlage eines Bürgers Handmühlen aufzustellen um der äußersten Noth zu begegnen. Eine solche lieferte in 24 Stunden drei Malter. Die hiesigen Metzger sollten wöchentlich 25 Stück Vieh à 500 Pfd. liefern, waren aber nicht im Stande dasselbe aufzutreiben, da sie nur mit Assignaten die Bauern bezahlen konnten, welche Letztere verweigerten anzunehmen.

Trotz all diesen Jammers fehlte es den Franzosen aber nicht an Feststimmung. Als am 2. Jauuar die Nachricht von der Einnahme Bredas und den Fortschritten der Pichegru'schen Armee eintraf, wurde sofort eine allgemeine Beleuchtung der Stadt angeordnet. Eine Stunde lang mußten von 5 Uhr Abends an alle Glocken geläutet werden, aus jedem Fenster des Stadthauses wurden zwei brennende Fackeln ausgesteckt. Mit Rücksicht auf den großen Mangel an Beleuchtungsmaterial ließ man jedoch nachträglich durch Trommelschlag verkündigen, daß in Folge eines Antrags des Magistrats auf die Unvermögenden Rücksicht genommen werden solle. Auch am Todestage Ludwig XVI. forderte der General Poncet den aide de champ Noel auf „am Jahrestage der Hinrichtung des letzten Tyrannen der Franzosen" eine militairische Feierlichkeit zu veranstalten. Die Glocken gaben um 10 Uhr Morgens das Zeichen, dann begann die Artillerie zu feuern und die in Parade aufgestellten Regimenter riefen dazu ihr tausendfältiges: vive la republique!

Den Bürgern dagegen fehlte der Muth sich an diesen Feierlichkeiten zu betheiligen. Ehrliche Leute suchten sich auf jede Weise von den Franzosen zurückzuziehen, selbst Solche, die einen Posten erhalten hatten, baten um ihre Entlassung, so daß sich die Regierung veranlaßt sah eine strenge Warnung zu veröffentlichen. Sie erklärte darin diejenigen, welche gerade, wenn der Dienst am dringendsten sei, ihre Entlassung forderten, für Verräther des Vaterlandes und ordnete an, daß ihr Thun und Treiben auf das Schärfste beobachtet werden sollte. An die Entfernung aus ihren Stellen war somit gar nicht zu denken. Dieses Verfahren die Einheimischen zu den amtlichen Geschäften zu pressen, nannte man damals Wahrung der Rechte der Eingeborenen. Die neuen Truppen müssen auch in Bezug auf Be-

kleidung sehr schlecht bestellt gewesen sein, denn es scheint an Allem gefehlt zu haben. Laut Verfügung vom 6. Pluviose III (25. Januar 1795) machte die Regierung auf Befehl des Divisions-Generals bekannt, daß alle bisher ergriffenen Maßregeln zur Bekleidung der Armee unzulänglich seien. Es wurde deshalb angeordnet, daß jeder Bewohner des linken Rheinufers binnen 24 Stunden 1 Paar Schuhe oder Stiefeln, einen Rock, Kapotmantel oder Ueberrock einzuliefern habe. Es müssen bei dieser Gelegenheit wunderbare Bekleidungsstücke eingeliefert worden sein, denn der Volksvertreter der Sambre- und Maasarmee sah sich bereits in den letzten Tagen des Januars veranlaßt eine Lieferung von 25000 Paar Schuhen auszuschreiben, von denen jedes Paar mit 5 livres bezahlt werden sollte. Alles vorhandene Leder wurde zu dem Behufe im ganzen Bezirke mit Beschlag belegt, jede frühere Schuhrequisition, welche noch nicht vollzogen war, dagegen aufgehoben. Die Noth an Kleidungsstücken für die Truppen war so groß, daß sogar ein Fall vorkam, in welchem Soldaten einem Offizier der 36½ Brigade die Strümpfe, Hosen und dergl. von der Stube gestohlen hatten.

Die Räubereien auf dem Lande überschritten alle Grenzen, nach der eigenen Versicherung der französischen Behörden hatten sich ganze Banden zusammen gefunden, welche Leute auf der Landstraße überfielen, todtschlugen und beraubten. Sie plünderten nicht nur einzelne Gehöfte, sondern erpreßten selbst von den Ortsvorständen Gegenstände aller Art. Viele der höher gestellten Offiziere und Beamten hielten auch nicht reine Hände und benutzten jede Gelegenheit sich zu bereichern, verschmähten es aber auch nicht zu betteln. Mit der größten Unverfrorenheit beanspruchte unter Anderen der Kommandant Lachausse am 2. Januar eine Gratifikation zum Betrage von 948 livres von der Municipalität, und jeder seiner Nachfolger reichte von Zeit zu Zeit Bettelbriefe ein, worin er für seine Bemühungen zum Besten der Stadt ein Geschenk verlangte. Die Stadtbehörde mußte diese militairischen Vorstände der Gemeinde zu guten Freunden halten, welche sich übrigens oft mit den kleinsten Vergütungen begnügten um Beschwerden vorzubeugen.

Am 2. Pluviose III (21. Januar 1795) fand wieder eine

neue Ausschreibung von Früchten, Stroh und Vieh Statt, wobei sich die Bezirksverwaltung veranlaßt sah in der betreffenden Aufforderung an ihre Mitbürger zu erwähnen, daß sie auf die Rechtschaffenheit der Beamten und Bürger rechne, um nach Kräften zur Erreichung des vorgesetzten Endzweckes beizutragen. Alle möchten sich von wucherischem Eigennutze fern halten und sich als Mitglieder einer einzigen großen Haushaltung betrachten und so durch thätige Nächstenliebe und Häuslichkeit einander beistehen. Jeder Bezirk des Kölnischen Landes hatte nach dieser Ausschreibung täglich 600 Ctr. Roggen, 200 Ctr. Waizen, 1000 Ctr. Hafer, 15000 Bauschen Stroh, jeder zu 10 Pfd. gerechnet, in die Magazine zu Bonn oder Andernach, Köln und Neuß einzuliefern. Außerdem war noch das achte Stück des gänzlichen Vorraths an Kühen, Hornvieh, so wie auch Schafe in kleiner, näher bestimmter, Anzahl abzuführen. Diese Abgabe sollte so lange dauern, bis eine neue Aufnahme der Vorräthe im ganzen Lande erfolgt sei. Zur Erleichterung der Bevölkerung ließen die Franzosen dagegen jedem Amte die fälligen Zehnten zur Verfügung. Alle Früchte mußten binnen 4 Wochen gedroschen sein. Zugleich wurde bemerkt, daß jede auswärtige Zufuhr für den Augenblick unmöglich sei. Man stellte in Aussicht, daß alle requirirten Gegenstände bezahlt werden würden, insofern sie zur Unterhaltung der Truppen dienen sollten und setzte hier sogar einen Zahlmeister in der Person des Bürgers Hauptmann ein, welcher die Preise nach der von den Volksvertretern Briez und Joubert unterm 27. des Friermonats festgestellten Taxe auszahlen werde.

Der Durchzug der Truppen fand im großartigen Maßstabe Statt, oft wurden die Leute Nachts hierdurch erschreckt und mußten für Unterbringung der Soldaten Sorge tragen. Für kleinere Trupps wurden Wirthe gedungen um dieselben aufzunehmen. Dieselben erhielten von der Stadt 8 Stüber für den Mann. Als diese Maßregeln auch nicht ausreichten, errichtete man große Holzbaracken auf dem Platze neben dem Kölnthore, der Kriegskommissar Rogari forderte dann die Stadt auf für die Verpflegung der durchziehenden Truppen Sorge zu tragen. Die zusammen berufenen Metzger und Bäcker erklärten jedoch dieselbe nicht übernehmen zu können und schlugen vor die Vorräthe in den Magazinen dazu zu verwenden. Mit Mühe und Noth brachte man

6830 Brode, jedes zu $2^1/_2$ Pfd. Mehl, zusammen, welche in wenigen Tagen schon wieder verbraucht waren. Als dann wieder die eiligste Lieferung von 50 Ctr. Mehl zur Deckung der äußersten Nothdurft verlangt wurde, erklärte der Magistrat, zuvor müsse erst der Preis für die letzte Brodlieferung bezahlt werden, denn es fehle an Mitteln zum Ankauf von Mehl. Da entschloß sich endlich der Kriegskommissar für den Betrag Assignaten ausgeben zu lassen. Die Bäckermeister versprachen sich anzustrengen und vor Abend die verlangten 50 Ctr. von Lengsdorf zu beschaffen. Es war ihnen jedoch nicht möglich mehr als 3569 Pfd. Mehl aufzutreiben, welche sie jedoch nur nach Ueberweisung des Geldbetrages abgeben wollten. Dieses half; die Ausgleichung durch Assignaten fand sofort Statt. Um den Werth des Papiergeldes zu heben, wurde sogar verboten bei Kaufakten u. dgl. die Zahlung in baarem Gelde sich vorzubehalten. In Folge der Brodnoth wurde bestimmt, daß es nur drei Bäckern gestattet sein solle Weisbrod zu backen, dieses durften sie dann nur für Kranke und Kinder abgeben. Die Brauer hatten nur in sofern Erlaubniß ihr Handwerk zu betreiben, als es hinreichend war um die erforderliche Hefe zum Brodbacken zu beschaffen.

Trotz alledem richteten die Franzosen sich ganz behaglich ein, sie ließen ihre Weiber nachkommen, und bald trafen ganze Karawanen mehr oder weniger liederlicher Frauenzimmer ein, deren Unterbringung dem Magistrate viele Sorge machte. In der Jesuitenkirche war ihr Stammquartier. Dort wurden große Feuer in der Mitte des Hauptschiffes angezündet; wenn man Holz brauchte, wurden die Altäre, Beichtstühle und Bänke verwendet. In den Seitenschiffen standen Pferde. Tag und Nacht ging es in diesen heiligen Räumen lustig zu, es wurde an kleinen und großen Feuern gekocht, man sang das ça ira und Schelmenlieder. Die Nachbaren sahen mit Schrecken dieses Unwesen an, mehrmals hatte es schon in der Kirche gebrannt. Endlich wurde die Feuersgefahr doch so stark, daß der Platzkommandant sich in's Mittel legen mußte und dem Unfug steuerte.

Um die Bedürfnisse für die Spitäler und Magazine zu decken, griff man jetzt zu dem einfachen Mittel, daß man unter militärischer Begleitung in die Häuser der Stadt und auf die Güter der benachbarten Adligen einbrach und ohne Bezahlung

fortholte, was man gebrauchen konnte. Besonders arg hauste man auf dem Schlosse Gracht des Grafen Metternich. Acht große Wagen voll Möbel, glänzende Spiegel, Bilder u. dgl. wurden von dort hierher geschleppt, welche die Emigranten=Möbel=Kommissare Weber und Becker auf der Poppelsdorfer Allee mit vielen anderen Sachen verkaufen ließen. Die allgemeine Erbitterung des Volkes zeigte sich dagegen in mannigfacher Weise. Siegel, welche von der Regierung zum Schutze von konfiszirten Gegenständen an die Thüren von Häusern und Zimmern gelegt waren, wurden trotz aller Aufsicht nächtlicher Weise abgerissen und die daran befestigten Zettel mit der Aufschrift: „au nom de la loi" unter die Füße getreten. Mit verbissenem Grimm hörten die Bürger täglich die unter Trommelschlag erfolgenden Bekanntmachungen an und setzten Allem einen passiven Widerstand entgegen. Die Soldaten aber begleiteten massenweise den Ausrufer durch die Straßen, verhöhnten die Bürger, umtanzten den Letzteren und riefen ihr: „vive la republique" dazwischen. So erfuhren die Bürger kaum was befohlen worden und erklärten mit Recht, wenn man sie wegen Widerspänstigkeit belangte, daß sie wegen des bei den Verkündigungen Statt findenden Lärms nichts verstehen könnten, auch sei es gewagt sich bei derartigen Auftritten auf der Straße sehen zu lassen. Um den Bürgern diesen Vorwand zu benehmen, wurden 22 Stellen der Stadt bestimmt, wo die Ausrufungen vorgenommen werden sollten, außerdem heftete man noch die Erlasse an die Kirchen= und Rathhausthür. Den Ausrufern gab man eine Schildwache bei, um Ordnung zu halten.

Ueber das zügellose Benehmen der Soldaten gab es vielen Grund zum Klagen. Sie verunreinigten in der schamlosesten Weise die Straßen, so daß die Damen nicht wagten sich auf denselben sehen zu lassen. Ein übler Geruch erfüllte die ganze Stadt. Brachte man Klagen darüber an, so lachten die Offiziere. Diese allgemeine Verpestung der Luft trug nicht wenig dazu bei, den Gesundheitszustand der Stadt auf das Höchste zu gefährden. Es waren hier damals die Centralhospitäler für die Kranken und Verwundeten der ganzen Rheinarmee. Die Lazarethfieber brachen in den Krankenhäusern aus, aber auch in der Stadt, namentlich in der Sandkaule, zeigten sich sehr bedenkliche nervöse Krankheiten. Hierzu kam noch, daß der Wasserstand des Rheines wegen des

harten Winters überaus niedrig war, das Brunnenwasser sich verschlechterte und vielfach versiechte. Der General Poncet verfügte deshalb, daß die genesenden Soldaten sofort aus den Lazarethen entfernt und in den besten Häusern der Stadt untergebracht werden sollten. Diese Maßregel trug sehr zur weiteren Belästigung der Einwohner bei, da ihnen häufig nur wenige Räume zum eigenen Gebrauche gelassen wurden. Die in der Stadt befindlichen Ställe waren fast Alle zur Unterbringung „des sogenannten republikanischen Viehes“ benutzt. Da gerade bei den größeren Häusern auch die geräumigsten Stallungen sich befanden, so kam es, daß die Haupthäuser zu Lazarethen und die Hintergebäude Aufenthaltsorte der Viehtreiber wurden. Nebenbei legte man den Hausbesitzern noch die Verantwortlichkeit für das Vieh auf. Eines Tages kam es vor, daß alle im Gudenauer Hofe eingestellten Ochsen, da die Soldaten (es waren ihrer 14 Mann zur Wache) sich entfernt und die Thüren hatten offen stehen lassen, ausbrachen und wild durch die Straßen liefen. Das gab einen gewaltigen Lärm in der Stadt, Bürger und Soldaten wurden aufgeboten um die Thiere wieder einzufangen, was erst nach längerer Zeit und mit vieler Mühe gelang.

Die Truppenzüge erreichten gegen den 20. Januar eine solche Höhe, daß oft eine ganze Kompagnie Soldaten in einem einzigen Hause untergebracht werden mußte. Sie lagerten im Keller, auf den Gängen, in den Zimmern und auf dem Speicher. Das General-Kommando verlangte deshalb eine Liste der unnöthigen Kirchen, Emigrantenhäuser u. s. w., um dort wenigstens die Pferde unter zu bringen. Bis auf den Münster und die Remigiuskirche wurden alle Gotteshäuser, selbst auch die Synagoge, trotz den Bitten der Judenschaft, zu Ställen umgeschaffen. Nur das Stift Dietkirchen entging dieser Verunglimpfung, weil man dasselbe als Salzmagazin benutzte. Die natürliche Folge hiervon war, daß das Lazarethfieber überall in der Stadt heftiger ausbrach und eine Menge Menschen dahinraffte. Der Kommissar ordinateur Pigeon requirirte die Wundärzte Görres, Lapostolle und den Kandidaten der Wundarztnei Muß, um in dem im Schlosse eingerichteten Hospitale Hülfe zu leisten. Görres erklärte, er sei der einzige Arzt in der Stadt, welcher zu entbinden verstehe, seine Angaben wurden nicht beachtet, man antwortete ihm, die Frauen möchten

sich unter einander helfen, wenn keine Hebammen vorhanden seien. Lapostolle war hier gar nicht aufzufinden, denn er befand sich bei den kurfürstlichen Truppen. Auch drei Apothekergehülfen wurden gepreßt, unter ihnen der Bruder unseres großen Meisters Beethoven, um in der Militärapotheke Aushülfe zu leisten.

Die Municipalität sah wohl ein, daß es unter diesen Verhältnissen vollständig unmöglich sei die fällige Kontribution von 13 000 Livres einzuziehen. Es wurden die Stadtzwölfter zu Rathe gezogen, denn ohne ihre Genehmigung war der Magistrat nie berechtigt eine Anleihe aufzunehmen, ob es nicht möglich sei, auf irgend eine Weise das Geld zu beschaffen, um die Bürger vor der angedroheten Auspfändung zu bewahren. Alle stimmten jedoch darin überein, daß die verlangte Summe nicht mehr aufgebracht werden könne. Um den guten Willen zu zeigen, erklärte man der Regierung, daß man Alles aufbieten wolle, um ein Drittel des geforderten Betrages flüssig zu machen, anderen Falles müsse man das Schlimmste über sich ergehen lassen. Die Regierung gab keinen bestimmten Bescheid, nahm aber, was angeboten wurde. Damit die Stadt wieder zu ihrem Gelde komme, theilte man die Häuser der Stadt in drei Klassen ein und legte Allen eine bestimmte Summe auf, je nachdem sie zu den großen, mittleren oder kleinen gehörten. Auch die Juden wurden tüchtig hierbei heran gezogen. Schön war die erste Entgegnung des Kriegskommissars Rogari, als ihm eine Gesandtschaft der Municipalität das mühsam zusammen gebrachte Drittel anbot. Er sagte — er sei nur dazu da, um zu requiriren, nicht aber um sich Abzüge gefallen zu lassen. Um die Aufsicht über die Einkünfte des Landes besser handhaben zu können, hatte Menessier, Direktor der National-Domainen, drei Haupteinnehmer aller Gefälle und zwar in Bonn den Bürger Fonson, in Köln Bürger Penngruber und in Uerdingen den Bürger Kremer angestellt. Es hieß in der betreffenden Verfügung vom 19. Nivose III, daß vom Tage der Verkündigung dieses Erlasses ab alle Verrichtungen sämmtlicher ehemaligen kurfürstlichen Kellner, Rentmeister und Einnehmer der ausgewanderten Stifter, Abteien, Klöster und Privaten nicht nur auf der Stelle aufhören sollten, sondern auch die Kassenbestände und zwar in den Kantons Bonn, Rheinbach und Andernach an Fonson gegen Quittung abzuliefern seien. Zugleich wurden die Beamten

angewiesen binnen spätestens 14 Tagen die bisher geführten Rechnungen nebst Belagstücken, so wie alle auf ihre Verwaltung bezüglichen Papiere als Grund- und Lagerbücher, Hebe- und Vermessungsregister, Pachtbriefe und sonstige Urkunden bei Strafe von Militärexekution an die hiesige Administration unfehlbar einzusenden. Diese Verordnung wurde am 11. des Ventose durch den Nationalagenten Eichhof bekannt gemacht.

Am 9. Pluviose (28. Januar 1795) fiel endlich einmal ein kleiner Lichtstrahl in die Herzen der armen gedrängten Einwohner. Der Divisionsgeneral Poncet theilte nämlich der Municipalität mit, daß ganz Holland und Belgien in den Händen der Franzosen seien und man 100 Proviantschiffe zu Muyden erbeutet habe. Außerdem seien „ungeheuere“ Fruchtvorräthe vorgefunden worden, um aller Noth im Rheinthale abzuhelfen. Sobald die Flüsse aufgethauet und schiffbar seien, werde man an Allem Ueberfluß haben, da die Vorräthe für zwei Armeen und den ganzen nächsten Feldzug ausreichten. Die Municipalität wurde beauftragt diese frohe Nachricht sofort der Stadt mitzutheilen und von 10—11 Uhr Morgens mit allen Glocken läuten zu lassen. Den Bürgern war die frohe Aussicht auf Abwehr der drohenden Hungersnoth wohl zu gönnen, denn es fehlte ihnen fast an Allem, ihre Kleidungsstücke trugen die Sansculottes, sie selbst aber besaßen keine Schuhe, um ihre Füße zu bedecken. Es war vor Kurzem wieder eine neue Schuhlieferung ausgeschrieben worden, und der General Hoche wollte sich nicht beschwichtigen lassen. Er drang darauf, daß jeder Einwohner sofort ein Paar dieser Fußbekleidungsgegenstände abzugeben habe, wobei jedoch bemerkt wurde, daß solche ohne Sohlen nicht angenommen werden würden. Als kein Bürger der Aufforderung Folge leistete, griff man zu Gewaltsmaßregeln und ließ bei allen Schuhmachern und Gerbern Haussuchung halten. Das Ergebniß war jedoch sehr unbefriedigend. Der ganze vorgefundene Ledervorrath reichte nur für 162 Paar Schuhe aus. Diesen mit allen vorhandenen Lappen belegte man mit Beschlag. Viele anständige Bürger sah man zu jener Zeit in Holzpantoffeln über die Straßen gehen. Trotz aller Drohungen konnte die Regierung die Schuhlieferung nicht durchsetzen. Nicht besser sah es mit den Lebensmitteln aus. Quinzi hatte dem Kriegskommissar Pigeon mitgetheilt, daß alles Brod aufgezehrt und man nicht mehr im Stande

sei den gestellten Anforderungen zu genügen, da man keine ausreichende Backöfen, auch wenn man die Frucht auftreibe, zur Verfügung habe. Pigeon aber drang darauf, daß ihm unter allen Bedingungen sofort 800 Brode geliefert werden müßten. Man sah sich daher genöthigt mit einem Fruchthändler einen Vertrag zu schließen, um den Bedarf nach dem laufenden Preise herbei zu schaffen. Die Bürger mußten ein Verzeichniß ihrer Kranken einreichen, um danach zu bemessen, wie viel Weißbrod zu backen man gestatten könne.

Am 10. Pluviose III (29. Januar 1795) traf auch eine Menge Vieh ein. Der Präsident Gerolt forderte deshalb die Municipalität auf, Stallung für dasselbe zu beschaffen. Man hatte einen Viehpark im Hofgarten angelegt, aber die üble Erfahrung gemacht, daß die abziehenden Regimenter davon mitgenommen hatten, was sie erhalten konnten, deshalb zog man es jetzt vor die Kühe und Schafe in der Stadt unter zu bringen. Von jedem Hausbesitzer verlangte man die Lieferung einer Decke für das Poppelsdorfer Hospital, die Stadt sollte Oel für die Straßenbeleuchtung beschaffen, Leinenzeug wurde massenweise gefordert. Der Kriegskommissar Souvestre reichte eine ganze Liste von Gegenständen ein, welche er gebrauchen müsse und zugleich eine Vollmacht von Pigeon, wonach er requiriren könne, was er wolle. Der Letztere mußte wohl mehrere derartige mündliche und schriftliche Vollmachten abgegeben haben, welche zu den größten Ausbeutungen veranlaßten, denn eines Tages ließ er bekannt machen, er kümmere sich um nichts, was auf seinen Namen erhoben werde, er requirire selbst nur schriftlich. Der Kantonsverwalter Nettekoven verlangte für das hiesige Magazin täglich 1 Ctr. Waizen und 3 Ctr. Roggen. Ein neuer Platz-Kommandant war eingetroffen und wünschte täglich für sich 6—8 Pfund Fleisch, 10 Pfund Brod und 10 Flaschen Wein. Die Wirthe erboten sich ihm einen Ohm guten Wein gegen Bezahlung zu liefern, welcher, wie sie hofften, wohl für 20 Tage ausreichen werde. Es ging sogar soweit mit den Erpressungen, daß die Gefängnißaufseher, wie es sich heraus stellte, schon seit einigen Wochen die Sitte eingeführt hatten, von jedem Eingebrachten und Entlassenen einen halben Reichsthaler einzuziehen, um bei den allgemeinen Requisitionen nicht leer auszugehen. Dieses Verfahren wurde für un-

passend befunden und verboten, nichts desto weniger aber fortgesetzt.

Am schlimmsten wütheten die Leute des Generals Hoche, welcher im hiesigen Metternicher Hofe abgestiegen war. Jedenfalls mit seiner Genehmigung hatten sie die Gemächer, Keller und Schränke aufgebrochen, zerschlagen, verbrannt was sie nicht verzehren konnten und schließlich mitgenommen was tragbar war. Zu derselben Zeit fand auch ein Einbruch in der Münsterkirche Statt. Die Diebe nahmen besonders Leinwand und Altarvorhänge mit, hintendrein stellte es sich heraus, daß Soldaten die That verübt und das Weißzeug zu Hemden vernutzt oder verkauft hatten.

Die Bürger hatten hierdurch viele Belästigungen, vor Allem aber litten sie durch die Seuchen. Die meisten Leute starben im Poppelsdorfer Schlosse, denn dort lagen die schwersten Kranken. Man brachte die Todten nicht mehr zum Kirchhofe, sondern beerdigte sie nach altrömischer Sitte zu beiden Seiten des Weges, welcher von der Kirche vor der Sternburg her längs dem Venusberge hinführt und die neue Promenade hieß. Von allen Seiten erhoben sich Klagen über das hierbei beobachtete Verfahren, denn man scheuete die Arbeit, in den tief gefrorenen Erdboden Gräber auszuhöhlen, und begnügte sich damit, denselben etwas aufzuwühlen und dann einen Hügel darüber zu errichten. In der Stadt wurde sogar erzählt, des Nachts seien Wölfe gekommen und haben die Leichen hervorgeholt und gefressen. Diese Uebelstände erforderten dringend Abhülfe. Die Spitaldirektion bat daher um Anweisung eines Platzes zur Beerdigung der vielen täglich an Epidemien verstorbenen Soldaten. Es wurde ihr der Sandplatz am Tannenbusch als ein hierzu geeigneter Ort bezeichnet. Dort wurden nun sofort Massengräber für je 25—30 Mann hergestellt, die eine Tiefe von 10 Fuß haben mußten. Ein Tagelöhner wurde mit einem Fuhrmanne gedungen, um die Leichen dorthin zu bringen, und sie fuhren mit ihren traurigen Ladungen vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Grauenhaft ging es bei den Massenbeerdigungen zu. Ein Dutzend oder mehr Leichen wurden, mehr oder weniger nackt, denn die Kleidungsstücke waren zu werthvoll, auf einen Stürzkarren geladen. Die beiden Begleiter saßen rauchend auf einem Brette, welches quer über das Vordertheil des

Wagens lag, und so ging es in raschem Trabe, soweit es der schlechte Weg gestattete, nach dem Tannenbusche. Die Leute, welche dem von keinem Geistlichen und Leidtragenden begleiteten Leichenwagen begegneten, lüfteten den Hut, beteten ein Vaterunser für das Seelenheil der Verstorbenen und schaueten dem Zuge traurig nach. Sobald der Letztere an der großen Gruft angekommen war, stürzte man den Kippkarren um und die Leichen fielen wüst in das offene Grab, welches, wenn es gefüllt war, mit Sand zugeschüttet wurde. Tausende Soldaten sind dort bestattet worden, denn der Begräbnißplatz mußte fortwährend erweitert werden, zu einer Zeit reichten sechs große Gräber nicht aus. Die Bestattung von Soldaten an anderen Orten, namentlich in der Stadt, welche demnach also auch vorgekommen war, wurde strenge untersagt. Beim Auswerfen des Grundes hat man neuerdings häufig in der nächsten Umgebung der Stadt, namentlich in der Nähe der Poppelsdorfer Allee, an der Anatomiestraße u. s. w. Skelette gefunden, welche von einem derartigen Verfahren Zeugniß geben.

Die Sterblichkeit unter den Einwohnern nahm ebenfalls stark zu. Die auf dem Rathhause noch vorhandenen Register aus dem Jahre 1795 weisen im Januar 40, im Februar 52, im März 53, im April 55 und im Mai eine gleiche Anzahl Todesfälle von Bürgern und deren Familienmitgliedern auf. Hierbei sind die Juden nicht mit aufgeführt. Im Durchschnitt kann man somit annehmen, daß über 600 Personen in diesem Jahre starben. Die Einwohnerzahl betrug aber kaum 7000. Jetzt, wo dieselbe die Höhe von fast 30,000 erreicht, kommen die Sterbefälle noch nicht an die Ziffer 800. Die ganze Luft war damals verpestet, Pferdekadaver lagen häufig tagelang auf den Straßen. Die Soldaten warfen allen Unrath aus den Fenstern, so daß es gefährlich war, unter denselben herzugehen. Es fehlte an Aerzten, um den vielen Kranken zu helfen.

Abgesehen von manchen anderen Gründen, welche für die Franzosen maßgebend waren und darauf hinzielten, Uebergriffen der Soldaten gegen die Bürger vorzubeugen, war es daher erklärlich, daß man alle Maskirungen während der nahenden Fastnachtstage strenge untersagte. Es wurde ausgetrommelt, daß eine jede vermummte Person sofort in's Gefängniß gesteckt werden

würde und zwar, wie nachträglich hinzugesetzt wurde, solle die Haft 14 Tage dauern. Wie sehr die althergebrachte Faschingslust auch in den Herzen der Rheinländer begründet und mit ihrem Leben verwebt war, so hätte es doch in diesem Jahre keines Verbotes bedurft. Ihr Sinn war niedergebeugt und ihre Kasse leer. Es war schon wieder angekündigt worden, daß die rückständigen Simpeln binnen 14 Tagen bei Strafe von Exekution entrichtet werden müßten. Klagen über zu viele Einquartirung hatten gewöhnlich den Erfolg, daß man ermittelte, es sei noch mehr Raum zur Unterbringung vorhanden und der Beschwerdeführer noch einige Mann dazu erhielt. Außerdem wurden die Bürger, wenn sie sich an die Einquartirungskommission wandten, äußerst grob behandelt. Ein Schreiber hatte es so arg getrieben, daß man endlich sich veranlaßt sah, ihn seines Postens zu entheben. Man begnadigte ihn aber sofort wieder, weil man ihn nicht entbehren konnte, da er des Französischen mächtig war. In einer gereizten Stimmung befanden sich damals alle Leute. Auch der Bezirksverwalter Eichhof hatte sich einmal sehr grober Ausdrücke gegen die Municipalität bedient, was zu einem heftigen Auftritte Veranlassung gab. Er sah sein Unrecht aber ein und versprach sich in der Folge zu mäßigen. Ein anderes Mal ließ Lacordie das Municipalitätsmitglied Eisweiler ohne weitere Umstände verhaften, „weil er sich unanständig ausgesprochen habe“. Bei den in Folge dessen stattgefundenen Erörterungen stellte es sich heraus, daß der ganze Zwiespalt auf Mißverständnissen beruhete, indem der Eine das Deutsche und der Andere das Französische falsch aufgefaßt hatte.

Durch Verfügung des Volksvertreters Frecine von der Sambre- und Maas-Armee, datirt aus Maestricht vom 25. Nivose (14. Januar 1795), war auch die Civiltrauung allgemein in den eroberten Landen eingeführt worden. Die Zahl der Beamten der Municipalität mußte fortwährend vermehrt werden. Namentlich das Einquartirungswesen erforderte für die vielen Ansagungen so viele Leute, daß man 8 Stadtdiener anstellte, welchen täglich 20 Stüber zugebilligt wurden, bei besonders bewiesenem Fleiß versprach man ihnen noch eine außerordentliche Vergütung. Um die Einquartirungen besser beaufsichtigen zu können, wurden alle Vor- und Hinterhäuser neu nummerirt. Bisher hatte man das kurfürstliche Privathaus, das jetzige Oberbergamt, noch immer ver-

schont, jetzt aber forderte der Adjutant General Rostollant dasselbe für sich zur Wohnung und nahm es trotz des Einspruchs des Kastellans in Besitz.

Zur Feier der Siege der französischen Waffen hatte die Bezirksverwaltung es in Aussicht genommen, am 10. Ventose (28. Februar 1795) ein großes bürgerliches Fest mit Beleuchtung u. s. w. zu veranstalten. Von allen Seiten wies man jedoch auf die Noth und Stimmung des Volkes hin, welche eine Betheiligung daran nicht erwarten ließ. Man beschloß daher das dafür zu verwendende Geld zu benutzen, um den Nothleidenden Brod und Fleisch zu liefern, es handelte sich nur darum, die dazu erforderlichen und nicht vorhandenen Mittel zu beschaffen. Der National-Agent Eichhof dachte daran, 10 Malter Roggen am Stadthause zu vertheilen, weder er, noch der Magistrat waren jedoch im Stande, dieselben zu beschaffen. Nach vielen Bemühungen gelang es erst am 4. März diese Vorräthe aufzutreiben, um dieses gute Vorhaben auszuführen, nachdem die Municipalität gewissermaßen für die Bezahlung gut gesagt hatte. Einen Saal für die Festlichkeiten hätte man übrigens auch gar nicht beschaffen können, da der Wirth im englischen Hofe die Benutzung seiner Räumlichkeiten verweigert hatte. Die Franzosen hatten stets flott bei ihm gelebt, Niemand aber dachte an seine Bezahlung. Ein anderes großes Lokal außer den verpesteten Sälen des Schlosses gab es in der Stadt nicht.

Die Beitreibung der großen Kontribution von 25 Millionen livres hatte gezeigt, daß das eroberte Land nicht im Stande war, diese bedeutende Summe aufzubringen. Von allen Seiten waren Gesandtschaften aus den verschiedenen Städten eingetroffen und hatten um Herabminderung der ihnen aufgelegten Beiträge gebeten. In Folge dessen fand sich die Central-Verwaltung des Landes zwischen Maas und Rhein endlich veranlaßt, die Kontribution durch Erlaß vom 1. Germinal (21. März 1795) auf 8 Millionen zu ermäßigen. Hierbei wurde jedoch ausbedungen, daß der ganze Ueberrest der auf das erste Drittel noch zu zahlenden Summe durchaus in klingender Münze entrichtet werden müsse. Der Rückstand vom ersten Drittel sollte bei Strafe von Exekution unfehlbar binnen 10 Tagen von den Einwohnern aufgebracht werden.

Der Malter Roggen kostete damals 32—36 Gulden, der Malter Hafer 9 Gulden, das siebenpfündige Brod galt 18 Stüber,

die Frucht war jedoch zu diesem Preise oft nicht aufzutreiben. Am 6. Germinal marschirten 10,000 Mann Truppen hier durch, deren Verpflegung, da sie hier Ruhetag hielten, große Schwierigkeiten verursachte. Man pfändete jede siebente Kuh, auch nahm man wieder den ganzen Viehbestand des Landes auf. Es fand sich, daß in den Bezirken Bonn, Altenahr, Rheinbach, Lommersum, Godesberg, Mehlem, Remagen, Neuenahr, Eckendorf, Adendorf, Vilipp, Brühl und Lechenich zusammen 2760 Pferde, 1831 Zugochsen, 3329 Karren und 311 Wagen vorhanden waren. Hierbei hatte man noch den Zweck im Auge, festzustellen, über wie viele Gefähre man verfügen könne, sobald die Anfuhr des in Holland erbeuteten Getreides begonnen werden könne. Von den benachbarten Dörfern brachte man 30 Gefähre zusammen, welche man hier unterstellte. Außerdem wurden alle Rheinfahrzeuge auf der Strecke von Köln bis Andernach aufgeschrieben und die Besitzer derselben aufgefordert, sich bereit zu halten, um auf Weisung sofort nach Holland zu fahren, um Frucht zu holen. In Bonn stellte man fest, daß am Rheinthore zwei große Schiffe, aber nur ein Nachen vorhanden waren. Für einen Brückenbau, welchen man hier beabsichtigte, fand man nur 12 geeignete schwere Balken und 100 tannene Bretter vor.

Es lag damals auch der General Bernadotte, der spätere König von Schweden, in Bonn. Sein Auftreten wird gerühmt, denn er war darauf bedacht, die Bürger nach Möglichkeit zu entlasten, deshalb ließ er auch noch eine große Baracke aufschlagen, um dort Soldaten unterzubringen. Er sorgte für Reinigung der Straßen und widmete vor Allem seine Aufmerksamkeit den Lazarethverhältnissen. Es befanden sich damals fünf Aerzte in Bonn, Ginetti, Crevelt, Wolf, Vinette und noch einer, dessen Name nicht aufgeführt ist, sie sämmtlich wurden zur Aushülfe in die Spitäler gesandt. Um dem Mangel an ärztlichem Beistande abzuhelfen, richtete die Municipalität ein Gesuch an die Bezirksverwaltung und bat darum, dem Professor Dr. Rougemont, welcher geflüchtet war, die freie Rückkehr zu gestatten, was auch genehmigt wurde. Rougemont war aus S. Domingo gebürtig und früher Professor an der kurfürstlichen Universität. Er kehrte in Folge dessen aus Westfalen hierher zurück.

Um die damaligen Verhältnisse zu beleuchten, will ich zwei

Thatsachen mittheilen. Es wurde zu jener Zeit eine gedruckte Schrift von Stupp und Desaintvanne vielfach verbreitet, welche den Titel führte: „Vorstellung an den Heilsausschuß von Seiten der Deputirten des kölnischen Landes gegen die Bezirksverwaltung in Bonn". Daß die Letztere sich viele Gewaltmaßregeln zu Schulden kommen ließ und mehr auf Seiten der französischen Regierung stand, als sie die Rechte der Bürger wahrte, ist nicht abzuleugnen. Diese Thatsache wurde aber merkwürdiger Weise noch durch eine Gegenschrift des Präsidenten der Bezirksverwaltung Gerolt bestätigt, worin er jene Klage als eine Schmähschrift bezeichnete, da er sich des besten Willens bewußt sei. Er forderte daher, und hierin liegt der Schwerpunkt, Alle auf, mit offener Stirn und festem Blick auszurufen: „Die Verwaltung von Bonn hat Frankreich und ihr Vaterland betrogen!" Wer sollte bei solcher Auffassung es wagen, gegen sie in die Schranken zu treten? Der zweite Fall betrifft ein Gesuch der Bezirksverwaltung in Blankenheim, worin sie um Vereinigung der Eifel mit Frankreich bei der edlen französischen Nation bittet. Sie sieht in dieser Vereinigung ihr einziges Heil, die betreffende Schrift soll auch mit zahlreichen Unterschriften bedeckt gewesen sein. Auf den Werth derartiger Vorstellungen mag man wenig geben, das ganze Verfahren zeigt aber, daß die französische Regierung es schon damals verstand, die Stimmung der Bevölkerung in scheinbar rechtlicher, aber wirklich gewaltsamer Weise zu bearbeiten, denn von der Regierung war die Aufforderung zu derartigen Schritten durch einen Aufruf vom 17. Schneemonat ausgegangen.

Anfangs April rückte das Hauptquartier hier wieder ein, für den Oberbefehlshaber Jourdan wurde der Metternicher Hof, als das am besten eingerichtete Haus, in Stand gesetzt. Zugleich mit ihm trafen auch mehrere Volksvertreter ein. Alle trugen das Ihrige dazu bei, die Requisitionen wieder auf das Höchste zu treiben. Offiziere und Soldaten gingen in der rücksichtslosesten Weise zu Werke. Die auf den Wällen noch stehenden Bäume wurden vollständig abgehauen, dann aber gingen die Soldaten in die Weinberge und hieben die Weinstöcke ab, so daß sich die Municipalität veranlaßt sah, eine demüthige Vorstellung mit der Bitte einzureichen, die Soldaten hierüber zu belehren, denn, so heißt es in der Eingabe — „sie sind ja Franken, von denen die

Geschichte sagt, daß sie ein gutes, menschliches, sanftes Volk sind. Was sie Schädliches thun, das geschieht aus Irrthum und Mißbegriff, es wird daher nöthig sein, daß sie über die Hegung des Weinbaues und unserer Nahrungsgüter unterrichtet werden."

Die Stadt hatte bis zum 18. April 1795 für 38,000 Rchsthlr. Vorschüsse für Mehl, Brod u. s. w. geleistet, außerdem 19,000 Rchsthlr. für Matrazen und Bettzeug. Der Werth des von den Bäckern gelieferten Mehls betrug ferner noch 4000 Rchsthlr., außerdem waren die Kontributionen bezahlt, und für alle diese Leistungen war die Rückvergütung noch im Rückstande. Die Offiziere hatten auf alle Vorstellungen, daß man nicht zahlen und liefern könne, nur eine Antwort: „Sie möchten nur schweigen, anderen Falles habe die Militärbehörde tausendfache Mittel in Händen, die Stadt und Bürger durch Kosten und Auflagen jeder Art büßen zu lassen. Wenn sie kein Geld mehr hätten, so müsse man solches leihen."

Am 10. Mai theilte endlich der National-Agent seinen Mitbürgern mit, daß unermeßliche Vorräthe von Früchten, Mehl, Zwieback, Hafer und Heu an der Maas zu Venlo eingetroffen seien. Seit 14 Tagen sehe man alle Landstraßen mit Karren bedeckt, um diese zu den verschiedenen Magazinen abzuführen. Auf Befehl des Volksvertreters Roberjot wurden alle Fuhrleute aufgefordert, sich ungesäumt nach Venlo zu begeben, um bei dem Transport mit ihren Gefähren behülflich zu sein. Für jede zweispännige Fuhre wurden täglich 12 livres, für die vierspännigen 13 livres versprochen. Diese Aufforderung fand vielen Anklang, denn nun hoffte man, daß die allgemeine Brodnoth endlich beseitigt werden würde. Der Eifer der Bürgerschaft, sich hierbei zu betheiligen, war so groß, daß eine Menge herrenloser Wagen, Karren und Geschirre, auch sogar sieben Pferde, nach dem Markte gebracht wurden, um sie für die Herbeischaffung des Getreides zu verwenden.

Die ganze Division Championet lag damals in Bonn, unter den Befehlshabern ist der general en chef Ernouf und der General Kleber hervorzuheben, die Volksvertreter scheinen oft gewechselt zu haben. Die Municipalität konnte die Mittel für die Beköstigung der vielen Offiziere fast nicht mehr auftreiben, sie hatte bereits so viele Gelder durch freiwillige Beiträge aufgenom-

men, daß anscheinend gar keine Aussicht vorhanden war an die Erstattung denken zu können. Es fand sich fast Niemand mehr, welcher der Stadt Vorschüsse leisten wollte. Die Centralverwaltung der Länder zwischen Maas und Rhein trug der Lage des Landes in etwa wenigstens Rechnung, indem sie eine neu ausgeschriebene Kontribution von 22 Millionen livres durch Verfügung vom 19. Thermidor (6. August 1795) auf 6 Millionen herabsetzte. Hiernach sollte

Aachen . .	1,300,000	
Bonn . . .	1,300,000	
Geldern . . .	200,000	(mit Ausschluß der früheren Preuß. Lande)
Koblenz . .	1,000,000	
Maestricht	1,000,000	
Spaa . . .	600,000	
Luxemburg	600,000	
Summa	6,000,000	livres zahlen.

Die Beträge konnten in Früchten und Fleisch ausgeglichen werden, der auf Bonn fallende Antheil war bemessen zu 15,000 Ctr. Waizen, 26,665½ Ctr. Roggen, 16,666⅔ Ctr. Hafer, 20,000 Ctr. Heu, 80,000 Ctr. Stroh und 2000 Ctr. Fleisch, welche in die Magazine abgeführt werden mußten. Unterm 25. Prairial (13. Juni) war von dem Volksvertreter Perès auch wieder eine neue Steuer-Erhebung von 4½ Millionen livres angeordnet worden. Der Einzahlungstermin sollte mit dem 17. Juli abschließen, auch hatte man zugestanden, daß ¾ der Summe in Assignaten gezahlt werden könne, dennoch sah sich ein großer Theil der Bürger und Bauern außer Stande das Geld aufzutreiben, da die Schwierigkeit noch dadurch vermehrt wurde, daß die Assignaten mit dem Königsgepräge plötzlich (wie es scheint, ohne Entschädigung) außer Kours gesetzt wurden.

Man fürchtete einen allgemeinen Aufstand der Bürgerschaft und verbot sogar das Tragen von Stöcken, dennoch kamen täglich Excesse vor. Die allgemeine Unsicherheit veranlaßte sogar den Platzkommandanten am 26. Messidor (14. Juli 1795) einer Sitzung des Stadtrathes beizuwohnen um über die Besserung der Zustände zu berathen. Es wurde beschlossen, daß täglich 18

bewaffnete Bürgerschützen unter 2 Korporalen aufziehen und die Gegend am Stocken- und Kölnthore bewachen sollten. Am Kölnthore wurden gleichzeitig 6 Soldaten mit 1 Korporale aufgestellt, um der Bürgerwache erforderlichen Falles Hülfe zu leisten. Außerdem wurden der bürgerlichen Streifwache 2 Soldaten mit einem französischen Korporale zum Schutze beigegeben. Alle Maßregeln erwiesen sich aber bald als unausführbar. Die diebischen Soldaten wollten die Bürgerwachen nicht anerkennen, verhöhnten und mißhandelten sie. Als ein Bürger Namens Falkenstein, welcher sah, daß Soldaten mit Säbeln auf ein Mitglied der Bürgerwache einhieben, sich dahin äußerte, die Bürger sollten sich wehren, wurde er sofort verhaftet und erst wieder frei gegeben, nachdem er um Verzeihung gebeten hatte. Die Soldaten sahen in der Einrichtung der Bürgerwache nur eine Maßregel, um ihnen das Diebesgewerbe zu legen, und da sie dieses nicht aufgeben wollten, so ergriffen sie jede Gelegenheit um sie an der Ausübung der übernommenen Pflicht zu verhindern. Sie brachten es auch durch stets sich wiederholende Reibereien bald wirklich dahin, daß die Bürgerwachen eingezogen und ihnen die Waffen abgenommen wurden. Unter dem gewaltsamen Verfahren der Franzosen hatten nicht allein die Bürger zu leiden, sondern auch die städtische Behörde war häufig der rohesten Behandlung ausgesetzt. Im April 1795 kam es sogar einmal vor, als die Mitglieder der Municipalität sich über die allgemeine Unsicherheit beschwerten und darauf aufmerksam gemacht hatten, daß die Diebereien stets von Soldaten ausgingen und um schärferes Einschreiten baten, daß Drouin, chef de Police, in der Sitzung erschien und verlangte sie sollten nur die Bürger besser im Zaume halten. Zugleich erklärte er, wenn sie sich nicht gefügiger zeigten, als es bisher der Fall gewesen sei, dann werde er das ganze Personal der Municipalität einschließlich des Maire „in's Prison" stecken. Als die städtische Behörde immer weniger zugänglich wurde, wenn es sich um Beschaffung von Geldmitteln handelte, da suchte die Centralverwaltung andere Wege um sich solche zu verschaffen. Auf ihre Anordnung wurde zum Nutzen der Republik verkauft, was nur einen Käufer fand. Die Schloßgärten zu Bonn und Poppelsdorf verpachtete man und die sogenannte große Kaule, der mittlere Wiesenplan im Hofgarten, wurde zu einer

Tuchbleiche abgegeben, indem man das Duisdorfer Wasser, welches die an der Südseite des Schlosses damals noch befindlichen beiden Fontainen speiste, durch die vorhandenen bleiernen Röhren dorthin leitete.

Die traurige Lage der Einwohner. Das Auftreten Geichs. Die ersten Anfänge zur Gründung der cisrhenanischen Republik. Die Aufschlagung einer Schiffbrücke.

Wie aus dem Vorstehenden erhellt, haben eigentliche kriegerische Ereignisse in der ersten Hälfte des Jahres 1795 in der Nähe der Stadt Bonn nicht Statt gefunden. Auf der linken Seite des Rheines lagen große Truppenmassen der Franzosen längs dem ganzen Strome, am anderen Ufer standen die Oesterreicher unter dem Oberbefehle von Clairfait. Sie beobachteten sich gegenseitig und waren nur darauf bedacht dem Gegner den Uebergang über den Fluß zu wehren. Selten hörte man einen Schuß von der anderen Seite herüber schallen. Die Verbindung zwischen den beiden Ufern war vollständig gehemmt. Bis zum 28. Januar stand das Eis auf dem Rheine, dann trat Hochwasser ein, wodurch auf beiden Seiten des Stromes das ganze Gelände weithin überschwemmt wurde. Am 14. Februar hatte das Wasser den höchsten Stand erreicht und fiel von diesem Tage ab langsam aber stetig. Auch der Postverkehr auf dem linken Ufer war zu Zeiten vollständig gehemmt. Vor der Ankunft der Franzosen befanden sich auf der hiesigen Posthalterei 38 Pferde und 7 Wagen. Von den ersteren waren 24 Pferde bis zum 28. Mai durch den steten Estaffettendienst, wie der Posthalter in einer Eingabe sagt, „zusammengeritten“ und unbrauchbar geworden, die noch vorhandenen 14 Stück befanden sich in traurigem Zustande und genügten nicht mehr um den Postdienst aufrecht zu erhalten. Die Generale, unter ihnen Kleber, requirirten unaufhörlich Wagen und Pferde und gaben sie nur mit Widerstreben wieder zurück, so daß der Posthalter Alfter erklärte, er sei, nachdem er in 8 Monaten an 6000 Reichsthaler zugesetzt habe, nicht mehr im Stande das Geschäft fortzusetzen. Briefe, die nach einem gegenüber liegenden Orte bestimmt waren, konnten nur auf demselben Ufer über Basel oder Duisburg ihren Bestimmungsort erreichen und langten nach Wochen und Monaten daselbst an. Nachdem

der Verkehr eine zeitlang ganz gestockt hatte, wurde dem hiesigen Postmeister Pauli am 10. Mai erlaubt zur Bequemlichkeit des Publikums zweimal wöchentlich „eine öffentliche Chaise zwischen Bonn und Koblenz fahren zu lassen", es hingen aber so viele Unbequemlichkeiten und Gefahren mit den Reisen zusammen, daß die Gelegenheit nur im höchsten Nothfalle von den Bürgern benutzt wurde. Unter anderem wird von Fällen erzählt, daß Franzosen unterwegs, wenn sie die Post benutzen wollten und die Plätze besetzt sahen, ohne weitere Umstände die bürgerlichen Reisenden auf die Straße setzten und an deren Stelle mitfuhren. An Bezahlung dachten sie nicht, sie beriefen sich vielmehr darauf, daß das Fahrgeld bereits entrichtet worden sei, die armen Bürger befanden sich aber in der größten Verlegenheit unter fremden wilden Truppen, von denen kein Recht zu erlangen war.

In der schlimmsten Lage befanden sich die Ausgewanderten, welche auf die rechte Rheinseite geflohen waren und jetzt der Aufforderung der französischen Regierung Folge leisten und in ihre Heimathsorte zurück kehren wollten. Die Oesterreicher verweigerten Allen die Erlaubniß über den Rhein zu fahren, dennoch wagten es stets Einige mit Lebensgefahr nach der französischen Seite über zu setzen. In Kübeln, worunter zwei Tannenbretter kreuzweise befestigt waren, wurden oft solche Fahrten glücklich unternommen. Für hohen Preis fanden sich immer Schiffer, welche sich zu solchem Unternehmen hergaben. Auch der Schmuggelhandel wurde schwunghaft betrieben. Höchst abenteuerliche Berichte werden von einzelnen dieser Fahrten erzählt. Am meisten führte man diese Wagestücke aus, nachdem die Nachricht von dem unglücklichen besonderen Frieden Preußens mit Frankreich, welcher am 5. April 1795 zu Basel abgeschlossen wurde und die Macht Deutschlands vollständig lähmte, bekannt geworden war. Preußen hatte sich ausbedungen, daß außer seinen Landen die Oberpfalz, Franken, der westfälische Kreis, beide Hessen, die Länder an beiden Mainufern gegen den Rhein zu, Ober- und Niedersachsen als neutral gelten sollten. Man glaubte hierin den Anfang eines allgemeinen Friedens zu sehen und beeilte sich diese Auffassung den am anderen Ufer des Rheines stehenden Oesterreichern in deutlicher Weise mitzutheilen. Spaßhaft war die Art, wie dieses geschah.

Man ließ einen an zehn Fuß hohen hölzernen Rahmen anfertigen, welcher mit hellfarbigem Papier beklebt wurde. In fußlangen rothen Buchstaben war darauf geschrieben: „Paix avec la Prusse“, welches durch Talgkerzen, die man dahinter stellte, hell erleuchtet wurde. Sobald es Abend wurde, trug man diesen Transparent nach dem Rheinufer und stellte ihn unterhalb der vinea domini auf. Eine große Menschenmenge fand sich dann in den nächsten Tagen Abends an jenem Platze ein, welche laut jubelte und sang. Nie hatten sich die Franzosen und die Bürger so einmüthig gezeigt, denn die Letzteren namentlich verkannten die Lage und hofften auf den baldigen Abzug der Fremden. Das Verfahren durch Transparente Mittheilung zu machen fand viele Nachahmung, und schon am nächsten Abende sah man mehrere derartige erleuchtete Inschriften in den Fenstern von hoch gelegenen Häusern am Rheinufer. Die Oesterreicher schienen sich jedoch um diese Zeichen gar nicht zu kümmern, sie gaben keine Antwort.

Ueber die Kriegsverhältnisse erfuhr man in Bonn nichts, das hiesige Intelligenzblatt erschien nicht mehr und auswärtigen Zeitungen war der Eingang versagt. Es war den Franzosen jedoch selbst daran gelegen, daß die Einwohner von dem glücklichen Erfolge der republikanischen Waffen etwas erführen, um hierdurch die Stimmung des Landes zu Gunsten Frankreichs zu bearbeiten und ihnen die Erfolglosigkeit eines Widerstandes desto klarer vor die Augen zu legen. Man sah sich daher nach einer geeigneten Persönlichkeit um, welche eine im französischen Sinne zu bearbeitende Wochenschrift herauszugeben im Stande sei. Es meldete sich hierzu ein früherer Franziskanermönch Namens J. B. Geich, welcher nach dem Einmarsch der Franzosen sein Habit ausgezogen und sich in Bonn niedergelassen hatte. Geich war ein Mann von wenig ansprechendem Aeußern, man nannte ihn gewöhnlich den krummen Geich. Trotzdem er Phantast und den Freiheitsideen sehr ergeben war, so besaß er doch kein abstoßendes Wesen. Es lag etwas Ideales in ihm, und so faßte er auch im Allgemeinen das in der Republik zu vertretende Streben nach Freiheit auf. Wenn er auch ab und zu etwas bramarbarisirte, so gehörte er doch zu dem Kreise der Girondisten, eine gewisse Pfiffigkeit ist ihm aber nicht abzusprechen. Unklare Begriffe

über Menschenrechte und Menschenwürde spukten ihm, wie Vielen seiner Zeitgenossen, im Kopfe herum, für diese Ideen trat er mit seiner Feder ein. Er wohnte in dem jetzigen Hause Josephstraße Nr. 23, dort richtete er auch die Geschäftsstube für seine neue Zeitung ein, welche den Titel „Bönnisches Intelligenz-Blatt" führte. Am 10. Thermidor (28. Juli 1795) des Jahres III erschien das „erste Stück" derselben. In dem Aufrufe an das Publikum, welcher dem ersten Blatte vorgedruckt war, versprach Geich alle Verordnungen der Central- und hiesigen Bezirksverwaltung mit passenden Erklärungen, Handelsnachrichten, öffentliche Anzeigen und fortlaufende Mittheilungen über die Begebenheiten der Zeitgeschichte zweimal in jeder Dekade und zwar am 5. und 10. Tage zu bringen, später erschien die Zeitung zweimal in der Woche und zwar am Dienstage und Freitage. Der Preis war für das Jahr auf zwei Florins festgesetzt worden. Außer dem Intelligenzblatte gab Geich auch noch in jeder Dekade ein besonderes Heft heraus, worin er selbst die Grundsätze der Revolution in einer nicht schroffen Weise verfocht. Andere Mitarbeiter traten jedoch nicht so zurückhaltend auf und griffen Alles und zwar oft sehr rücksichtslos an. Diese Hefte hatten den Titel „Bonner Dekadenschrift", er widmete sie den Verehrern der Menschheit. Als Wahrspruch hatte er den Satz von Cicero gewählt: „Si „R e p u b l i c a" bona frui non licuerit, optandum est, ut mala careamus." Bezeichnend ist der Anfang der Vorrede, womit er das erste im Thermidor III erschienene Heft einleitete. Er lautete: „Ich achte die Menschenwürde in jedem meiner Brüder. Ich gedenke durch diese Schrift zur Veredlung derselben mitzuwirken. Meine Leser dürfen also hier im geringsten nichts suchen, was beleidigend für irgend einen Menschen seyn könnte."

Diese wenigen Sätze sind bezeichnend genug zur Beurtheilung des Mannes, welcher eine Zeitlang eine Hauptrolle in der Geschichte der Stadt Bonn spielte. Geich war, wie gesagt, ein Phantast, aber nebenbei energisch genug, um d e m t o l l e n G e b a h r e n e i n i g e r n o c h m e h r ü b e r s p a n n t e r M e n s c h e n, d i e o f t e i n e s e h r b ö s w i l l i g e A d e r z e i g t e n, mit Erfolg entgegen zu arbeiten. Ihm ist unbedingt die Stadt Bonn Dank schuldig, denn seine Vermittelung ist den Bürgern oft von großem Werthe gewesen, da er bei den Franzosen in Achtung stand und er

auch darauf bedacht war seine milderen Ansichten zu Gunsten der Mitbrüder zur Geltung zu bringen.

Ich habe vielen Tadel und Stimmen der Mißachtung über Geich gehört und gelesen, man hat mir gesagt er habe sein böses Schicksal verdient, denn er ist im Elend gestorben, sein ganzes Auftreten, wie man es nach den Schriftstücken aus jener Zeit beurtheilen kann, erscheint aber nicht als ein solches, daß man ihn, wenn man die Ueberspanntheiten der Zeit abstreift, als einen geradezu schlechten Charakter verdammen müßte. Er schrieb über die Aufklärung seiner selbst, über den Ursprung des Christenthums, über Erziehung als Freiheitsmann, selbst aber die Geschichte der Schreckenscenen zu Paris schildert er mit einer Mäßigung, daß man seinen Abscheu vor den Uebergriffen des wilden Republikanismus wohl daraus ersehen kann. Geich hatte einen schulmeisterischen Anstrich in seinem Wesen und scheint die Hoffnung gehegt zu haben bei der Hochschule von Bonn eine Stelle zu erhalten. Als man nämlich in Paris mit dem Plane umging das Schulwesen wieder zu heben, gingen Geich und Kaul auf Veranlassung des Volksvertreters in den eroberten Landen zwischen Maas und Rhein nach Paris, um sich in der neuen Lehrmethode unterweisen zu lassen. Die Verhältnisse in Frankreich waren jedoch damals einem solchen friedlichen Bestreben nicht günstig, die Sache zerfiel dort von selbst, und die beiden rheinischen Gesandten mußten unverrichteter Sache heimkehren. Als im Anfange des November die Vorlesungen an der Bonner Universität wieder eröffnet werden sollten, ist jedenfalls nicht darauf Rücksicht genommen worden Geich bei derselben anzustellen. Die Schulverhältnisse in Bonn zu damaliger Zeit werde ich hier nicht eingehend besprechen, da ich dieselben abgesondert zu behandeln gedenke.

In Paris schien man jetzt, nachdem auch der Frieden mit Spanien abgeschlossen war, ernstlich in's Auge zu fassen das Schicksal der eroberten Lande zwischen Maas und Rhein endgültig zu regeln. In der Sitzung des Konvents vom 18. Therm. (5. August 1795) wurden weitläufige Verhandlungen hierüber gepflogen, man konnte sich aber nicht verständigen ob man die neuen Landestheile vollständig mit Frankreich vereinigen oder mehrere verbündete Freistaaten am Rheine gründen solle. Diese

Berathungen bildeten den Ausgangspunkt zu jenen Verhältnissen, welche später zur vorübergehenden Gründung der sogenannten cisrhenanischen Republik führten. Auf die hiesige Bezirksverwaltung hatte die unsichere Lage des Landes den Einfluß, daß sie darauf Bedacht nahm die rückständigen Beträge der Kontribution, welche sich auf 13000 livres für die Stadt Bonn beliefen, mit einer unerbittlichen Strenge einzufordern, um dieselben vor allenfallsiger Wendung der Dinge noch zu retten. Man verlangte die Einzahlung der Summe binnen 8 Tagen, stand der Bürgerschaft jedoch zu, binnen 3 Tagen den Werth in Hornvieh abzuliefern. Es wurden je 2 Personen des früheren Adels, der Geistlichkeit und des Bürgerstandes zum Rathhause beschieden um ihre Ansichten zu hören. Die Vertreter der beiden ersteren Stände, wozu unter Anderen Herr von Lombeck gehörte, erklärten, sie seien nicht berechtigt im Namen ihrer Standesgenossen ein Urtheil abzugeben. Die Municipalität beauftragte deshalb einzelne Herren aus ihrer Mitte, denen sie mehrere Zwölfter zugesellte, diese Angelegenheit zu ordnen. Es wurden 1300 Zettel, so viele Häuser waren also vorhanden, unter die Einwohner mit der Weisung vertheilt, den Werth ihres liegenden Besitzthums „redlich" darauf anzugeben, um hiernach den auf sie fallenden Theil der Kontribution bemessen zu können. Bei unrichtigen Angaben drohte man mit sofortiger amtlicher Abschätzung.

Auf dieser Grundlage fand nun die Vertheilung Statt, die Municipalität benutzte aber hierbei die Gelegenheit um der Bezirksverwaltung auf das Bestimmteste zu erklären, daß sie vollständig unvermögend sei ferner Vorschüsse zu leisten, da alle Hülfsmittel versiegt seien. Ein solches festes Auftreten war um so mehr nöthig, als die Bezirksverwaltung jetzt schon eben so gut wie die ordinateurs den Weg eingeschlagen hatten alles Mögliche leihweise vom Magistrate zu fordern. In einem Falle, wo man die schleunige Lieferung von einer Menge Hufeisen verlangte, hatte die Municipalität auch schon keck geantwortet, der Kommissair Blanchard sei schlecht berichtet, wenn er glaubte die Municipalität besitze ein Hufeisenlager, er möge sich deshalb an die Hufschmiede wenden. Der Muth war den Herren Stadträthen hauptsächlich dadurch gewachsen, daß am 23. Therm. (10. August) die schon seit einigen Wochen verbreitete Nachricht, daß bereits mit dem deutschen Reiche

der Frieden abgeschlossen sei, durch die Zeitung als wahr bestätigt wurde.

In der Umgegend von Bonn merkte man freilich von diesen Friedensaussichten nichts, denn am 29. Therm. (16. August) schlugen die Oesterreicher sogar auf der Haide bei Hangelahr ein Lager auf, welches zuerst von 2000 Mann bezogen wurde. Vom alten Zoll und dem Windmühlenberge besahen sich die Bürger täglich das rege Treiben, welches dort herrschte. Man zählte deutlich über 90 große und eben so viele kleine Zelte und bemerkte, daß die Zahl derselben sich stetig vermehrte. Den Franzosen erschien diese Anhäufung der Reichstruppen jedenfalls bedenklich, denn die Bezirksverwaltung forderte die Municipalität auf schleunigst den Stoff herbei zu schaffen um einen Luftballon herstellen zu können, worin man aus der Höhe die Bewegungen des Feindes beobachten könne. Die Erfindung der Ballons durch Montgolfier war damals schon vielfach von den Franzosen zu derartigen Zwecken benutzt worden,. hier aber wollte die Herstellung eines solchen nicht recht glücken. In einem der größten Säle des Schlosses, welches in der letzten Zeit von Kranken ganz geleert war, stellte man einen großen Schmiede-Blasbalg auf um Versuche mit der Füllung anzustellen. Als diese fehlschlugen, setzte man dieselben im Hofe des Hofstalles nahe dem Koblenzer Thore mit besserem Erfolge fort und schließlich brachte man das ungefüge Gestell in den Hofgarten, wo später das Anatomiegebäude errichtet worden ist. Wenn er benutzt wurde, so nahmen mehrere Offiziere in der Gondel Platz und beobachteten aus der Höhe durch Fernröhre die feindlichen Stellungen. Der Ballon war aber stets an Seilen festgebunden, auch wenn man ihn aufließ. Sonst schwebte er stets flatternd 10 — 12 Fuß über dem Boden und die Leute gingen unter ihm fort.

Die Friedensaussichten stellten sich als trügerisch heraus, die im größeren Maßstabe wieder vorkommenden Truppenmärsche ließen im Gegentheile nicht daran zweifeln, daß die Franzosen den Plan gefaßt hatten, die Reichstruppen ernstlich anzugreifen und zu dem Behufe den Rheinübergang zu erzwingen. Mit der Zunahme des französischen Gesindels mehrten sich auch die Diebereien und gewaltsamen Eingriffe in das Eigenthum der Bürger. Auf den Dörfern und in den kleineren Städten hatten

es die diebischen Soldaten hauptsächlich auf die Kirchen abgesehen, Juden spielten hierbei meistens die Hehler. Die Letzteren kauften die Monstranzen und heiligen Gefäße und schmolzen sie ein. Auch in Bonn fanden viele nächtliche Einbrüche Statt, es wurde dann oft eine allgemeine Haussuchung vorgenommen, aber selten etwas von dem gestohlenen Gut gefunden. Die Soldaten waren roher wie je vorher. Es lag eine solche Menge derselben hier im Quartier, daß selbst die Frauenklöster nicht verschont wurden, sie übten dort arge Excesse. Die Minoriten beschwerten sich darüber, daß ihre Höfe mit dem Garten zu einem großen Viehpark benutzt würden und die Soldaten es nicht einmal gestatteten, daß Priester des Nachts in die Stadt gingen um Jemand die letzte Wegzehrung zu bringen. Die Verwirrung war damals so groß, daß eine Frau in der Remigiusstraße über drei Tage todt lag, ohne daß sich Jemand um die Beerdigung kümmerte. Erst als die Nachbaren sich beschwerten, daß die Häuser rundum verpestet würden, legte sich die Municipalität ins Mittel und forderte die Erbberechtigten auf sofort für die Beerdigung zu sorgen. Särge waren fast nicht aufzutreiben.

Durch Beschluß des Heilsausschusses des National-Konvents vom 28. Therm. (15. August 1795) wurde dann auch die Grundsteuer für das laufende republikanische Jahr festgesetzt. Dieselbe betrug für die eroberten Lande zwischen Maas, Rhein und Mosel 10 Millionen livres, welche binnen drei Monaten in Früchten abzuliefern war. Außerdem war noch der Rest der früheren Kontribution im Betrage von 8 Millionen im Rückstande, welcher, wie es scheint, trotz aller Strenge nicht hatte aufgebracht werden können. Die von dem Volksvertreter Perès ausgeschriebene, früher erwähnte Kontribution wurde, da man wohl die Erfolglosigkeit der Eintreibung einsah, gleichzeitig zurückgenommen. Der Preis des siebenpfündigen Schwarzbrodes war in der Mitte August, also nach dem Ende der Ernte, 17 Stüber, 6½ Loth gebeuteltes Roggenbrod kosteten 1 Stüber.

Am 13. Fructidor (30. August 1795) wurden die Bewohner schon des Morgens gegen 4 Uhr durch eine starke Kanonade erschreckt, welche durch die stille Nacht von Süden her herüber klang. Die Franzosen hatten nämlich am 11. Fruct. in der Gegend von Andernach eine große Menge von Körben zusammengeschleppt,

welche sie mit Sand füllten. Nachts um 11 Uhr begann man eine Brücke zu schlagen und nahm eine im Strome daselbst liegende Insel in Besitz. Rastlos wurden Batterien auf derselben errichtet, die Arbeit war aber mit solcher Ruhe betrieben worden, daß die Kaiserlichen erst bei Anbruch des Morgens die Besitznahme der Insel bemerkten. Während die Franzosen an dieser Stelle die Aufmerksamkeit der Reichsarmee in Anspruch nahmen, setzten sie bei Neuwied unter einer starken Kanonade über den Rhein. Fast zu gleicher Zeit erzwangen sie unter Kleber und Lefebre den Uebergang bei Uerdingen, bei Neuwied unter Bernadotte und unter Pichegru bei Mannheim. Unter heftigen Kämpfen rückten die Franzosen über Elberfeld und Mülheim nach Deutz vor, wo sie am 24. Fruct. (10. Septbr.) kurz vor 9 Uhr Morgens eintrafen. Die kaiserliche Infanterie und Artillerie hatte sich von dort bereits seit einigen Stunden zurück gezogen. Da bei Remagen starke französische Truppenabtheilungen sich ansammelten, so konnten sich die Oesterreicher in ihren Stellungen nicht halten. Sie brachen auch das Lager bei Hangelahr ab und räumten die Gegend von Unkel. Am 27. Fructidor erschien Abends die ganze Gegend gegen Osten in hellem Feuerscheine, als wenn alle Ortschaften in lichten Flammen ständen. Es waren die Fruchtmagazine, welche die Oesterreicher nicht bergen konnten und deshalb angesteckt hatten.

Diese Tage waren eine Schreckenszeit für die Bewohner der Stadt Bonn und der Umgegend. An Arbeiten dachte Niemand, Alle drängten sich an den Ufern des Rheines herum und lauschten auf die dumpfen Kanonenschläge, welche bald von Norden, bald von Süden mächtiger hinüber dröhnten, Abends aber schaueten sie nach dem Unheil verkündenden rothen Himmel. Am 28. Fructidor waren die Franzosen schon so weit vorgedrungen, daß die ganze Division Championet bei Mondorf ein Lager bezog, die Division Morleau war bereits Tages vorher in Siegburg eingerückt, somit hatten die Franzosen von der ganzen nächsten Umgebung Bonns am anderen Stromufer Besitz genommen, und es war die größte Aussicht vorhanden, daß nunmehr der Uebergang über den Rhein nicht länger gehemmt sein werde.

Bei Weißenthurm gab es jedoch noch einen harten Kampf, die Oesterreicher hatten sich in einem verschanzten Lager oberhalb

Neuwied festgesetzt. Als sie dieses aufgeben mußten, nahmen sie Stellung am Wiedbach und vertheidigten sich mannhaft 24 Stunden lang gegen die stürmischen Angriffe der Lefebreschen Division. Auch hier konnten sie sich nicht halten, sie mußten 218 Kanonen, welche von Ehrenbreitstein dorthin geschafft waren, in den Händen der Franzosen lassen und zogen sich über die Anhöhen der Lahn nach der Maingegend hin. Am 2. Vendemiaire befand sich das französische Hauptquartier bereits in Limburg a. Lahn.

Am 22. Fruct. (8. Septbr. 1795) liefen die ersten Nachrichten über die gelungenen Rheinübergänge der Franzosen in Bonn ein. Die Bezirksverwaltung ordnete sofort an, daß mit allen Glocken geläutet werden solle um dem ganzen Lande dieses Ereigniß zu verkünden. Als die französischen Truppen dann aber in größere Nähe rückten, da war man auch darauf bedacht ihnen den nöthigen Proviant von hier zuzuführen. Es wurden sechs Schiffe aufgetrieben, welche Brod und Mehl nach der Siegmündung bringen sollten. Man wünschte den Truppen auch Lagerstroh zu beschaffen, es war jedoch nicht möglich mehr als 164 Bauschen Stroh zusammenzubringen.

Große Freude erregte es aber in der Stadt, als man am 29. Fruct. bemerkte, daß die fliegende Brücke wieder eingefahren wurde. Endlich war doch nun die Aussicht näher gerückt einmal wieder einen Ausflug nach der anderen Seite unternehmen zu können. Der General Ernouf befand sich bereits in Beuel. Alle Buchten wurden nach Kähnen durchsucht, und es glückte auch mehrere in den versteckten Weidengebüschen aufzufinden. Jeder Schiffer, welcher sich auf dem Rheine sehen ließ, wurde sofort gepreßt um Brod an die Truppen nach Andernach zu bringen, wo großer Mangel herrschen sollte.

Die Ueberfahrt über den Rhein auf der ganzen Strecke zwischen hier und Neuwied wurde am 30. Fruct. freigegeben, selbst Waaren durften hinüber geschafft werden, wenn nur die französische Linie nicht überschritten wurde. Um das Uebersetzen einer größeren Truppenmasse zu ermöglichen traf das General-Kommando sogar Anstalten zur Herstellung einer stehenden Brücke am sogenannten Kopfe, wo die erste Fährgasse auf den Rhein mündet. Schon früher hatte man dort, nördlich von der vinea domini, Verschanzungen angelegt und Holzbaracken aufgeschlagen

um den in Aussicht genommenen Uebergang bewachen und vertheidigen zu können. Der Ingenieur Bailleul, welcher mit dem Aufbau der Brücke beauftragt war, ließ alle größeren Schiffe, hauptsächlich von Köln, hierher bringen, die Bezirksverwaltung forderte aber am 15. Oktober sämmtliche Zimmerleute Bonns auf sich am Rheine einzufinden um bei der Herstellung der Brücke thätig zu sein. In wenigen Tagen war dieselbe fertig und nun zogen die französischen Truppen, Infanterie, Kavallerie, Kanonen und Munitionswagen massenhaft hinüber nach der anderen Rheinseite, so daß die Stadt Bonn von allem Militair frei war. Sie konnten sich aber gegen die Oesterreicher nicht halten und kehrten in eiligem, einer Flucht fast ähnelnden, Rückzuge nach einigen Tagen zurück. Die Brücke wurde sofort wieder abgebrochen, die Ponte aber blieb bestehen, auch legte man der Ueberfahrt vermittelst Kähnen kein Hinderniß entgegen, da die nächste Umgebung des rechten Rheinufers noch von den Franzosen besetzt war. Man hatte bei diesen Brückenarbeiten über hundert Arbeiter beschäftigt, von denen die Hälfte hier, die andere Hälfte in Beuel die Pontons zusammen fügen mußte, als nun aber die Kosten bezahlt werden sollten, wollte Niemand für dieselben aufkommen. Schon während der Arbeit herrschte die größte Verwirrung. Die Zimmerleute hatten sich rechtzeitig um 6 Uhr Morgens eingefunden, es kam jedoch weder ein Ingenieur, noch ein Mitglied des Stadtraths, um die nöthigen Anweisungen zu geben, in Folge dessen liefen die Arbeiter nach einigen Stunden aus einander. Kaum wurde dieses im Hauptquartiere bekannt, als die Herren in die größte Aufregung geriethen und sofort durch alle Straßen unter Trommelschlag die Leute auffordern ließen ungesäumt sich wieder, bei schwerer Strafandrohung im Weigerungsfalle, am Rheine einzufinden. Wer die Kosten nachträglich bezahlt hat und ob sie wirklich ausgeglichen worden sind, ist aus den betreffenden Schriftstücken gar nicht zu ersehen.

Durch den fluchtartigen Rückzug waren die Truppen mehr wie je demoralisirt, auch eine Menge marodirenden Gesindels hatte sich eingefunden, so daß sich der General Ernouf veranlaßt sah alle Personen, die nicht zum Hauptstabe gehörten, aufzufordern sofort die Stadt zu verlassen. Die Gefangenen hatten meist Alle die Gelegenheit des Abzugs der Franzosen benutzt um zu

entweichen, da die Wärter alle bestechlich waren. Auf der rechten Rheinseite hatten die Franzosen arg gehauset, sie brachten eine solche Menge geplünderter Sachen mit hierher, daß sie einen offenen Markt auf der Poppelsdorfer Allee einrichteten, wo sie zu jedem Preise die Waaren losschlugen. Auch in der Umgegend von Bonn gestohlene Sachen sollen sich viel darunter befunden haben. Eine Menge liederlicher Frauenzimmer nisteten sich wieder hier ein, die Franzosen betrugen sich aber so unverschämt, daß sie sogar eines Abends mit Dirnen in das Haus einer Frau Krupp eindrangen und unter Androhung von Gewalt verlangten, daß ihnen während der Nacht die Zimmer eingeräumt würden, um sich dort zu erlustigen. Selbst die Offiziere stahlen in einer unverschämten Weise. Der General Poncet ließ einen Küper kommen und den im Keller seines Quartiers befindlichen Wein ohne Genehmigung des Hauswirths Feuth abzapfen. Als er dann einige Tage darauf abzog, nahm er zwei Zulast Wein ohne Zahlung mit. Dem hierüber klagenden Eigenthümer rieth man eine Rechnung einzureichen, die Bezirksverwaltung aber wies ihn mit seiner Klage ab, da sie nicht durch gültige Zeugen erhärtet sei. Der Ohm dieses Weines wurde zu 50 Rchsthlr. gerechnet.

Im Wirthshause zum Adler hatte man einen Karren mit Sachen auf den Hof gefahren, dieses hatten Soldaten bemerkt. Bald darauf traten ihrer fünf in das Haus und forderten Wein, welchen der Wirth ihnen, weil es verboten war an Soldaten Wein zu verzapfen, nicht geben wollte, da fielen die Franzosen mit Säbeln über die Einwohner her und mißhandelten sie in einer scheußlichen Weise. Der Streit bildete jedoch nur den Deckmantel für eine andere Unthat, denn während dieser Zeit hatten die Gefährten der Franzosen den Karren abgeladen und Alles fortgeschleppt. Darauf machten sich Alle aus dem Staube. Dieses Alles war um 5 Uhr Abends vorgefallen. Brände kamen wieder sehr häufig vor, man hatte sich fast an den Feuerlärm gewöhnt und selbst die Jungen hielten sich für berechtigt dafür Sorge zu tragen, daß keine Pausen hierin eintraten. Am 3. November sah man unter Anderen am hellen Tage zwei Jungen, welche in der einen Hand eine Strohfackel, in der anderen eine brennende Lunte hielten, durch das Sternthor und über den dort befindlichen Wall laufen um das Strohdach eines Eiskellers, der

dort lag, in Brand zu stecken. Glücklicher Weise waren einige Bürger ihnen nachgegangen und kamen noch gerade zur richtigen Zeit an um das bereits brennende Dach, welches durch Regen feucht war und deshalb nicht so rasch aufloderte, löschen zu können.

Alle Offiziere machten unverschämte Ansprüche. Die größten Anforderungen für seine persönlichen Bedürfnisse stellte jedoch der General Soult. Derselbe hielt häufig Trinkgelage, bei denen es an nichts fehlen durfte. Er verlangte, daß ihm an jedem Abende zum Souper 12 Flaschen Bourgogner, 2 Flaschen Liqueur und je 4 Flaschen Champagner und Malaga geliefert würden. Die Municipalität antwortete ihm auf diese Forderung, es sei ihr nicht möglich diese ausländischen Weine zu beschaffen, außerdem herrsche vollständige Ebbe in ihrer Kasse, die Stadt habe keinen Kredit mehr, und überall fehle es selbst an trockenem Brode. Trotz aller dieser wahren Bedenken ließ Soult nicht nach die Municipalität fortwährend zu drängen und lebte auf den Kredit der Stadt Bonn flotter, wie je. Mehrmals kam es zu sehr heftigen Auftritten. Als wenige Tage nach Soults Ankunft seine Rechnung bereits die Summe von 570 Rchsthlr. 11 Stüber betrug und die Municipalität von den Lieferanten um Zahlung dieses Betrages angegangen wurde, schickte sie den Rathsverwandten Quinzi zu ihm, um den General zur möglichsten Beschränkung seiner Ausgaben zu bitten. Soult nahm dieses Verfahren jedoch sehr übel auf, er wurde äußerst grob, stampfte mit dem Fuße und drohete er werde noch 3—5 Strafkompagnien hierher verlegen. Als Quinzi sich nach diesem harten Empfange sanft entfernte, traf er einen Kanonier-Capitain, welcher ihm mittheilte, daß er so eben den Befehl erhalten habe alle Bäume der Baumschuler Allee umhauen zu lassen. Soult wollte hierdurch der Stadt seinen Unwillen bezeigen und behauptete die Letztere müsse es sich zur Ehre rechnen ihn bewirthen zu dürfen. Um diesem drohenden Unheile zu entgehen, wandte sich die Municipalität an den Bruder des Generals Namens Pierre, welcher hier aide de champ war, und bat ihn um seine Verwendung. Diesem stellte man vor, die Stadt habe ja den guten Willen alles Mögliche zu thun und wolle auch gern den General unterhalten, sie sei aber nicht im Stande solche hohe Summen aufzutreiben. Soult jedoch machte wenig Umstände und ließ Quinzi durch den Platz-Major

in Begleitung eines Offiziers und 4 Soldaten in öffentlicher Rathsversammlung verhaften und in's Gefängniß abführen. Ein solch unerhörtes und der Stellung des Magistrats unwürdiges Verfahren rief großen Unwillen in der Versammlung hervor, man beschloß sofort alle Sitzungen bis zur Ausgleichung dieser Schmähung auszusetzen und die Bezirksverwaltung zu bitten, für die Ehre der Municipalität einzutreten. Die Verhaftung Quinzis war am 27. Frimaire IV (18. Dezember 1795) erfolgt, drei Tage darauf schrieb die Bezirksverwaltung zurück, die Sitzungen müßten im Interesse des Gemeinwesens sofort wieder aufgenommen werden. Am 23. Dezember wurde Quinzi aber erst frei gelassen. Nachmittags 2 Uhr gingen abermals Forderungszettel vom General ein, die Soult jedoch gar nicht unterschrieben hatte. Der Stadtdiener, welcher sie vorlegte, erklärte der Koch des Generals habe sie im Auftrage des Letzteren ausgefertigt. Man sandte zum v. Weichsschen Hause auf dem Viereckspla̲tze, wo Soult abgestiegen war, und fand dieses bestätigt. Da wandte sich die Municipalität an den Tags vorher hier eingetroffenen Volksvertreter Caselli und bat um Abhülfe. Dieser erklärte das Verfahren des Generals sei ungesetzlich, man solle ihm deshalb die Belagstücke mit nach Aachen geben, wo er sie der Centralverwaltung vorlegen wolle. Ein solcher Ausweg schien den Rathsherren aber doch zu gefährlich, man beschloß daher in offener Versammlung, wozu auch die Zwölfter eingeladen waren, auf den Vorschlag nicht einzugehen, denn „dieser Punkt müsse mit Behutsamkeit traktirt werden. Auch dürfe man die Sache nicht ganz so genau nehmen, wie sie auf dem Papiere stehe, das sei zu gefährlich wegen der Rache.“

Danach stellte man dem Volksvertreter vor — er möge die Sache auf sich beruhen lassen. Wie man erfahre, werde der General Soult nur noch wenige Tage in Bonn bleiben, sie wollten ihn deshalb „in Gottes Namen noch weiter füttern“.

Das waren, wie man sieht, böse Zustände, aber gegen die Gewalt konnte man nichts ausrichten. Der General Lefebre hatte es kurz vorher nicht viel besser gemacht. Es waren eben rohe Zeiten. Selbst die Sprachen befanden sich in einer erschreckenden Verwilderung. So wandten die Franzosen bei jeder Gelegenheit ein schwer ins Deutsche zu übersetzendes Schandwort an und be-

nutzten es als ein geläufiges unsauberes Zeitwort für dire. Tausend andere unanständige Redeweisen hörte man jeden Augenblick.

Von der Unsicherheit des Reisens will ich nur einen Fall mittheilen. Eine Frau Richards von hier sandte ihren Sohn, wohl versehen mit einem Paß nach der anderen Seite, um seinen Bruder, welcher Bedienter bei einem münsterischen Offizier gewesen und entlassen worden war, abzuholen. Die Bauern griffen denselben auf der Landstraße, wo er ruhig seines Weges ging, als Spion auf und führten ihn unter Mißhandlungen in das kaiserliche Hauptquartier nach Hennef, wo es sich in den letzten Tagen des Dezember befand. Dort wurde ihm der Paß zerrissen und vor die Füße geworfen, dann aber schickte man ihn zum Ober-Befehlshaber, welcher zur Zeit nicht daselbst anwesend war. Auf diesem Transporte gelang es dem jungen Manne zu entkommen. Er flüchtete nach Urfeld, wo er wieder von den Franzosen angehalten, zuerst eingesteckt und darauf nach Bonn abgeführt wurde. Hier verlangte man, daß er zuerst nachweisen solle, daß ihm der Paß zerrissen worden sei. Da dieses unmöglich war, so blieb der arme junge Mann lange hier im Gefängnisse, bis man sich endlich seiner erbarmte und ihn losließ. Es war übrigens mit der Haft im Allgemeinen nicht sehr strenge, denn die Wärter spekulirten mit den Gefangenen. Wenn Jemand Geld zu Bestechungen hatte, so wurde es mit ihm so strenge nicht genommen. Es kam vor, daß Leute vom Gefängnisse aus auf Diebstähle ausgingen und die Beute mit den Wärtern theilten. Eine Wittwe Heinen beschwerte sich unter Anderen darüber, daß ihr in Haft sitzender Stiefsohn in jeder Nacht sie aufsuche, belästige und mißhandle. Die Verbrecher freueten sich ihres Unterkommens, wo sie wenigstens keinen Mangel litten.

Auf die Moralität achtete man damals wenig, ein schweres Verbrechen aber war es, wenn sich Jemand ohne die vorgeschriebene dreifarbige Kokarde sehen ließ. Wurde ein solcher schlechter Patriot irgendwo bemerkt, so entging er der Verhaftung nicht. Das Einzige, was man zur Hebung der Kultur that, bestand darin, daß man die Hochschule im November wieder eröffnete, es fanden sich jedoch nur wenige Zuhörer ein. Auch die bürgerlichen Schulen wurden wieder gehalten. Im Herbste hatte man sogar in üblicher Weise an die fleißigen Schüler Preise vertheilt.

Das Hauptquartier der französischen Armee war in einer steten Wanderung begriffen, lange befand sich das der Sambre- und Maasarmee in der Eifel und zwar in Wittlich. Am 6. Nivose IV (27. Dezember 1795) schrieb der Platz-Kommandant Großjean aus Bilich an Quinzi, das Hauptquartier der Generale Marçeau und Kleber werde wahrscheinlich binnen wenigen Tagen nach Bonn zurück verlegt werden, da große Aussichten zum Frieden seien.

So endigte das traurige Jahr 1795.

VI.

Das Jahr 1796.

L'an IV der französischen Republik. Unannehmlichkeiten mit den französischen Generalen. Das gezwungene Anleihen. Aufhebung der Bezirksverwaltung.

Winterfeldzüge gehörten damals zu den Seltenheiten, gewöhnlich bezogen die Truppen beim Beginne der schlechten Jahreszeit feste Quartiere. Man schloß einen Waffenstillstand ab und benutzte die ruhige Frist zur Aufwerfung von Schanzen, wenn die Armeen unweit von einander sich befanden, oder zu den nöthigen Vorbereitungen für die neuen Feindseligkeiten. Der Ausgang des Jahres 1795 war kein erfreulicher gewesen. Die Franzosen hatten bei Mannheim und am ganzen Oberrheine Schlappen erlitten, große Truppentheile derselben hatten sich den Oesterreichern ergeben müssen. Bei Kreuznach war ihnen zwar das Glück günstiger gewesen, aber sie hatten doch keine wesentlichen Vortheile errungen, außer daß sie 300 Oesterreicher und Kontingentstruppen am 10. und 11. Frimaire gefangen genommen hatten. Die Letzteren wurden am 19. Frimaire (10. Dezember) hier angekündigt und trafen auch einige Tage darauf ein. Während der Zeit ihrer Anwesenheit in Bonn war es strenge untersagt von 5 Uhr Abends bis 9 Uhr Morgens mit den Glocken zu läuten. Die Gefangenen wurden mehrmals gegen französische ausgewechselt, was jedesmal mit einem gewissen militärischen Gepränge vor sich ging.

Auf dem Hundsrück, wo sich die beiden feindlichen Armeen gegenüber standen, befanden sich die Truppen in der traurigsten Lage. Sie waren nahe daran durch Mangel und Elend und in Folge der äußerst nachtheiligen Witterung vollständig aufgerieben zu werden. Der Abschluß eines Vergleichs, mochte es nun ein Waffenstillstand oder der Frieden sein, stellte sich als eine Nothwendigkeit heraus, man ging deshalb den Ersteren für die Dauer von 3 Monaten ein und hoffte während dieser Zeit sich über den Frieden einigen zu können, was jedoch nicht gelang.

Der Oberbefehlshaber Jourdan benutzte die Waffenruhe um einen Ausflug nach Paris zu machen, wo der Sieger von Fleurus mit großen Ehren empfangen wurde. Die Rüstungen stellte man beiderseits nicht ein, in Frankreich wurde die Aushebung von 200000 Mann angeordnet, diese Armee, welche man mit der Xerxischen verglich, war bestimmt nach dem Rheine aufzubrechen, um den Krieg mit außergewöhnlicher Kraft wieder beginnen zu können.

Ein großer Theil der in Bonn lagernden französischen Truppen war nach Köln und Neuß verlegt worden, auch die Lefebresche Division erhielt Anfangs Januar 1796 den Befehl zum Aufbruch. Diese Maßregeln wurden getroffen um für das einrückende Hauptquartier Raum zu gewinnen. Die Beschwerde der Municipalität über den General Soult bei dem Volksvertreter Caselli hatte aber doch ihre guten Folgen gehabt, denn die Volksvertreter benutzten gern die Macht ihrer Stellung, um den Generälen deren Verantwortlichkeit gegenüber dem Volke zum Bewußtsein zu bringen. Es war dem Volksvertreter deshalb vielleicht recht erwünscht den Uebermuth des Generals Soult etwas dämpfen zu können. In Paris gab es viele hervorragende republikanische Persönlichkeiten, welche spartanische und altrömische Mäßigkeit als die erste Tugend eines Helden ausgaben. Uebermäßige Saufereien und Zechgelage waren daher nicht nach ihrem Sinne, da sie nebenbei eine Verweichlichung der Truppen befürchteten. Es kann deshalb nicht auffallen, daß am 11. Nivose (1. Januar 1796) ein Schreiben Casellis an den hiesigen Nationalagenten der kölnischen Bezirksverwaltung einging, worin derselbe aufgefordert wurde sofort eine französisch ausgefertigte Anklageschrift in Betreff des Betragens des General Soult einzureichen. Diesem Befehle mußte Folge

geleistet werden, aber man that es mit großem Unbehagen, denn es war voraus zu sehen, daß sämmtliche Generäle diesen Schritt erfahren und mißbilligen würden. Um den möglichen unangenehmen Folgen vorzubeugen, sandte man einen Sekretär, welchem man eine große Redefertigkeit zutraute, mit dem Schriftstücke zu dem Volksvertreter und ließ ihn dringend bitten gegen den General, der der Stadt viel Uebles zufügen könne, nicht zu scharf vorzugehen, wenigstens aber alle Maßregeln gegen ihn aufzuschieben, so lange er noch in Bonn anwesend sei. Die Bezirksverwaltung legte auch noch ein besänftigendes Wort ein, und Caselli versprach diesen Bitten Rechnung zu tragen. Soult wurde bald darauf von hier abberufen, ob jedoch noch andere Schritte gegen ihn eingeleitet worden sind, ist aus den hiesigen Schriftstücken nicht zu ersehen.

Welche Wirkung diese Vorfälle auf die Stellung der Truppen zu den Behörden und dem Volke hatten, zeigte sich bald. Als am 5. Januar das erste Bataillon der 149½ Infanterie-Brigade den Befehl zum Aufbruche erhielt, bat der Befehlshaber desselben um die Ausfertigung einer Bescheinigung des guten Verhaltens (certificat de conduite) des Bataillons so wie des Kommandeurs und Platzmajors. Dieselbe wurde ausgestellt, jedoch mit dem Bemerken, daß man sie nicht auf den Kommandeur ausdehnen könne, da er einen Municipalbeamten aus ihrer Mitte festgenommen habe.

Aehnliche Gesuche um Führungszeugnisse wiederholten sich von dieser Zeit ab sehr häufig und bewiesen, daß der Heilsausschuß des Konvents allmälig anfing menschlichen Rücksichten mehr Rechnung zu tragen und Ordnung in das wilde Kriegsleben zu bringen. Bisher hatten die französischen Beamten nie auf die Klagen der städtischen Behörde und einzelner Genossenschaften und Bürger gehört und dieselben stets in der rohesten und rücksichtslosesten Weise abgewiesen. Jetzt schien jedoch eine mildere Auffassung Raum zu gewinnen. Der Gouvernements-Kommissar Joubert, welcher die Städte der eroberten Lande besuchte, um Einsicht in ihre Verhältnisse zu gewinnen, ließ sich eingehend darüber Auskunft geben und berichtete demnächst nach Paris. Er stellte die traurige Lage der Stadt Bonn vor und erklärte es sei kein Geld hier mehr vorhanden. Der Kommissar ordinateur en

chef de l'armée de Sambre et Meuse lud in Folge dessen einige Mitglieder der Municipalität zu sich, um darüber zu berathen, wie der Noth abzuhelfen sei. Vorläufig bewilligte er für die dringendsten Bedürfnisse sofort die Summe von hundert Kronthalern aus der Landeskasse. Außer den vielen Ausgaben, welche die Municipalität für alles Mögliche bestritten hatte, waren die Kosten für die Tafel der Generäle allein in dem Zeitraume vom 8. Oktober 1794 bis zum 31. Januar 1796 bis zu dem Betrage von 7996 Rchsthlr. 23½ Stüber aufgelaufen.

Die Municipalität nahm seit dem Soultschen Vorfalle aber eine festere Stellung gegenüber den französischen Beamten ein. Als am 10. Januar (20. Nivose IV) der Platz-Kommandant Fraise die Lieferung von Brod und Wein für sich und seinen Schreiber forderte, antwortete ihm dieselbe, der chef de Police erhalte bereits drei Flaschen Wein für seine besonderen Bemühungen, man sehe sich deshalb nicht veranlaßt dem Platzmajor und seinem Gehülfen auch noch Etwas zuzuwenden. Wenn der Magistrat später in solcher festen Weise auftrat, so legten sich die Beamten oft auf das Betteln, wagten aber selten auf die Erfüllung ihrer Bitten zu dringen. Als Beweis wie es mit dem Stande der städtischen Kasse zu dieser Zeit bestellt war, will ich nur einen Vorfall anführen. Am 3. Januar 1796 forderte der receveur et payeur divisionair die Municipalität auf, ihm alles in der Kasse befindliche baare Geld abzuliefern, es stellte sich aber heraus, daß kein Stüber darin vorhanden war. Von allen Seiten waren stets Klagen über die auf dem Lande lastenden Einquartirungen und Steuern eingelaufen, jetzt hatten diese Bitten um Schonung wenigstens den Erfolg, daß selbst die Bezirksverwaltung es für nöthig fand in einer öffentlichen Mittheilung sich an ihre Mitbürger zu wenden um ihre Bemühungen auseinander zu setzen, welche sie im Interesse der Bürgerschaft übernommen habe. Gerolt, der Präsident derselben, gab in derselben zu, daß der Aachener Bezirk vor dem Bonner bevorzugt worden sei, er habe jedoch die dringendsten Vorstellungen gegen diese ungerechte Vertheilung gemacht, deren Härte um so mehr hervor trete, als die Gegend von Bonn fast ein ganzes Jahr hindurch die ganze feindliche Armee habe unterhalten müssen. Zugleich theilte Gerolt, gegen dessen Verhalten sich hauptsächlich die Beschwerden richteten, mit, daß

die Minderung der Ausschreibungen auf seine Gegenvorstellungen erfolgt sei, die Vertheilung der unumgänglichen Lasten habe er jedoch nach einer billigen und festen Norm der Art besorgt, daß er die Städte in drei Klassen gesondert habe, wonach in den Städten Köln und Bonn die erste durchschnittlich mit 20, die zweite mit 10 und die dritte mit 5 Reichsthalern herangezogen worden sei. Der Schluß dieser Auseinandersetzung gipfelte aber in der dringenden Aufforderung nur ruhig fort zu zahlen, und dieses brach derselben vollständig die Spitze ab.

Die Klagen der Bürgerschaft über die unerträglichen Lasten waren leider nur zu sehr begründet, auch liegt es nahe, daß sich die Beschwerden hauptsächlich gegen die Bezirksverwaltung und deren Vorsitzenden Gerolt richteten. Der Letztere befand sich aber ebenfalls in einer höchst unangenehmen Lage. Die französische Regierung verlangte von ihm eine rücksichtslose Ausführung ihrer Befehle, namentlich, wenn es sich um Beschaffung von Geldmitteln handelte. Die Bürgerschaft dagegen betrachtete die Mitglieder der Bezirksverwaltung als Leute, die aus ihrer Mitte hervorgegangen seien und die Vortheile ihrer Landsleute vor Allem im Auge zu halten hätten. Diesen beiderseitigen Anforderungen konnten sie schwer genügen. Die Mahnung zum ruhigen Zahlen bezog sich noch besonders auf eine neue Ausschreibung, welche am 19. Frimaire IV (10. Dezember 1795) im Rathe der Alten beschlossen worden war. Es handelte sich um das berüchtigte gezwungene Darlehen von sechshundert Millionen in klingendem Gelde oder Geldeswerthe, wozu man die bemittelten Bürger aller Departements heranziehen wollte. Diese Anleihe sollte nur auf den vierten Theil der Bürger jedes Departements, und zwar auf jene Einwohner fallen, welche in den Auflagen am höchsten angeschlagen waren.

Nach Maßgabe ihres Vermögens hatte man sechszehn Klassen festgestellt, von denen die erste 50, die zweite 60, die dritte 80, die vierte 100, die fünfte bis zur fünfzehnten jedesmal 100 livres mehr beizusteuern hatten. Zur höchsten Abtheilung wurden diejenigen gerechnet, deren Vermögen sich auf 500,000 livres Kapital und darüber im Werthe von 1790 belief. Der Beitrag war nach dem Stande ihres Besitzthums zu 1500—6000 livres beziffert worden. Man rechnete in Paris sogar sehr auf den Pa-

triotismus der Bürger, so daß man denjenigen, welche nicht herangezogen waren, aber dennoch sich betheiligen wollten, freistellte, nach Willkühr Summen zu der Anleihe herzugeben. Diese Erlaubniß scheint hier jedoch nicht benutzt worden zu sein. Anstatt des baaren Geldes wurde auch Getraide und selbst Assignaten, die Letzteren jedoch zu einem Hunderttheile ihres Nennwerthes ausnahmsweise angenommen. Die Rückerstattung des Anlehens hatte man in der Weise in's Auge gefaßt, daß jedem Einzahler womöglich sogleich oder in den drei folgenden Monaten gegen die einstweilige Quittung eine aus zehn Coupons bestehende Empfangsbescheinigung ausgestellt werden sollte, die als Zahlung der Abgaben giltig war. Die Rückerstattung war auf den Zeitraum von zehn Jahren berechnet, auch hatte man, um das neue Unternehmen zu fördern, das unterm 3. Brumaire erlassene Gesetz über die zu entrichtende Kriegssteuer gleichzeitig aufgehoben.

An Grundsteuer hatte die Stadt vom 4. Brumaire III (25. Oktober 1794) bis zum 1. Nivose IV (21. Dezbr. 1795) 24,343 fr. 14 Stbr. bereits bezahlt und sogar 43 livres 14 Stbr. noch zu Gute, die Unterstützung der Armen, welche sich bis auf die Lieferung von Brand während des harten Winters erstreckte, hatte ebenfalls große Summen verlangt, die Noth war aber noch immer sehr groß. Die Erndte war schlecht gerathen und Vieles auf den Feldern verwüstet worden. Der Mittelpreis des Roggens stand im Februar 1796 auf 9 Rchsthlr. 20 Stüber, das siebenpfündige Schwarzbrod kostete 18 Stüber.

Am 16. März stellte die Municipalität der Bezirksverwaltung wiederholt die traurige Lage der Stadt vor und erklärte, daß es unmöglich sei, die verlangte Summe aufzubringen. Noch dringender war die Antwort des Stadtraths auf ein Schreiben der Bezirksverwaltung vom 14. April 1796 (25. Germinal IV), worin die Letztere die unerfreuliche Mittheilung machte, daß von dem auf die Stadt Bonn fallenden Antheile von 150,000 livres der gezwungenen Anleihe Fruchtvorschüsse nicht abgezogen werden könnten. Nach einer Berathung mit den Zwölftern, worin festgestellt wurde, daß die Stadt sich in den zerrüttetsten Vermögensverhältnissen befinde, und es dem Stadtrathe unmöglich sei, zahlungsfähige Bürger anzugeben, reichte man eine energische Eingabe ein. Der Finanz-Preposé Latourelle erklärte jedoch,

wenn die Stadt nicht sofort Anstalten treffe, um das Geld aufzutreiben, so würde er zum Schaden der Stadt die Sache in die Hände nehmen. Diese Mittheilung hatte aber keine Wirkung mehr auf die vollständig verzweifelnden Gemüther der Zwölfter. Ihre Antwort lautete dahin, wenn man französischer Seits die Lage auf die Spitze treiben wolle, so bleibe ihnen nichts anderes übrig, als sich in das Unvermeidliche zu schicken und ihr Schicksal abzuwarten. Man lud, um den guten Willen zu zeigen, eine Anzahl angesehener Einwohner auf das Rathhaus, um mit ihnen zu berathen, ob es nicht möglich sei, dem drohenden Unheile vorzubeugen. Trotz des festen Einspruchs der Betheiligten fertigte man auf dem Rathhause eine Liste an, wonach die Eintreibung des Geldes mittelst 180 Hebezetteln versucht werden sollte. Es wurde jedoch hierbei nochmals bemerkt, daß diese Aufstellung nicht maßgebend sein könne, Latourelle möge deshalb selbst von Haus zu Haus gehen und sich von der traurigen Lage der Stadt überzeugen.

Der Magistrat traute selbst der Liste nicht viel Richtigkeit zu, denn er nahm Anstand, dieselbe auszuhändigen. Da erschien Latourelle am 5. Mai (16. Floreal IV) plötzlich in der Rathsversammlung und drang auf die Auslieferung derselben, schrieb sie ab und verlangte einen Polizeidiener, um sofort mit der Hebung zu beginnen. Man antwortete ihm, es sei kein Stadtdiener zur Stelle. Latourelle nahm jedoch einen Beamten der Einquartirungs-Kommission unter Begleitung von zwei Mann Wache mit sich, um einen Stadtdiener aufzutreiben. Auf der Straße trafen sie einen solchen, welchen sie nun anhielten, um den Rundgang zu beginnen. Das Ergebniß dieser Maßregel ist leider nicht angegeben, da es nicht in den Geschäftskreis der Stadtbehörde einschlug, so viel geht jedoch aus Andeutungen hervor, daß es harte Auftritte bei dieser gewaltsamen Eintreibung der sogenannten freiwilligen Anleihe abgesetzt hat. Sehr günstig war der Erfolg nicht, denn es wurde einige Tage später noch ein Ausschuß von Bürgern eingesetzt, welcher es versuchen sollte, wohlhabende Bürger zu veranlassen, durch Hergabe von Vorschüssen die drohende französische Exekution von der Stadt abzuwehren. Einige Einwohner fügten sich, die zugestandenen Beiträge genügten aber bei weitem nicht, so daß die Berathungen endlos

fortgesetzt werden mußten. Die angedrohete Exekution wurde aber auch nicht verhängt, denn man sah wohl ein, daß sie kein Ergebniß liefern könnte. Straftruppen waren bei der Ueberfüllung mit Soldaten nicht mehr anzubringen, die Beschlagnahme von Gegenständen und deren Verkauf konnte ebenfalls kein baares Geld liefern, denn es hätten sich keine Käufer gefunden. Wo man aber Silberwerth fand, hat man es genommen.

Am 4. Juli (16. Messidor IV) war diese Angelegenheit endlich so weit gediehen, daß man von der Zahlung des Restes der Zwangsanleihe sprach, welche 735 livres betrug und man binnen zwei Stunden verlangte. Bertrams und Bornheim erhielten von der Municipalität den Auftrag, sofort den fehlenden Betrag herbeizuschaffen. Wie sie es zu Stande gebracht haben, ist nicht angegeben. Zu dieser großen Ausschreibung waren noch die gemeinsten Mittel angewendet worden, welche die Sittlichkeit der französischen Machthaber und ihrer deutschen Helfershelfer in das schlechteste Licht stellen. Am 30. Juni (12. Messidor IV) war unter Anderen ausgetrommelt worden, jeder Einwohner solle auf Ehre und Gewissen den Betrag seiner Besitzungen angeben, um ihn danach einschätzen zu können. Den Angebern, welche nachwiesen, daß Jemand etwas verschwiegen habe, wurde versprochen, daß das nicht aufgeführte Eigenthum mit Beschlag belegt und der Art vertheilt werden solle, daß die Hälfte der Stadt, der andere Theil den Denunzianten zugesprochen werde. Einem jeden Einwohner stellte man ein solches Denunziantenformular zu. Wir können jedoch zur Ehre der Stadt mittheilen, daß kein einziger Fall in den Akten erwähnt wird, wo sich Jemand in gemeiner Weise zu bereichern versucht hat.

Daß ein solches Verfahren erkältend auf ein deutsches Gemüth wirkte, ist erklärlich, ich kann deshalb auch nur feststellen, daß die Zuneigung der hiesigen Landeseinwohner zu den Franzosen bis zu diesem Zeitraume stets noch mehr ab- als zugenommen hat, wenn auch Venedey das Gegentheil behaupten will. Zugleich muß ich aber auch zugeben, daß das Auftreten der Fremden entsittlichend auf die hiesige Jugend wirkte. Unter der kurfürstlichen Regierung finden sich keine Beläge dafür, daß die Jungen so achtungslos gegenüber dem Alter und den mit Gebrechen behafteten Personen aufgetreten sind, als es zur Zeit der

französischen Herrschaft der Fall gewesen ist. Die Quadrataufsichter fühlten sich sogar veranlaßt, in offener Rathsversammlung mehrmals darüber Beschwerde zu führen. Die Jungen trieben sich während des ganzen Tages auf der Straße herum. Sie führten Steinkämpfe auf den öffentlichen Plätzen und Gassen auf, bedroheten und beschimpften die Bürger. Besonders an den Sonn- und Feiertagen fanden sie sich mit Knütteln bewaffnet zusammen und lieferten Straßenschlachten, wobei oft nicht unbedeutende Verwundungen vorkamen. Ein blinder Jude, Hirsch Jacob, durfte unter Anderen sich nicht öffentlich sehen lassen, ohne sich den lebensgefährlichsten Mißhandlungen auszusetzen. Die Franzosen kümmerten sich um solche Auftritte nicht, der Stadtrath ließ jedoch in den Schulen eine Warnung verlesen, auch eine Strafandrohung öffentlich austrommeln, viel genützt haben diese Maßregeln aber nicht, denn ähnliche Klagen werden auch später noch laut.

An Pferden war damals so großer Mangel, daß der Pastor, oder wie er sich selbst mehrmals nennt, Bürger Loeltgen, „unter Gruß und Verbrüderung" am 19. Febr. anzeigt, es könnten keine Todten mehr begraben werden, weil es an einem Pferde für den Leichenwagen fehle. Die Verhältnisse waren den Leuten so sehr über den Kopf gewachsen, daß selbst der National-Agent Eichhof am 3. Germinal IV um Entlassung aus seiner Stelle bat. Dieselbe wurde bewilligt und für ihn der Bürger Ohovel eingesetzt.

In dem ganzen Regierungs-System der Franzosen vermißte man die Logik. Sie wollten alle Gerechtsame aufheben und begünstigten sie in einzelnen Fällen. So wußte Niemand, wie er sich verhalten solle. Unter Anderen hatte man allgemeine Erwerbsfreiheit angekündigt und oft Gesellen zur Ausführung von Arbeiten mit Umgehung der Meister verwandt. Als die Letzteren sich über dieses Verfahren beschwerten, wurden sie von dem General, welcher den Auftrag dazu gegeben hatte, abgewiesen. In Folge derartiger Vorfälle arbeiteten viele nicht zunftmäßige Gehülfen für ihre eigene Rechnung. Als nun aber am 23. Germ. die Schreinermeister darüber Klage führten, daß ein Geselle in seiner Wohnung eine Hobelbank aufgestellt habe, drangen sie durch, und es kam dahin, daß in Gegenwart von zwei Meistern die Bank auseinander geschlagen und das Holz derselben dem Vater des Gesellen übergeben wurde. Die Ansichten wechselten eben

nach der Stimmung der jeweiligen Machthaber. So war auch die Abhaltung der Gottestracht im Jahre 1795 verboten worden, im darauf folgenden Jahre genehmigte jedoch der Platz-Kommandant Boquillon den Ausgang der Prozession. Die Municipalität bewilligte dem Polizei-Kommissar und dem Kommandanten des Bataillons, welche hierbei die Ordnung aufrecht gehalten hatten, Ehrengeschenke, und zwar dem Ersteren 6 Flaschen und dem Letzteren 12 Flaschen Wein. Die Mannschaft erhielt 4 Rchsthlr. für ihre Bemühung.

Das Paßwesen wurde mit einer unerbittlichen Strenge gehandhabt. An den Thoren hatte man wieder schlecht bewaffnete Bürgerwachen aufgestellt, da die Truppen zum größten Theile auf der anderen Seite des Rheines verwandt wurden. Die Wachen durften Keinem erlauben, an den Rhein zu gehen, noch weniger gestatten, daß Jemand ohne Paß die Stadt betrete. Im Mai beschwerten sich deshalb die Bewohner der Rheingasse und erklärten, daß ihrem Stadtviertel jeder Verdienst verschlossen sei, da die angekommenen Schiffer nicht in die Stadt kämen und wegen der Paßbelästigung lieber auf ihren Fahrzeugen blieben. Sie fragten zugleich an, woher es komme, daß Bonn so sehr in Ungnade gefallen sei, da doch von Holland bis Koblenz überall freier Verkehr am Rhein gestattet sei. Die Stadtthore wurden hier auch schon früh verschlossen. Vielleicht hingen diese Maßregeln damit zusammen, daß die beiden Divisionen Lefebre und Colland gegenüber auf der anderen Seite des Rheines standen und ihre Verpflegung von Bonn aus erfolgte. Eine Menge Proviantwogen sah man stets auf dem Rheinwerfte stehen, deshalb sperrte man so viel als möglich das Letztere für alle Unbefugte ab. Täglich wurden im Prairial an 60 Fuhren Brod diesen Truppen von hier aus zugeführt. Ob die Bürger selbst auf den Wachtstellen ihren Dienst nicht gut ausgeübt hatten, ist nicht recht klar zu ersehen, es erfolgte jedoch deren Ablösung auf kurze Zeit und es wurden wieder Soldaten an deren Stelle verwandt. Als jedoch am 11. Juli (23. Prairial IV) der General Duvignot hier eintraf, richtete er die früheren Bürgerwachen wieder ein. Der General Kleber hatte damals sein Hauptquartier in Uckerath, auch er mußte von hier merkwürdiger Weise mit Käse und Weißbrod versorgt werden.

Der General Clairfait hatte bereits im März den Oberbefehl der deutschen Reichstruppen abgegeben, an seine Stelle trat der Erzherzog Karl, welcher am 15. April einen großen Kriegsrath in Mainz abhielt, wo eine energische Fortsetzung der Kriegsoperation beschlossen wurde. Der nächste Schauplatz dehnte sich von Weißenthurm und Neuwied nach der Sieg aus. Am 6. Mai (17. Flor.) fand eine große Zusammenziehung von Truppen Statt, welche bei Widdig ein Lager bezogen und dann am 8. Prairial nach der Mosel weiter zogen. Bis zum 1. Juni stand der Haupt-Artilleriepark in Rheinbach, welcher nun auch den Befehl erhielt nach dem Oberrheine aufzubrechen. Am 13. Juni begann der Kampf auf dem Hundsrücken, Kleber stand an diesem Tage in Siegburg. Die kurkölnischen Truppen hatten in dem letzten Feldzuge bei Kreuznach und am Main gestanden und sich äußerst brav gehalten, aber auch starke Verluste erlitten.

Das Kriegsglück wechselte, bei Altenkirchen erlitten die Oesterreicher eine Schlappe, nahe an 2000 Gefangene geriethen in die Hände der Franzosen, welche am 16. Prair. (4. Juni 1796) nach Bonn gebracht wurden. Dagegen mußten die Republikaner an der Casbach bei Linz a. R. weichen. In jener Zeit tauchte zuerst hier der Ruf Bonapartes auf, welcher sich in dem italienischen Feldzuge hervorthat.

In Bonn trat in der zweiten Hälfte des Juni ein bemerkenswerthes Ereigniß ein. Am 1. Messidor IV (19. Juni) langte der Bürger Chauvel als Bevollmächtigter des vollziehenden Direktoriums in Paris hier an. Derselbe hatte den Auftrag als Agent intermédiaire die bisher bestandene Bezirks-Verwaltung aufzuheben. Dieses geschah in Folge des Beschlusses jenes Direktoriums vom 28. Flor. IV, wodurch die Beseitigung sämmtlicher Central-Bezirks-Verwaltungen, Kommissionen oder Bureaus verfügt worden war. Die eroberten Lande wurden in zwei Divisionen eingetheilt, von denen die erste das Land zwischen Rhein und Mosel, die andere das zwischen Rhein und Maas verwalten sollte. Jede der beiden Divisionen erhielt als Vorsitzenden einen Direktor. Eine der wichtigsten Bestimmungen in Bezug auf ihre Amtsthätigkeit bestand darin, daß es den Generälen, Kommandanten, Offizieren und Militair-Agenten untersagt wurde, sich in

die Verwaltungs-Angelegenheiten zu mengen. Die General-Direktoren hatten die Befugniß mit ihren Verwaltungs-Funktionen jene der ersten Civil-Magistrats-Personen in den eroberten Landen zu vereinigen. Sie mußten deshalb stets in ihrer Uniform mit den Zeichen ihrer Amtswürde versehen erscheinen und hatten dieselben militairischen Ehrenbezeugungen zu beanspruchen, wie sie das Gesetz den Oberverwaltungen im Inneren des Landes zuerkannte. Am 2. Mess. IV (20. Juni) theilte der Kantonsverwalter Hamecher der Municipalität diesen Beschluß mit und wies dieselbe an in allen Amtsverrichtungen sich hiernach zu richten. Chauvel übernahm hier als agent intermédiaire den Vorsitz, derselbe trat sehr rauh auf. Es wurden angestellt: der Bürger Bornheim als Maire, die Bürger Angelbis, Quinzi, Caemmerer und Arck als Municipalbeamte und Bürger Cremer als Commissaire national. Nachdem Chauvel das betreffende arreté zu Protokoll gegeben hatte, traten die bisherigen Municipalbeamten ab und verschlossen in einem besonderen Zimmer bis zur Uebernahme sämmtliche Papiere und Beläge, worauf in den nächsten Tagen die Rechnungsablage erfolgte.

In den ersten Tagen des Messidor hörte man hier fortwährend das Gebrüll der Kanonen von der anderen Seite, bei Altenkirchen und an der Sieg erlitten die Franzosen Schlappen, so daß sie zurückweichen mußten. Eine Menge Verwundeter trafen ein, auch ganze Truppenabtheilungen setzten auf die linke Rheinseite über und zogen nach Andernach weiter. Es herrschte allgemeiner Schrecken in Bonn, da das ganze Hauptquartier der Sambre- und Maasarmee sich in der Nähe des letzteren Ortes zusammengezogen hatte und Alles darauf hindeutete, daß in der Ebene zwischen hier und Koblenz sich größere kriegerische Ereignisse abspielen würden. Die an der Lahn stehenden Heeresabtheilungen hatten sich auch gezwungen gesehen vor den andringenden Reichstruppen zurück zu weichen. Diese ungünstige Lage der Franzosen besserte sich jedoch, als dieselben in Köln, bei Mannheim und Neuwied über den Rhein gesetzt waren und auch vom Elsaß her die Oesterreicher bedroheten. Hierdurch wurde der Kriegsschauplatz in weitere Ferne verlegt.

Am 23. Mess. (11. Juli) rückten die Franzosen in Frankfurt a. M. ein, die Nachricht hiervon langte am 1. Therm. (19.

Juli) in Bonn an und wurde sofort unter Trommelschlag mit der Aufforderung verbreitet am Abende alle Häuser zur Feier dieses Sieges zu beleuchten. Alle Glocken mußten geläutet werden. Da zugleich den Bürgern angekündigt worden war, daß ein Jeder, welcher nicht illuminire, sofort verhaftet oder in Geldstrafe genommen werden würde, so geriethen die Bürger, denen es selbst an Geld fehlte ihre Stuben zu erleuchten, durch diesen strengen Befehl in nicht geringen Schrecken. Von allen Seiten liefen sie zum Rathhause um die Municipalität um Rücksicht zu bitten. Quinzi begab sich auch wirklich zum Platzkommandanten Lachaussé und stellte ihm vor, daß es unmöglich sei Lichte und Oel zu beschaffen, was auch geholfen zu haben scheint, denn von einer großen Beleuchtung wird nichts berichtet. Lachaussé war ein Mann, der sich nicht gerne mit der städtischen Behörde überwarf, denn er befand sich stets in Geldnoth, und benutzte gern solche Fälle um Geschenke zu erbetteln. Häufig gingen von ihm verblümte Andeutungen bei der Municipalität ein, worin er bat, man möge doch seiner gedenken, denn er habe ein Geschenk nöthig. Erhielt er dann 3 — 4 Karolinen und sein Sekretair 1 Karoline, so waren Beide zufrieden und sahen Manches nach.

Daß der Platz-Kommandant sich überhaupt noch mit diesen Angelegenheiten befaßte, lag einfach daran, daß durch die Kriegsereignisse der letzten Zeit die Ordnung der bürgerlichen Gewalten, obgleich man ihren Eintritt angekündigt hatte, eigentlich noch gar nicht in's Leben getreten war. Es ging eben Alles noch den alten Gang und so kam es, daß Niemand wußte an wen man sich in zweifelhaften Fällen zu wenden habe. Diese unsichere Stellung wirkte nachtheilig auf alle Verhältnisse, weder die Militair- noch die Civilbehörde ließ es sich angelegen sein die Ordnung aufrecht zu halten.

Am 20. Therm. theilte der Brigade-General der hier stehenden Truppen der Municipalität mit, daß der general en chef an demselben Tage hier eintreffen werde und forderte dieselbe auf Alles für ihn in Bereitschaft zu setzen. Es wurden rasch die besten Stühle aus dem Komödienhause geholt und dem General zur Verfügung gestellt. Die Geldnoth scheint zu dieser Zeit bei den Franzosen sehr groß gewesen zu sein, denn alle Einnahmequellen, die das Land jemals zur Verfügung gehabt hatte,

suchte man auf das Beste auszubeuten. Selbst die Zehnten waren wieder in Erinnerung gebracht worden. Auch die Listen über die Simpeln holte man hervor. Der Finanz-Preposé verlangte in einem Schreiben vom 23. Therm. (10. August), daß alle nicht eingezogenen Abgaben für die Jahre 1795 und 96 nachträglich berechnet werden sollten. Gegen die Brückenbeerbten, welche angefangen hatten sich eine Entschädigung in der theuern Zeit zu verschaffen, indem sie die Ueberfahrtspreise um das Doppelte erhöheten, ging man aber mit Strenge vor und zwang sie die alten Taxen wieder anzunehmen. Die Ersteren hatten erklärt die Benutzung der Fähre sei so gering, daß sie mit der Einnahme nicht bestehen könnten. Am Ende des Monats August traf endlich der als directeur general angestellte Bürger Bruneau hier ein, welcher die Verwaltung der eroberten Lande zwischen Maas und Rhein übernahm.

In den ersten Tagen des August nahm man die schon früher gemachten Versuche einen Luftballon zur Besichtigung der feindlichen Stellungen zu verwenden wieder auf. Es wurde ein solcher aus 1500 Ellen Taffet hergestellt und derselbe mit einem Netze von Kordel umgeben. Sein Durchmesser betrug 35 Schuh, vier und fünfzig Mann hielten ihn an zwei Leinen fest, ein General und der Hauptmann der Luftschiffer setzten sich in die Gondel, als am 2. August der Ballon im Hofgarten aufstieg. Mit dem Erfolge schien man zufrieden zu sein.

Die amtlichen Nachrichten lauteten über die Fortschritte der französischen Truppen stets sehr günstig, unter der Hand liefen jedoch beunruhigende Gerüchte herum, welche denselben bedeutend widersprachen. Das Hauptquartier Beurnonvilles, des damaligen general en chef der Nordarmee, befand sich seit dem 20. Therm. (7. August) in Bonn, außerdem war der Brigade-General des hiesigen Bezirks Jacobe Trigny hier anwesend. Beide nahmen sich der Bürger mehr an, als die Meisten ihrer Vorgänger. Der Letztere veröffentlichte sogar am 24. Therm. einen Erlaß, worin er erklärte, daß er entschlossen sei die Ruhe und das gute Einvernehmen zwischen den französischen Truppen und den Landeseinwohnern strenge zu handhaben. Selbst die Thorsperre wurde nachsichtiger gehalten, so daß nach Zahlung der gewöhnlichen Sperrtaxe Jedermann bis Abends 11 Uhr zur Stadt

ein- und auspassiren konnte. Auch versuchte man trotz der noch immer fortgesetzten Belagerung von Ehrenbreitstein wieder eine Post zwischen hier und Koblenz in Gang zu setzen. Der General-Post-Inspector der eroberten Lande zwischen Maas und Rhein Robertz, welcher in Köln wohnte, richtete dann einen fortlaufenden Postkurs von Koblenz bis nach Aachen ein, welcher zweimal wöchentlich Gelegenheit bot die ganze Strecke zu befahren. Am 18. August marschirten große Abtheilungen der Nordarmee mit der Sambre- und Maasarmee durch die hiesige Gegend zum Oberrhein, denn die Nachrichten aus Oesterreich, wo die Franzosen dem Erzherzoge Karl gegenüberstanden, lauteten sehr ungünstig für die französischen Waffen, auch erzählte man hier, daß die Bauern im Spessart sich sämmtlich im offenen Aufruhre erhoben hätten. Die hier befindlichen Truppen erhielten am 31. August den Befehl sofort nach Ehrenbreitstein aufzubrechen, dadurch wurde die Stadt fast ganz von der Einquartirung befreiet und die Bürger athmeten nach langer Zeit einmal wieder auf. Sie erfreuten sich jedoch nicht lange dieses behaglicheren Zustandes, denn Prinz Karl setzte den französischen Truppen gewaltig zu. Jourdan mußte vor ihm zurück weichen, Bernadotte wurde schwer verwundet nach Koblenz gebracht, und die Truppen an der Lahn sahen sich sogar gezwungen Verschanzungen aufzuwerfen, um für ihren Rückzug einen Stützpunkt zu gewinnen. Wenn die Franzosen auch alle Mühe anwendeten um die ungünstigen Nachrichten zu unterdrücken, so gelang ihnen dieses doch nicht mehr, als die Zeugen ihrer Niederlagen täglich massenhaft sich einfanden. Am 8. September traf eine solche Menge Flüchtlinge von der andern Seite hier ein, daß die größte Verwirrung entstand. Viele Gepäckwagen, es sollen ihrer einige hundert gewesen sein, standen auf der Landstraße von Beuel bis zur Sieg aufgepflanzt und harrten auf die Gelegenheit um auf die linke Rheinseite übergesetzt zu werden. Einige tausend Verwundete wurden hier eingebracht, so daß die Lazarethe für deren Unterbringung nicht ausreichten. Am 12. September, wo die Verwirrung den höchsten Punkt erreicht hatte, traf auch ein Theil des Hauptquartiers in Bonn ein, Jourdan selbst befand sich in Wetzlar, wo er sich jedoch auch nicht halten konnte.

Die Bagagewagen erhielten den Befehl an der anderen Seite

stehen zu bleiben. Ihrem räuberischen Karakter waren die Franzosen aber auch selbst auf der Flucht treu geblieben. Sie hatten die Gelegenheit nicht unbenutzt gelassen, um überall, wo sie eintrafen, den Landeseinwohnern ihre letzte Habe zu entreißen. In schrecklicher Weise waren sie zu Werke gegangen, mit einer Menge geplünderter Gegenstände, welche sie auf Karren geladen hatten, kamen sie an, brennende Häuser und Dörfer bezeichneten ihren Weg. In der Poppelsdorfer Allee richteten sie wieder einen förmlichen Trödelmarkt dieser hoch aufgestapelten Sachen ein und verkauften für jedes Gebot, wenn sich Käufer einfanden.

Diese ungünstigen Nachrichten vom rheinischen Kriegsschauplatze wurden in Paris sehr übel aufgenommen, die Folgen davon zeigten sich bald in einem vollständigen Wechsel der höheren Offiziere der Sambre- und Maasarmee und in mancherlei anderen Maßregeln. Der General Beurnonville, welcher bisher die Nordarmee kommandirt hatte, erhielt den Oberbefehl, der Regierungs-Kommissair Joubert wurde durch Alexander ersetzt, die Generale Ernouf und Kleber baten beim Direktorium um ihre Entlassung. Die hiesige Landbrücke wurde verbrannt und eine strenge Rheinsperre wieder eingeführt. Dieses waren unzweifelhafte Zeichen, daß es mit den Franzosen sehr schlecht stand. Bei Altenkirchen hatte wieder ein Treffen Statt gefunden, in welchem der General Marçeau tödtlich verwundet worden war. Die Oesterreicher hatten das Feld behauptet. Am 29. September fand in Bonn ein großer Kriegsrath Statt, bei welchem 15 Generäle anwesend waren. Die Division Poncet war der letzte größere Truppentheil, welcher in der Nähe der Stadt Bonn am jenseitigen Ufer gestanden hatte, dieselbe rückte am 21. September in Bonn ein und bezog in der Umgegend ein Lager. Am anderen Ufer zeigten sich schon an demselben Tage die Rothmäntel, welche zu den Vorposten der österreichischen Armee gehörten. Der Brückenkopf bei Neuwied, ein Meisterstück der Befestigungskunst, war das einzige feste Werk, welches die Franzosen auf der Strecke bis Ehrenbreitstein noch gegen die Reichstruppen behaupteten. Derselbe war mit 16 Kanonen des schwersten Kalibers besetzt. Am 21. September rückte ohne Sang und Klang das ganze Hauptquartier der Sambrearmee hier ein, ging am folgenden Tage aber schon weiter nach Köln. Die Soldaten, welche an der Westseite

der Stadt im Lager standen, hausten wieder arg unter den Bäumen der Poppelsdorfer und Baumschuler Allee, so wie in den umliegenden Gärten. Sie fühlten sich jedoch, wie es schien, hier sehr unheimlich. Die Rheinseite wurde strenge bewacht, denn von der Sieg hörte man täglich Kanonendonner, namentlich bei Zündorf kamen die Vorposten hart an einander. Unter diesen drohenden Verhältnissen wagte man nicht den Rest der Schiffbrücke, deren hiesiger Aufgang bereits, wie berichtet worden ist, verbrannt war, länger auf dem Rheine zu lassen. Bei nächtlicher Weile versuchte man daher am 4. Oktober dieselbe abzubrechen. Die Ponte löste man auch glücklich und traf sofort Anstalten dieselbe nach Mülheim weiter zu schaffen. Durch das Geräusch, welches diese Arbeiten verursachten, waren jedoch die Kaiserlichen am anderen Ufer aufmerksam geworden und eröffneten ein starkes Feuer, so daß die Franzosen nicht im Stande waren ihr Vorhaben vollständig auszuführen.

Am 13. Oktober richtete General Beurnonville, der Oberbefehlshaber der Sambrearmee, einen Aufruf an seine Truppen, worin er ihnen mittheilte, daß Jourdan aus Gesundheitsrücksichten zurück getreten sei und er dessen Stelle übernommen habe. Zugleich warnte er sie vor Plünderungen, er erklärte solche Uebergriffe für Zeichen der mangelnden Insubordination, welche unfehlbar zur Niederlage führen müsse. Nach seiner Angabe war die Sambrearmee durch die Nordarmee und bedeutende Zuzüge aus Frankreich bereits so verstärkt worden, daß er im Stande sei mit erneueter Kraft den Feldzug wieder aufzunehmen.

Beurnonville hatte wirklich den besten Willen Ordnung im Lande zu schaffen. Es wurde damals ein Schreiben von ihm veröffentlicht, welches er als Antwort auf viele bei ihm eingegangenen Beschwerden an die Regierung zu Düsseldorf gerichtet hatte. In demselben heißt es: „Ich weiß es, wie viel dieser Krieg euerm Lande gekostet hat und Niemand wünscht so sehr als ich, es in Zukunft verschonen zu können. Ich werde unter den Truppen die strengste Mannszucht halten und ich versichere Euch, den ersten Dieb, den man mir anzeigt, es sei, wer es wolle, lasse ich auf der Stelle todtschießen." Zugleich forderte er die Bürger und Bauern aber auch auf, ebenfalls Frieden zu halten. Er sagt, vor 4 Tagen habe man einen Jäger auf freiem Felde

ermordet und auf einen seiner Ordonnanz-Offiziere seien von den Bauern 25 Schüsse abgefeuert worden. „Ich will es den Truppen sagen, heißt es weiter, daß euer Land als Freundesland anzusehen sei, und daß ich wüthen werde gegen denjenigen, welcher dies nicht befolgt." Diese Strenge half wirklich, um so mehr als er auch den Platzkommandanten angewiesen hatte dafür Sorge zu tragen, daß Abends nach 10 Uhr alle Wirthshäuser, wo hauptsächlich immer Unordnungen aller Art vorgekommen waren, geschlossen würden.

Die großartigen Truppen-Zusammenziehungen brachten wieder starke Belästigungen für die Stadt Bonn und die ganze Umgegend mit sich, niemals war aber wohl tiefere Ebbe in der Stadtkasse gewesen. Es fehlte selbst das Geld um den Beamten und städtischen Lehrern ihr Gehalt aus zu zahlen. In den ersten Tagen des Oktober handelt das Rathsprotokoll nur von eingelaufenen Briefen, worin Leute ihre Forderungen an die Stadt geltend machten. Die städtische Behörde sah keinen anderen Ausweg als dem Beispiele der Franzosen zu folgen und eine allgemeine Umlage für den ganzen Stadtbann auszuschreiben. Als Grundlage für die Besteuerung scheint der Satz festgehalten worden zu sein, daß man 12 Albus für den Morgen Weinberg, aber 2 Alb. 8 Heller für den Morgen Land berechnete. Durch den großen Truppenzuwachs hob sich der Verkehr wieder in der Stadt, ein Jeder, welcher es nur eben konnte, richtete sich als Kaufmann ein. Auf dem hiesigen Markte befand sich ein steter Kirmeßtrubel, es waren dort so viele Krämerstände aufgeschlagen, daß der Fahrverkehr fast vollständig gehemmt war und die Municipalität den Marktmeister anweisen mußte, dafür zu sorgen, wenigstens einen Fahrweg offen zu halten. Den Vorkäufern war früher eine bestimmte Stunde festgesetzt worden, vor der sie ihre Geschäfte nicht beginnen durften, in der letzten Zeit hatte man jedoch ihnen stillschweigend freiere Hand gelassen. Da dieses zu vielen Klagen Veranlassung gegeben hatte, so ging man wieder strenger gegen sie vor und nahm die Vorkäufer in harte Strafen. Um dem Brodmangel abzuhelfen, errichtete man in dem früheren kurfürstlichen Ballhause des Schlosses und an 5 verschiedenen anderen Stellen der Stadt neue Militair-Backöfen.

Die Lage der französischen Armee gestaltete sich etwas besser,

am 3. Brumaire V (24. Oktober) wurden sogar 96 kaiserliche Gefangene hier eingebracht, für deren Nachtlager eine Strohlieferung ausgeschrieben wurde. Als ein Beweis, daß sich die französische Regierung wieder sicherer fühlte, wurde auch ein am 6. Brum. hier eingegangenes Schreiben des gouvernements commissaire Bürger Keil angesehen, worin er anzeigte, daß er von der Regierung beauftragt sei, „Kunststücke und solche der schönsten Künste", wie er sich drastisch ausdrückte, in den eroberten Landen zu sammeln. Er verlangte deshalb Auskunft über die hier angeblich befindliche kurtrier'sche Bibliothek. Der Municipalbeamte Quinzi erhielt den Auftrag, die verlangten Nachforschungen anzustellen, dieselben scheinen auch einigen Erfolg gehabt zu haben. Keil belegte die noch im hiesigen Schlosse befindlichen Gegenstände des früheren kurfürstlichen Naturalienkabinets sowie die öffentliche Bibliothek der Universität mit Beschlag. Ueber den Verbleib dieser Sachen, welche zum größten Theile unter den Hammer kamen, werde ich in einer Geschichte des Bonner Schulwesens nähere Auskunft geben.

Trotz der großen Erschöpfung der Stadtkasse sah sich die Municipalität am Ende Oktober veranlaßt, dem Platz-Kommandanten Lachaussé 40 Kronthaler für seine Bemühungen zum Besten der Stadt zu bewilligen, es fanden sich jedoch leider nur 12 Kronthaler in der Kasse vor, der Maire mußte deshalb den Rest von 28 Kronthalern leihweise hergeben. Der Letztere, sowie die übrigen Municipalbeamten, welchen von dem Volksvertreter Frecine und dem Bürger Chauvel ein monatlicher Gehalt von 200 livres „unter der heiligsten Versicherung der Zahlung" zugesichert worden war, hatten seit 3 Monaten noch nichts davon bezogen. Der National-Agent Cremer schob diesen Uebelstand darauf, daß in Rechnungssachen gar keine Ordnung gehalten werde und verlangte eine bessere Kontrole der Simpleneinnahmen. Inwiefern dieser Vorwurf gerechtfertigt war, läßt sich natürlich jetzt schwerlich mehr feststellen. Die Beschaffung der Naturalien für den Unterhalt der Generäle machte jedenfalls der städtischen Behörde noch mehr Sorge und verursachte noch bedeutendere Schwierigkeiten. Als ein neuer Platz-Kommandant, Bürger Caillier, am 9. November hier eingetroffen war, beeilte sich die Municipalität, mit ihm einen Vertrag zu schließen, wonach man ihm

anstatt der zu liefernden Verpflegung täglich 2 Kronthaler vergüten wollte. Diesen Betrag zog man von den Bürgern der Stadt ein, welche bisher von der Einquartirung aus besonderen jedesmaligen Rücksichten verschont geblieben waren. Am Unangenehmsten stellte sich in Bezug auf seine beanspruchte Verpflegung der Divisionsgeneral Bonneau. Er fragte sehr herausfordernd bei der Municipalität an, ob sie seine Tafelgelder bezahlen wolle oder nicht, erhielt jedoch die Antwort, die Stadt habe kein Geld für ihn zur Verfügung und sie werde sich deshalb zur Abwendung derartiger unberechtigter Ansprüche im Beschwerdewege an den directeur general wenden, welcher die Verpflegungskosten des Generals dann auch wirklich auf die Kasse des general receveur du Moulin anwies. Einige Tage darauf theilte der Kantonverwalter Hamecher auch der Municipalität mit, daß das directoire executif die Tagegelder der Generale auf die Hälfte der bisher beanspruchten Sätze herabgemindert habe. Zugleich wurde der Stadt zugestanden, daß sie überhaupt nicht mehr hierfür zu sorgen nöthig habe.

Die Oesterreicher waren am 26. Oktober von der Sieg bis in die Nähe des Rheines wieder vorgerückt und schlugen bei Vilich ein Lager auf, wodurch sie die Siegmündung beherrschten. Sie blieben dort auch ziemlich unbehelligt, da die Franzosen es vielmehr darauf abgesehen hatten, in Massen bei Köln, Neuwied und Koblenz über den Rhein zu gehen, um die nahe dem Ausflusse der Sieg stehenden Theile der Reichsarmee einzuschließen. Durch Bonn zogen täglich Truppen bald nach Süden, bald nach Norden, je nachdem einzelne Gattungen auf der einen oder anderen Seite verlangt wurden. Mehrmals versuchten es österreichische Truppen, auf die linke Rheinseite überzusetzen, es gelang ihnen aber nicht, sich zu halten. Von Andernach bis Koblenz hatte man von 100 zu 100 Schritten einen Wachtposten von 7 Mann am Ufer aufgestellt. Alle Pontonschiffe ließen die Franzosen auf der ganzen Strecke mit Beschlag belegen und nach Neuwied oder rheinabwärts schaffen. Auch in der Nähe von Bonn wurden die Rheinposten verdoppelt und nach Graw-Rheindorf verlegte man eine starke Batterie zum Schutze des Ausflusses der Sieg. Den andringenden Massen der Franzosen gegenüber konnten sich die Oesterreicher nicht halten. Sie fürchteten eine Umzingelung und

zogen sich deshalb weiter in die Sieggebirge zurück. Am 10. Novbr. setzte der General Ernouf hier über den Rhein und lagerte sich bei Mondorf, es mußten täglich 3000 Rationen Brod für seine Truppen von hier hinüber geschafft werden. Die Beschaffung von lebendem Vieh hielt sehr schwer, da damals am ganzen Rheine eine große Viehsuche herrschte. Noch bedeutendere Schwierigkeiten verursachte aber die Aufbringung der Steuern. Die Stadt Bonn hatte wieder eine Grundsteuer von 3590 livres aufzubringen, außerdem spielte wieder die gezwungene Anleihe eine Rolle. Es ist fast nicht möglich, in Bezug auf die verschiedenen Geldabgaben sich einen klaren Blick zu wahren. Da die Anleihe und Steuern stets ratenweise einzuzahlen waren, die Beträge aber fast nie vollständig zu den einzelnen Terminen von den Leuten eingebracht werden konnten, so gab es ein stetes Feilschen. Man gab so viel man besaß, und die Franzosen nahmen, was sie erhalten konnten; die Abrechnungen waren durch diese Verhältnisse nie ganz klar, da die Summen und Reste immer in die neuen Termine überspielten. Die Ausgleichung selbst fand aber bald in baarem Gelde, Assignaten, Vieh, Früchten und dergleichen statt, wodurch die Verrechnung noch schwieriger wurde. Die Assignaten standen sehr tief im Preise und waren theilweise ganz werthlos, ein livre Papiergeld galt damals gleich 6 Hellern und 100 livres nicht höher als 10 Stüber in baarem Gelde. Am rücksichtslosesten war der Kantonverwalter Hamecher bei der Eintreibung von Steuern. Er drohete stets mit Militairexekution. Daß die Buchungen nicht sehr ordentlich betrieben wurden, stellte sich sehr oft heraus. Unter Anderen verlangte der Domainen-Einnehmer Nettekoven am 28. Frim. (18. Dezbr. 1796) die sofortige Einzahlung des Rückstandes der Zwangsanleihe, die Municipalität bewies aber durch vorgelegte Quittungen, daß dieselbe vollständig ausgeglichen sei.

Am 5. Nivose (25. Dezbr. 1796) theilte Hamecher eine Verordnung des vollziehenden Direktoriums vom 7. Brumaire mit, wonach das Land zwischen Maas und Rhein eine Kontribution von 3 Millionen livr. zu zahlen habe, außerdem seien aber noch 25% dieser Summe zur Deckung der Verwaltungs- und Gerichtskosten aufzubringen. Der Kanton Bonn war hierzu einstweilen mit 51,920 livr. in Anschlag gebracht worden, der Prozentzuschlag

aber betrug 12,980 livr., im Ganzen also 64,900 livr., zwei Drittel der Summe sollten auf das Grundvermögen mit Ausnahme der Domainengüter vertheilt werden. Weinberge, Wiesen und Ländereien waren in gleichem Verhältnisse herangezogen, weil, wie bezeichnend genug erklärt wurde, „sie sämmtlich gleiche Verwüstung erlitten hätten". Das letzte Drittel hatten die Gewerbe aufzubringen. Binnen 10 Tagen verlangte man die Zahlung.

Am 16. Dezember traf das Hauptquartier des General Beurnonville hier ein, die umliegenden Dörfer wurden alle mehr wie je mit Soldaten belegt. Die Letzteren verübten viele Excesse, in Friesdorf erschossen sie sogar den Pastor und in Gimmersdorf den Scheffen Giersberg. Beurnonville war im Metternicher-Hofe abgestiegen und dieses Mal nicht so nachsichtig, als bei seiner früheren Anwesenheit. Die Beköstigungs-Ansprüche der Offiziere gingen wieder über alles Maß hinaus. Die Municipalität sandte in ihrer Noth einen besonderen Boten an das Direktorium nach Aachen und bat darum, den Domainen-Empfänger zur Zahlung der Verpflegungskosten anweisen zu wollen, da sich die Stadt vollständig unvermögend befinde, dieselben aufzutreiben. Am 13. Nivose war diese Angelegenheit noch nicht erledigt, der Stadtrath sandte deshalb nochmals zwei Boten und zwar einen zu Fuß und einen zu Pferde nach Aachen und ließ um baldigen Bescheid bitten. Ueber den Ausgang dieser Sache finden sich keine eingehenden Nachrichten vor, die Rathsprotokolle vom 6. Januar bis 20. März 1797 fehlen ganz.

Am letzten Tage des Jahres 1796 wurde noch eine neue Eintheilung der Stadt vorgenommen. Bisher war dieselbe in 46 Quadrate oder Bezirke eingetheilt gewesen mit eben so vielen Aufsehern. Jetzt verminderte man dieselben in 16 und bestimmte, daß die Letzteren allwöchentlich Sammlungen zum Besten der Armen abhalten sollten.

VII.

Das Jahr 1797 (l'an V/VI).

Der General Hoche und die Wiedereinführung der alten städtischen Gewalten. Die Einrichtung der commission intermédiaire. Die Universität wieder in's Leben gerufen. Uebersicht über die Lieferungen und Ausgaben der städtischen Verwaltung seit dem Einmarsche der Franzosen. Scheinbare Gewährung der Preßfreiheit.

Die Hauptquartiere der österreichischen sowie der französischen Truppen lagen in der Gegend von Neuwied schon seit dem Monate Dezember 1796 unweit von einander. Die Generale speisten in dem fürstlichen Schlosse zusammen und unterhandelten über Waffenstillstandsabschlüsse, die gegenseitigen Vorposten verbrüderten sich ebenfalls und tranken sich gegenseitig aus ihren Feldflaschen zu, der Rhein aber war für den bürgerlichen Verkehr gesperrt.

Bonn und alle Dörfer der Umgegend waren wieder sehr mit Einquartirung belastet, bis Meckenheim hin lagen alle Häuser voll Soldaten, auch füllten sich die Hospitäler von Neuem mit Kranken. Die Requisitionen gingen in's Endlose, so daß die Einwohner nicht im Stande waren denselben nachzukommen. Die Noth des Volkes überstieg alle Grenzen. Schaarenweise trieben sich die Bettler in den Straßen und im Lande herum und baten um Nahrung, und unter ihnen befanden sich viele Leute, die es sich nie hatten träumen lassen, daß sie jemals in eine solche Lage gerathen würden. Manche sonst wohlhabende Bewohner, die noch einigen Vorrath an Lebensmitteln besaßen und bisher ihre Wohnungen möglichst geschlossen gehalten hatten, stellten jetzt einen Dienstboten mit einem Korbe voll Brodschnitten und einer Tüte Bier im Innern des Hauses an die Thüre, um den Hungernden einen Imbiß und einen Trunk zu reichen.

Die Verhandlungen über die Zahlung der Tafelgelder der Generale wurden immer bitterer geführt. Am 8. Nivose V (28. Dezbr. 1796) drohete der Divisionsgeneral der reitenden Artillerie Seroux sogar, er werde 600 Reiter als Exekutionstruppen in die

Stadt rücken lassen. Da der Domainen-Empfänger Nettekoven nicht anwesend war und man seine Vermittelung deshalb nicht in Anspruch nehmen konnte, so trieb die Municipalität 360 livres auf, um den General zu beruhigen. Der General Espagne trat mit denselben Drohungen auf, so daß die Municipalität keinen Ausweg mehr in ihrer Noth sah. Am besten benahm sich diesmal noch der General Lefebre, welcher wenigstens sich dahin aussprach, „daß die Stadt ihrer guten Gesinnung Rechnung tragen möge". Dem National-Kommissar Cremer wuchsen die Verhältnisse über den Kopf, so daß er wegen zerrütteter Gesundheit um seine Entlassung bat. Diese Angelegenheit ist jedoch nicht recht klar. Man scheint nämlich in der letzten Zeit gegen ihn, ob mit oder ohne Grund ist nicht angegeben, Gewaltmaßregeln angewandt zu haben. Seine Entlassung wurde am 13. Nivose V (2. Januar 1797) und zwar wegen Krankheit verfügt; bei dieser Gelegenheit kam es aber zur Sprache, daß er drei Tage verhaftet gewesen sei, und es wurden ihm deshalb 15 livres als Entschädigung erstattet, auch die rückständigen Gehaltsbeträge ausgezahlt.

Am 3. Pluviose (22. Januar) gelangte endlich die Angelegenheit in Bezug auf die Zahlung der Tafelgelder für die Generale zu einem gewissen Abschlusse. Es wurde nämlich eine Nachweisung über die von Seiten der Stadt vorschußweise gezahlten Gelder für die Generäle Bonneau, Beurnonville und Seroux verlangt, um diese Beträge durch die General-Direction auf die Domainenkasse anweisen zu lassen.

Die Municipalitäts-Verwaltung wurde am 23. Nivose V (12. Januar 1797) neu geordnet. Holthof erhielt den Präsidentenposten und Bornheim, Schleiden, Bertrams und Degenhardt wurden als Municipalbeamte eingeführt. Als Sekretair trat Speener ein. Ihre Stellung dauerte jedoch nur kurze Zeit.

Viele Hoffnung setzte man allgemein auf die Ankunft des Generals Hoche, den man überall als einen rücksichtsvollen Mann rühmte, welcher ein Herz für das Volk habe. Der General Moreau reisete am 8. Februar bereits zu seiner Begrüßung hier durch, auch General Beurnonville verließ am 15. Februar mit dem Hauptquartiere Bonn, um dem neuen Oberbefehlshaber Platz zu machen. In Paris befand man sich damals in großer Verlegenheit in Bezug auf die Stellung der eroberten Lande zu

Frankreich. Man unterhandelte wegen eines abzuschließenden Friedens mit dem deutschen Reiche, Niemand aber wünschte in Paris die Herstellung der früheren geistlichen Herrschaften am Rheine. Es gab daselbst hauptsächlich zwei große Parteien, von denen die eine die vollständige Einverleibung des Rheinlandes in die französische Republik durchzusetzen suchte, die andere aber, welche der bei der Festsetzung der Friedensbedingungen in's Auge gefaßten Rückgabe der eroberten Lande Rechnung zu tragen wünschte, drang darauf eine selbständige Republik zu gründen, die unter dem Namen der cisrhenanischen in ein abhängiges Verhältniß zu Frankreich treten sollte. An der Spitze der letzteren Partei stand der General Hoche, ein Mann, der bei allen seinen guten Eigenschaften aber auch Ehrgeiz genug besaß, um sich am Rhein ein abgeschlossenes Feld der Thätigkeit für seine weitgehenden Pläne zu schaffen. Er war unbedingt der einzige General, welcher seinem großen Nebenbuhler Napoleon ebenbürtig zur Seite treten konnte und vielleicht, wenn ihn der Tod nicht auf der glänzendsten Stufe seiner Laufbahn dahingerafft hätte, den Ruhm des Letzteren zu verdunkeln im Stande gewesen wäre. Möglicherweise wäre zwischen Beiden ein Vernichtungskampf auf Leben und Tod zu Tage getreten.

So lange Hoche den Oberbefehl am Rheine noch nicht angetreten hatte, benutzten, wie es scheint, die Gegner des Föderativstaates die Gelegenheit, um die eroberten Lande fest an Frankreich zu knüpfen. Am 3. Dezember 1796 war den hiesigen Beamten bereits angekündigt worden, daß sie den Eid der Treue an die französische Republik zu leisten hätten. Dieser Befehl hatte große Beunruhigung in den Kreisen der Betheiligten hervorgerufen, man war jedoch allgemein entschlossen, demselben nicht Folge zu leisten. Als am 18. Februar daher die ernstliche Aufforderung erlassen wurde, verweigerten die Mitglieder des Revisionshofes, des Scheffengerichts, des Offizialgerichts sowie die Professoren der Universität den Eid. Die natürliche Folge davon war, daß sie sämmtlich gezwungen wurden, ihre Stellen aufzugeben.

An dem Tage der Eidesverweigerung traf in Bonn die Nachricht von der Eroberung Mantuas durch Bonaparte ein, welches der österreichische General Wurmser heldenmüthig vertheidigt hatte. Die Freunde der französischen Einverleibung der Rhein-

lande ließen sich die Gelegenheit nicht entgehen und setzten ein glänzendes Fest in's Werk. Die Siegesnachricht wurde durch Trommelschlag verkündigt, und es mußte stundenlang mit allen Glocken geläutet werden. Abends aber fand ein glänzender Ball im englischen Hofe Statt. Auch den Soldaten hatte man Gelegenheit geboten diesen Tag zu feiern. Die Folge davon war, daß in der darauf folgenden Nacht von den betrunkenen Festgenossen Excesse aller Art verübt wurden. An vielen Stellen kam es vor, daß Bürger, welche friedlich ihren Weg verfolgten, von denselben angehalten und mißhandelt wurden. Von Hoche hoffte man, daß er vor Allem eine straffere Mannszucht einführen werde. Als daher in den ersten Tagen des März die Nachricht von seiner Ankunft in Köln hier eingegangen war, beschloß die Municipalität sofort den Präsidenten Holthoff mit dem Municipalbeamten Degenhardt dorthin zu senden, um ihn zu bewillkommen und ihm das Wohl der Stadt Bonn an das Herz zu legen. Hoche empfing sie freundlich und versprach, daß er besonders darauf bedacht sein werde den unaufhörlichen Ausschreitungen ein Ziel zu setzen. Einer der unerbittlichsten und unverschämtesten Dränger in dieser Hinsicht war der Kavallerie-General Bonneau, welcher verwundet hierher gebracht worden war und schon seit längerer Zeit mit zahlreichem männlichen und weiblichen Gefolge zuerst im Mastiauxschen, dann aber im Braumannschen Hause auf dem Viereckplatze (jetzt führt dasselbe die Nr. 7) krank gelegen hatte. In dem letzteren Quartiere starb derselbe und wurde von dort am 20. März unter Aufbietung eines zahlreichen geistlichen und militärischen Gefolges feierlich beerdigt. Alle Mönche mußten sogar dem Leichenzuge folgen.

Der darauf folgende Tag (1. Germ. V — 21. März 1797) war ein sehr wichtiger für die Geschichte der Stadt Bonn und des ganzen Landes. Es erschien nämlich der Scheffen-Burgemeister Pasch des Morgens in der Rathsversammlung und gab zu Protokoll, daß ihm von Seiten der kurkölnischen Landesregierung ein Schreiben nebst einer Verordnung des kommandirenden Obergenerals der Sambre- und Maasarmee Hoche zugegangen sei, wonach die ehemaligen Magistratsmitglieder sämmtlich sofort ihre früheren Stellen wieder übernehmen sollten. Es waren in der Sitzung anwesend die Scheffen-Burgemeister Pasch und Rozzoli,

die Rathsverwandten Rospatt, Kitz, Becker, Ruland, Bertrams und Boosfeld, ferner der Präsident Holthoff und die Municipalbeamten Bornheim und Schleiden nebst dem Municipalsekretär. Sämmtliche Herren waren in der früher üblichen Weise eingeladen worden, nur der Burgemeister Fonson fehlte, welcher sich entschuldigen ließ. Die Verkündigung dieser unerwarteten Maßregel rief eine allgemeine freudige Aufregung hervor. Man glaubte, daß hiermit der erste Schritt zur Rückkehr in die alten Verhältnisse gethan sei und durch die Friedensbedingungen die Wiederherstellung des Kurstaates Köln gesichert sein werde. Mit frohem Herzen folgten die Herren der ihnen vom Scheffen-Burgemeister ertheilten Weisung, ihre lange verwaisten Sitze wieder einzunehmen. Auch in der Stadt wurde die gute Nachricht bald bekannt und erfüllte Alle mit frischer Hoffnung für die Zukunft. Am folgenden Morgen fanden sich zu der ersten wirklichen Sitzung, denn Tages vorher hatte die Aufregung die versammelten Herren zu keiner amtlichen Berathung kommen lassen, alle Freunde der Zwölfter in hergebrachter Weise ein und brachten ihre Glückwünsche zu dem Wiederantritt der früher inne gehabten Stellen an. Da gab es ein freundliches Händeschütteln und Komplimentiren, wie es der Sitzungssaal lange nicht gesehen hatte. Die Quadrataufsichter ließen sich ebenfalls anmelden, um die Herren zu begrüßen und wurden eben so herzlich bewillkommt.

An die Stelle des inzwischen verstorbenen Scheffen und Burgemeister Ebhardt wählte man durch Stimmenmehrheit den Scheffen Mastiaux, an welchen sofort ein Bote abgesandt wurde um ihn zur Sitzung einzuladen. Derselbe erschien und nahm die Glückwünsche dankend entgegen. Auch wurde das Gesuch des Zwölfter Schleiden, in eine erledigte Rathsstelle aufgenommen zu werden, bewilligt, und derselbe sofort angestellt. Mastiaux gelobte durch Handschlag alles Ersprießliche für die Stadt und Bürgerschaft nach bestem Wissen und Gewissen thun zu wollen.

Eine Ansprache, welche die Regierung an dem Tage der Wiedereinführung der alten Gewalten an ihre Mitbürger und an die ihr untergeordneten Beamten erließ und gedruckt vertheilen ließ, zeugt von dem großen Vertrauen, womit sie auf diese Wendung der Dinge hinschaute. Viele neue Einrichtungen folgten der Wiedereinsetzung der früheren städtischen Behörden. Die wichtigsten

waren die Anstellung des Bürgers Durbach als Verwalter der National-Domainen und Empfänger der Auflagen und Kontributionen für die französische Republik in den eroberten Landen und die Einrichtung der commission intermédiaire. Der Sitz Beider sollte in Bonn sein, dadurch wurde unsere Stadt also gewissermaßen der Centralort des Landes. In der von Hoche unterm 28. Ventose V (18. März) erlassenen Verfügung wurde Durbach angewiesen sofort alle Zehnten, Güter und Sachen, welche der Republik zugefallen waren, zu verpachten oder in entreprise zu geben, auch wurde ihm die Einziehung der Abgaben u. s. w. übertragen, wobei ihm Agenten behülflich sein konnten. In Bezug auf die zahlbaren Werthe war auch darin Näheres bestimmt worden.

Die Einrichtung der commission intermédiaire stützte sich auf den Beschluß des vollziehenden Direktoriums vom 6. Ventose V (24. Februar), wonach dieselbe vom 1. Germinal (21. März 1797) ihre Thätigkeit beginnen sollte. Als Mitglieder der Kommission waren die Bürger Shée, Malraison, Holtz, Jacob und Franchemont eingesetzt worden. Um diese einflußreichen Leute der Stadt geneigt zu machen, wußte der Magistrat kein besseres Mittel, als ihnen, wie es in dem Rathsprotokolle heißt, eine Aufopferung in fremden Weinen zu thun. Der Magistrat hatte es auch nicht unterlassen dem Platz-Kommandanten in gebührender Weise von der Wiedereinsetzung der früheren Mitglieder Anzeige zu erstatten und bewilligte ihm zu demselben Zwecke eine außerordentliche Vergütung von drei Karolinen. Somit schien nun Alles wieder im alten Geleise zu sein, es brauchten nur die Franzosen fortzugehen und der Kurfürst wieder seinen Einzug zu halten und die drei Jahre französischer Herrschaft wären bald der Vergessenheit anheim gefallen. Die Zünfte, welche in der letzten Zeit selbst nicht darüber mit sich im Klaren waren, ob sie noch zu Recht bestanden oder nicht, fühlten wieder festeren Boden unter den Füßen. Die Schreiner, deren Vorsteher inzwischen gestorben war, traten zuerst zusammen und wählten einen neuen Amtsmeister. Derselbe wurde nach altem Herkommen durch Handschlag auf dem Rathhause verpflichtet und feierlich als neuer Zwölfter eingestellt. Als die Zwölfter dann wieder vollzählig waren, versammelten sie sich und machten dem Magistrate nochmals in cor-

pore ihre Aufwartung, brachten ihren Glückwunsch dar und setzten ihn auch noch schriftlich im Namen der Bürgerschaft auf, welchen sie feierlich überreichten. Formell war also auch Alles in der besten Ordnung, ja es sah sogar so aus, als wenn die verkündeten Gleichheitsgesetze auch auf das Verhältniß des Magistrats zur Regierung in Anwendung kommen sollten, denn es ging eine Aufforderung der Letzteren ein, am Donnerstage den 30. März (10. Germinal V) zwei mit Vollmacht versehene Deputirte in den Regierungs = Sitzungssaal zu senden, um an den Berathungen über die Verwaltung der Domainen und die Vertheilung der Kriegslasten Theil zu nehmen. Man faßte diese Maßregel so auf, als solle sie eine Art von bürgerlichem oder republikanischem Landtage vorstellen. Allgemein freute man sich über die guten Aussichten und zweifelte nun nicht mehr, daß man einer besseren Zukunft entgegen gehe. Das Lob von Hoche war in Aller Munde. Die Stimmung wurde aber schon etwas herabgedrückt, als der Abgeordnete Bertrams nach der ersten Berathungssitzung mittheilte, daß die Besprechung mit einer sofortigen Lieferung der Stadt von 800 Pfund Fleisch für die Spitäler sich beschäftigt habe. Auf die Entgegnung der städtischen Abgesandten die Stadt sei außer Stande dieser Forderung nachzukommen, begnügte die Regierung sich mit der Lieferung von 300 Pfund, wobei man bemerkte, diese Kontribution sei von der Kriegskommission ausgegangen, die Regierung werde aber die Letztere ersuchen für die Folge von derartigen Zumuthungen abzustehen.

Am 25. Germinal V (14. April) forderte auch Hoche aus seinem Hauptquartiere in Koblenz eine Kontribution von drei Millionen livres von den eroberten Landen. Die Letzteren hatte man in sechs Distrikte eingetheilt, nämlich Kreuznach, Zweibrücken, Trier, Köln, Jülich und Geldern. Hoches Verfügung war höflich abgefaßt, aber er verlangte bestimmt, daß die Hälfte der Summe binnen 15 Tagen eingezahlt werden müsse.

Schon in den ersten Tagen nach Wiedereinführung des Magistrats erlitt derselbe einen harten Verlust durch den Tod des Hofkammerraths Burgemeisters Fonson, an dessen Stelle der Rathsverwandte Kitz gewählt wurde. Den von dem Letzteren bisher verwalteten Stadtrentmeisterposten erhielt Bertrams, welcher einen von ihm und seiner Frau ausgefertigten Kautionsschein bei-

bringen mußte, wonach sie mit ihrem ganzen Vermögen für alle Defekte haftbar zu sein erklärten. Die von Fonson bisher ebenfalls verwaltete Accisenmeisterstelle ließ man der Ersparniß wegen unbesetzt, dagegen stellte man einen des Französischen mächtigen zweiten Stadtsekretär an. Der Magistrat entwickelte großen Eifer, um die städtischen Angelegenheiten wieder in einen besseren Zustand zu bringen und glaubte vor Allem etwas thun zu müssen, um das verwahrloste Aussehen der Stadt und ihrer Umgegend zu heben. Die schönen Baumreihen der Baumschuler Allee, von denen eine Menge Bäume unter dem Beile der französischen Soldaten gefallen war, wurden wieder aus dem Bestande der Baumschule ergänzt. Auch drang der Magistrat bei der Regierung darauf, daß das Schloß, welchem durch die im Ballspielhause angelegten Backöfen die größte Feuersgefahr drohete, durch Beseitigung der Letzteren gesichert werde. Der Preis des Brodes wurde ebenfalls nach alter Sitte wieder vom Magistrate wöchentlich festgesetzt, das 7pfündige Schwarzbrod kostete am 19. Germinal V (8. April) 12 Stüber. Die größte Sorge machte damals die Stellung der Juden. In der letzten Zeit waren mancherlei Freiheiten eingerissen, denen gegenüber der Magistrat nicht wußte wie er sich zu ihnen stellen sollte. Zwei hiesige Schutzjuden hatten sich darüber beschwert, daß fremde Glaubensgenossen hier Vieh schlachteten und verkauften, jetzt stellte man das alte Verhältniß wieder her und schützte die hiesigen Metzger in ihren Gerechtsamen. Eben so kam der Einquartirungspunkt zur Sprache. Früher hatten die Juden sich von der Einquartirung durch Geld losgekauft, dann aber erklärt sie wollten Soldaten in ihre Häuser aufnehmen, um sich eine gleiche Stellung mit der übrigen Bürgerschaft zu erobern. Der Magistrat hatte noch ein Uebriges gethan und sie während der Osterfeiertage von der Einquartirung befreiet. Hierüber beschwerten sich die Bürger und verlangten, daß die Last bestehen bleiben müsse, den Juden möge dann überlassen bleiben während ihrer hohen Feste die einquartirten Soldaten gegen Bezahlung in den Wirthshäusern unterzubringen. Man einigte sich schließlich dahin, daß den Juden für ihre Festtage die Einquartirung abgenommen wurde, sie dagegen nach denselben sich für eine gleiche Zeit eine doppelte Einquartirung gefallen lassen mußten. Dieser letztere Vorgang ist in so fern von Belang, als es gewissermaßen

der erste Schritt war, um die bürgerliche Gleichstellung der Israeliten in's Werk zu setzen.

Am 8. April ertheilte die Regierung dem Magistrate die Befugniß alle „partikuläre Requisitionen" ohne Anstand abzuweisen. Auch das Paßwesen, welches in der letzten Zeit unter großen Belästigungen und mit unverschämten Ueberforderungen betrieben worden war, wurde geordnet. Die Taxe für einen hiesigen Einwohner, wenn er zu Fuß reiste, setzte man auf 6 Stüber, für einen Fremden auf 12 Stüber fest, ein fremder Fuhrmann mit einem beladenen oder unbeladenen Karren hatte 15 Stüber zu zahlen, ein „certificat cum sigillo" kostete 45 und ein protokollarischer Auszug zu diesem Behufe 15 Stüber. Für den Dienst der Armee war nichts zu entrichten. Durch diese Einrichtung entging der Platzkommandantur eine große Einnahme, die sie bestens ausgebeutet hatte. Von da ab erfolgte die Berechnung der Gebühren nur auf der Stadtrentmeisterei. So geschah Manches zum Besten der Bürgerschaft, selbst der Verkehr begann sich zu heben, da die Regierung auch Anstalten traf den freien Rheinübergang wieder herzustellen, wozu namentlich die Anwesenheit des Obergenerals Hoche Veranlassung gab. Es wurde der Zimmermeister Steinfeld beordert, sofort die Landungsbrücke auf der anderen Rheinseite wieder einzurichten. Der Schiffer Schunk lieferte die Tannen und der Forstmeister Ostler die Eichenstämme, auch bauete man ein neues Landungsschiff. Es stellte sich jedoch heraus, als man auch daran dachte die frühere stehende Brücke ebenfalls einzurichten, daß der größte Theil des dazu benutzten Holzes gestohlen worden war. In dieser Verlegenheit wußte man keinen anderen Rath, als auf die schöne, leider schon sehr gelichtete, Allee auf dem Kreuzberge zurück zu greifen und siebenzehn der prächtigsten Bäume zu fällen. Alle Zimmerleute der Stadt erhielten die Weisung sich am Josephsthore einzufinden und hierbei Hülfe zu leisten. Die Schiffbrücke, welche in Köln lag, ging auch wieder hier ein und wurde am 18. April aufgeschlagen. Bei dieser Gelegenheit scheint es auch zur Sprache gekommen zu sein, daß die Geistlichen und geistlichen Korporationen die Verwaltung ihrer Güter wieder selbst in die Hand genommen hatten, ihre Schuldner verfolgten und in ihren Wäldern Holz zum eigenen Gebrauche oder zum Verkaufe fällten. Die commission inter-

médiaire setzte durch Verfügung vom 20. Germ. V (9. April) diesem Verfahren ein Ziel. Sie bestimmte, daß alle Güter und Einkünfte der Geistlichkeit zur Regie des Domainen-Verwalters Durbach gehöre, welcher auch das zum Unterhalte der Geistlichen gewährte Drittel beizutreiben habe. Alle an Geistliche in Folge von Verpachtung u. dergl. bewirkten Zahlungen wurden für ungültig erklärt und die Erstattung der von Ersteren eingezogenen Beträge verfügt.

Gleichzeitig mit der Regelung der Verwaltung der eroberten Lande und deren Eintheilung in sechs Bezirke war auch die Einrichtung der Gerichtshöfe in's Auge gefaßt worden. Es wurde ein Ober-Apellationsgericht für die Länder zwischen Rhein und Mosel in Koblenz und ein anderes für die zwischen Maas und Rhein in Bonn eingerichtet, dagegen das bisherige Obertribunal in Kreuznach aufgehoben. Die Vorlesungen an der Universität waren gleichfalls wieder aufgenommen worden, auch stellte man den Kursus für die Hebammen her, welcher am 1. Mai begann. Alle Gemeinden erhielten die Weisung, die in ihren Orten befindlichen derartigen Personen von 20—40 Jahren, wenn sie zu lesen und zu schreiben verständen, hierher zu senden, um dem Unterrichte beizuwohnen. So suchte Hoche in jeder Hinsicht bestens zu sorgen, er kam auch den Geldverlegenheiten der Einwohner nach Kräften entgegen und verlängerte den Einlieferungstermin der für den Bezirk Köln ohne die Stadt gleichen Namens auf 550,557 livres festgesetzten Kontribution, welcher auf 15 Tage bemessen war, auf einen Monat. Die Nachricht von diesem günstigen Beschlusse traf unter der Hand einige Tage früher hier ein, als Hoche wieder mit dem ganzen Hauptquartiere in Bonn ankam. Der Adjutant commandant de Police Feßler theilte dieselbe am 1. Flor. V (20. April) dem Magistrat mit und bemerkte dabei, daß er erwarte der Letztere werde, wie es auch in anderen Städten zu geschehen pflege, den Obergeneral freundlich bewillkommen. Der Magistrat folgte der Aufforderung dieses Mal gern und ließ für Hoche im kaiserlichen Hofe (dem jetzigen Hause Nr. 1 in der Kölnstraße) ein Diner bereit halten, welches 47 Rchsthlr. 45 Stüber kostete. Die Regierungskanzlei befand sich zu jener Zeit im Belderbuschschen Hofe.

In der Nähe von Bonn fielen damals keine kriegerischen

Ereignisse vor. Die Franzosen hatten jedoch zum vierten Male Ehrenbreitstein umzingelt, dort fanden auch kleine Plänkeleien Statt. Am 26. April traf daselbst die Nachricht von der Abschließung des Waffenstillstandes von Leoben ein, auch hier wurde dieselbe Tages darauf bekannt. In Folge dessen zogen sich die Franzosen hinter die Nidda zurück und Hoche, welcher über den Rhein gegangen und bis Wetzlar vorgedrungen war, kam mit dem Hauptquartiere wieder nach Bonn. Ob der Domainen-Verwalter Durbach sich Uebergriffe hatte zu Schulden kommen lassen, ist aus den hiesigen Schriftstücken nicht deutlich zu ersehen, auffallend aber ist es, daß Hoche ihn sofort nach seiner Rückkehr zeitweise aus seiner Stellung entfernte, kurz darauf finden wir ihn jedoch wieder in Thätigkeit. Ebenso versetzte er die Räthe Pfingsten, Dercum und Neesen in den Ruhestand. An ihre Stelle traten van Merken und der Kantonsverwalter Hamecher. Im Direktorium blieben Daniels, Gerolt, Fischenich, Bossen, Eilender und Eichhof unter Bougets Vorsitze.

Am Ende des Monats April lagen in Bonn mehr Verwundete als Soldaten, jeden Tag trafen Züge Blessirter und Kranker hier ein, so daß man sogar jeden Hausbesitzer verpflichtete täglich ein halbes Pfund Charpie in die Hospitäler zu liefern. Ueberall waren die Frauen und Mädchen mit dieser Arbeit beschäftigt, Abends kamen die Nachbaren zum Zupfen zusammen und die Kinder brachten alte Leinwand mit in die Schulstunden, wo sie unter der Aufsicht der Lehrer und Lehrerinnen ebenfalls mehr für Verbandsmaterial sorgten, als sie lesen und schrieben. Die Wachen waren wieder den Bürgern übertragen, und Jeder ohne Unterschied des Standes mußte, wenn an ihn die Reihe kam, dieser Pflicht genügen. Hierbei kamen oft allerlei gemüthliche und ungemüthliche Auftritte vor. Der Kanonikus Bodisée vom Münsterstifte, ein würdiger Mann, der sich nicht leicht etwas vergab, mußte eines Tages mit einem Juden zusammen Wache stehen und hatte ein altes Gewehr ohne Feuerschloß erhalten, darüber schüttelten die Leute arg den Kopf. Ueberhaupt gab es wohl keine Klasse der Bevölkerung, auf welcher die Verhältnisse schwerer lasteten, als die Geistlichkeit. Ihre Einnahmen hatte die Regierung mit Beschlag belegt, ihre Amtsthätigkeit war gehemmt, ihre Stellung zum Volke in jeder Weise untergraben. Der Dechant

des Münsterstifts, Radermacher, reichte deshalb am 5. Mai eine Beschwerdeschrift ein, worin er ihre Lage auseinandersetzte und um Abhülfe bat. Er sagte, daß ihnen die versprochenen Pensionen nicht ausgezahlt würden und sie geradezu auf das Betteln angewiesen seien. „Ohne Verletzung der erzbischöflichen Gesinnungen könnten sie den Wachtdienst nicht persönlich versehen, in ihrer erbarmungswürdigen Lage seien sie aber auch außer Stande einen Stellvertreter für derartige Dienste zu bezahlen.“ Der Magistrat legte auch wirklich ein gutes Wort bei der Regierung ein, welche ihnen Erleichterung verschaffte.

Am 6. Mai waren von der ausgeschriebenen Kontribution von drei Millionen livres noch zwei Drittel im Rückstande und auch keine Aussicht vorhanden den Regisseur Durbach, welcher auf Zahlung drang und am 24. Flor. (13. Mai) sogar Exekution in Aussicht stellte, zu befriedigen. Um den angedrohten Zwangsmaßregeln zu entgehen, beschloß der Magistrat 2000 Rchsthlr. leihweise aufzunehmen, welche der Rathsverwalter Becker gegen Ausstellung einer zinsbaren Schuldverschreibung vorschoß.

Bei dieser Gelegenheit wurde von dem Stadtrentmeister Bertrams eine Aufstellung gemacht, wie hoch sich die Kriegsausgaben der Stadt in der kurzen Zeit vom 21. März bis zum Ende April 1797 belaufen haben. Dieselben hatten 1127 Rchsthlr. 18 Stüber betragen. Die Einnahme der Stadt während dieser Zeit stellte sich heraus auf . . . . 704 R. 58 Stbr. 12 H.
die Ausgabe dagegen auf . . . . 618 „ 26 „ — „
es war also ein Kassenbestand vorhanden von 86 R. 32 Stbr. 12 H.

Um die Zahlfähigkeit der Bürger beurtheilen zu können, verlangte die Regierung ein Verzeichniß aller Gewerbtreibenden. Sie mußten nach ihrem Betriebe in vier Klassen eingetheilt werden, wonach dann ihre Heranziehung zu den Steuern, welche immer unerschwinglicher wurden, erfolgen sollte. Die allgemeine Noth erreichte wieder eine solche Höhe, und die Regierung zeigte sich so unwillfährig der traurigen Lage der Stadt Rechnung zu tragen, daß der Magistrat am 11. Prairial (30. Mai) den Entschluß faßte, zwei Rathsmitglieder nach Paris zu senden und um Abhülfe zu bitten. Der Scheffen-Burgemeister Mastiaux und der

Burgemeister Rozzoli erhielten diesen Auftrag und führten ihn auch aus. Als die Regierung von diesem Entschlusse Kenntniß erhielt, stimmte sie demselben bei, wobei sie erklärte, daß sie den Verhältnissen gern Rechnung tragen möchte, es liege jedoch nicht in ihrer Macht. Sie befand sich auch wirklich in einer üblen Stellung. In Paris verlangte man Geld, und ein Keil trieb den anderen, so daß sie es selbst nicht umgehen konnte, den Platzkommandanten anzuweisen, das zur Exekution gegen die säumigen Kontributionszahler erforderliche Militair zur Verfügung zu stellen.

Zu all diesem Unglücke trat nun auch wieder eine große Viehseuche auf. Der Hauptviehpark befand sich damals in der Gronau, wo täglich so viele Kühe und Ochsen starben, daß man sogar den Burgemeister Mastiaux und den Professor Rougemont, welcher Menschen- aber kein Thierarzt war, aufforderte Vorkehrungen zu treffen, um dem Uebel Einhalt zu thun. Diese sorgten vor Allem für die nöthige Ordnung und beauftragten den Waasenmeister Matheis in Poppelsdorf täglich mehrmals das gefallene Vieh abzuholen und auf der sogenannten „Haselburg“ unterhalb des Venusberges zu vergraben. Ueberall in der Gegend lag bisher das krepirte Vieh auf den Straßen und verpestete die Luft. In wenigen Tagen waren kurz vorher von 50 Kühen 17 in der Gronau gefallen, die Franzosen zogen den Thieren das Fell ab und warfen das Aas in den Rhein. Die Fleischpreise stiegen mit jedem Tage. Wenn auch die Regierung auf's Strengste den Verkauf des kranken Fleisches verbot, so wurde es doch feil geboten. Die natürliche Folge davon war, daß die Seuchen immer mehr um sich griffen. Schließlich wollte Niemand in der Stadt mehr Fleisch essen. Man griff damals auch zuerst nach dem Genusse von Pferdefleisch. Diebstähle von Pferden kamen deshalb täglich vor. Trotz der strengsten Aufsicht wurden sie den Truppen heimlich aus den Ställen geholt. Dies konnte jedoch nur dadurch geschehen, daß die Soldaten selbst den Dieben behülflich waren oder die Thiere unter der Hand verkauften. Als die Regierung die Gemeinden hierfür verantwortlich machen wollte, erkärte aber Hoche unterm 20. Prairial (8. Juni), daß sie hierfür nicht aufzukommen hätten und die Truppen die geeigneten Maßregeln ergreifen müßten um ihren Viehbestand zu schützen. Bis dahin hatte man stets die Gemeinden zum Ersatze angehalten.

Die Aufbewahrung des Viehs wurde überhaupt sehr unordentlich betrieben. Im Hofgarten fanden sich am 30. Mai zwei herrenlose Thiere, ein Ochse und eine Kuh, angebunden. Der conducteur des bestiaux nahm sie in Beschlag, verwahrte sie einige Tage und schlachtete sie dann. Er wurde zur Verantwortung gezogen und erklärte es sei kein „republikanisches Vieh“ und die Worte „P. S.“ und „W. W.“ ihm nicht aufgebrannt gewesen, deshalb habe er sich berechtigt geglaubt dasselbe bei der allgemeinen Nothlage zu verwerthen. Das Fleisch wurde vorläufig eingesalzen und, als sich kein Eigenthümer meldete, den Soldaten überwiesen und verzehrt.

Der Stadtmajor und Rathsverwalter Klever war zu dieser Zeit gestorben, an seine Stelle wurde Boosfeld zum Stadtmajor ernannt. Bei seiner Einführung befolgte man ganz die alten Formalitäten, wie zur früheren kurfürstlichen Zeit. Am 24. Flor. (13. Mai) fand deshalb eine feierliche Rathssitzung im großen Rathhaussaale Statt. Die Freunde der Zwölfter und die Gefreiten der Bürgerschaft waren zugegen. Alle Stadtfahnen hatte man ausgestellt. Mit bedecktem Haupte und dem Degen an der Seite mußte er den „Sponton“ in der Hand halten, an welchem die städtischen dreifarbigen Zeichen hingen, und den Majorseid leisten. Der Scheffen-Burgemeister richtete demnächst an alle Anwesende die Aufforderung den neuen Stadtmajor vorkommenden Falls in seinen Eigenschaften anzuerkennen und zu ehren, worauf eine allgemeine feierliche Begrüßung Statt fand.

Wahrscheinlich hatte die Maßregel, daß jedesmal Abgesandte des Stadtraths den Sitzungen der Regierung beiwohnen sollten, zu Unzuträglichkeiten geführt, deshalb traten die Städte Ahrweiler, Andernach, Bonn und Neuß zusammen und wählten in der Person des Geh. Raths Schmitz einen gemeinsamen Geschäftsträger, welchen sie verpflichteten das Beste der Städte zu vertreten und den Sitzungen beizuwohnen. Diesem wurde ein monatlicher Gehalt von 100 Reichsthlrn. zugebilligt, wozu die vier Städte gleichmäßig beisteuerten. Auch nahm man es in Aussicht die Zahlung der Gehälter an die städtischen Beamten zu regeln. Die Burgemeister, der Stadtrentmeister und Stadtsekretair sollten aus der Stadtkasse einen monatlichen Gehalt von 120 livres beziehen, mit der Bezahlung sah es aber stets schlecht aus. Die

Tafelgelder für die Generale wies die Intermédiaire commission zur Zahlung auf die Hauptkasse an.

Die Stadt befand sich stets in der größten Geldklemme, sie wurde von den Gläubigern unausgesetzt gedrängt, der Abschluß, welchen der Stadtrentmeister für den Monat Mai aufstellte, war sehr ungünstig:

Die Ausgabe hatte betragen	4441 R.	47 Stb.	8 H.
" Einnahme dagegen	3500 "	— "	— "
also ein Minderbetrag von ...	941 R.	47 Stb.	8 H.

Im Juni stellte sich das Defizit sogar auf 1344 R. 30 St. 1 H. heraus, im Juli betrug es 127 R. 16 St. 4 H.

Die Absendung der Deputirten nach Paris verzögerte sich sehr lange, weil man ihnen sehr umfangreiche Listen über die Ausgaben der Stadt mitgeben wollte. Das wichtigste Verzeichniß war das über die gelieferten Lieferungen, welches sich auf den Zeitraum vom 17. Vendem. III (8. Oktbr. 1794) bis zum Ende des Fruct. V (16. Septbr. 1797) erstreckte. Nach demselben hatten dieselben betragen:

a. Lieferungen für die Generale	8,281 R.	5½	St.
b. " zum état major	600 "	30½	"
c. Fruchtlieferungen	905 "	21½	"
d. Fouragelieferungen	443 "	29¾	"
e. chauffage- "	219 "	56	"
f. Spitals- "	34,154 "	31¼	"
g. Fleischlieferungen	708 "	24	"
h. Lieferungen zum convoi militaire .	1,590 "	21	"
i. " zu Pferdebeschlägen ..	333 "	37	"
k. " zum Militair-Prison .	117 "	50	"
l. " zur Militairbäckerei ..	8,146 "	8	"
m. Gestellte Arbeiter	458 "	20	"
n. Besondere Lieferungen	13,528 "	11½	"
Summa ..	69,487 R.	46	St.

oder in livres 217,526,17.

Für die letzte Hälfte des Jahres V war die den eroberten Landen auferlegte Kontribution auf 12 Millionen festgesetzt worden, wovon 1,750,680 livres auf den Bezirk Köln fielen. Ein Drittel mußte baar erlegt werden, für die Stadt Bonn war

die Gewerbesteuer bemessen zu . .	6,000	livres,
„ sonstige Steuer intra muros .	8,184	„
„ „ „ extra muros	10,362	„
Summa . . .	24,546	livres.

Von diesen Beträgen sollten zwei Drittel binnen 8 Tagen (vom 7. Therm. (25. Juli) ab gerechnet), der Rest zur Hälfte vor Ablauf des Monats Thermidor, die andere Hälfte im Fructidor an den damaligen General-Empfänger Dumoulin unter Strafe der Exekution eingezahlt werden. Zur Aufbringung dieser Summen beschloß der Magistrat eine allgemeine Umlage auf die Meistbegüterten, es hielt aber sehr schwer das Geld aufzutreiben und kam zu vielfachen Militairexekutionen. In Bezug auf die dem Bonner Banne auferlegten Naturalabgaben wurde angeordnet, daß die bereits ausgeschriebenen Früchte doppelt geliefert und die den Weingärtnern auferlegten drei Stüber für den Morgen bei der günstigen Erndteaussicht drei und dreißigmal vervielfältigt angenommen werden sollten.

Der General Hoche kann am wenigsten für diese Ueberbürdungen verantwortlich gemacht werden, denn er zeigte sich bei jeder Gelegenheit als ein edler rücksichtvoller Mann. Wenn ihm Klagen vorgetragen wurden, so bewies er sich stets bereit zu helfen. So erließ er scharfe Verordnungen gegen die Weinbergdiebe und am 25. Prairial V (13. Juni) hatte er bereits aus dem Hauptquartier Friedberg jene bekannte Verfügung abgeschickt, wodurch er die unberechtigten Forderungen und Requisitionen der Verwalter, Agenten u. s. w. zu hemmen suchte. Eine Menge dieser Leute trieben sich hier und in der Umgegend herum, es befanden sich unter Anderen allein 60 hier, welche sich als Anhang zu den Spitälern betrachteten, aber ohne Beschäftigung waren. Auf Befehl des Obergenerals wurden sie Alle, so wie diejenigen, welche zu den früheren Regierungen gehörten und kein Amt bekleideten, aus der Stadt gewiesen. Für die Generale setzte Shée auch die Tafelgelder nach einer bestimmten Taxe fest. Nach derselben durfte ein General nicht mehr mehr als 9 livres, ein Divisions-General 15 livres und ein General mehrerer Divisionen und der chef d'état major general nur 30 livres beanspruchen.

In Endenich befand sich in der Mitte des Sommers ein

Artilleriepark mit einem großen Pulvermagazine, welches den Bewohnern des Ortes viele Sorge verursachte. Zu Muffendorf lagen 80 Mann zu Fuß und 90 Pferde vom 6. Husaren-Regimente, in gleicher Weise waren die anderen umliegenden Ortschaften mit Einquartirung bedacht. Auf die Fremdenkontrole hielt man ein sehr strenges Auge. Alle Häuser in Bonn wurden im Fructidor neu numerirt, um einen Anhaltspunkt für die Unterbringung der Soldaten zu haben. Den Bemühungen von Hoche und Shée ist es hauptsächlich zu danken, daß sowohl das Einquartirungs- als Lieferungswesen etwas mehr geordnet wurde. Sämmtliche Gastgeber und Wirthe erhielten die Weisung keine durchreisende Administrateure und Agenten länger als 24 Stunden zu beherbergen und zur Aufrechthaltung dieser Maßregel täglich einen Nachtzettel an den Platz-Kommandanten einzureichen. Im Falle ein Berechtigter eine Forderung stellte, mußte er für das Gelieferte jedesmal einen Bon ausfertigen und abgeben, dessen Einlösung dem Landrentmeister Nettekoven oblag. Am 27. Therm. V (14. August 1797) erließ die Intermediaire commission eine wichtige Verfügung, welche für die Preßfreiheit von gutem Erfolge zu werden versprach. Es wurde darin festgesetzt, daß es jedem Einwohner gestattet sein solle seine Gedanken durch den Druck zu veröffentlichen, ohne eine Censur zu erleiden. Die Postmeister erhielten die Befugniß alle Schriften ohne Unterschied anzunehmen und zu befördern. An die Militair-Kommandanten erfolgte das Ersuchen die Preßfreiheit zu schützen und nur darauf zu sehen, daß Niemand sie zur Störung der öffentlichen Sicherheit mißbrauche.

Diese Verordnung wurde sofort unter Trommelschlag in der ganzen Stadt verkündigt und erregte allgemeine Freude in der Bevölkerung. Man betrachtete das unerwartete Entgegenkommen der Regierung als den ersten Schritt, um den Einwohnern der eroberten Lande ihren Theil an den Freiheiten zukommen zu lassen, welche ihnen als gleichberechtigten Bürgern der Republik versprochen waren, von denen sie aber noch nichts genossen hatten. Am meisten aber jubelten ihr die sogenannten Patrioten oder Freiheitsfreunde entgegen, welche nun die Stellung ausbeuten zu können hofften, um die Gründung eines selbständigen rheinischen Freistaates in's Werk zu setzen und der Wiederkehr der alten kur-

fürstlichen Herrschaft ein für alle Mal ein Ziel zu setzen. Dieser Freistaat sollte heißen:

Die cisrhenanische Republik.

Gall und Geich als Gegner. Neue Pflanzung von Freiheitsbäumen. Protest der Zünfte gegen die cisrhenanische Republik. Eschweilers Auftreten.

In Bonn gab es nur eine kleine Anzahl Feuerköpfe, welche der Gründung dieses Freistaates das Wort redeten und sich „Konföderirte, Patrioten und Feiheitsfreunde" nannten, im Volke hießen sie Klubisten und Cirkler. Sie schreckten persönlich vor keinem Mittel zurück, wodurch sie hofften ihrem Ziele näher zu rücken. Verläumdungen und Anschwärzungen waren die beliebten Mittel, wodurch sie die Widerstrebenden unschädlich machten, die Säumigen suchten sie durch feurige Reden heranzuziehen. Da die Regierung und der General Hoche ihren Bestrebungen günstig waren, so gewannen sie eine kurze Zeit lang großen Einfluß in der Stadt und hielten den Magistrat und den besseren Theil der Bürgerschaft in einem gewissen Schrecken. An ihrer Spitze stand Gall aus Aldenhoven, welcher während des vierten Jahres der französischen Republik chef du bureau des petitions in Aachen gewesen war. Als nach kurzer Auflösung der Bonner Universität dieselbe wieder eingerichtet werden sollte, bewarb er sich um einen Lehrstuhl, hielt es jedoch unter seiner Würde seine Befähigung dazu nachzuweisen. Er stützte sich auf seinen patriotischen Ruf und drang mit seinem Gesuche durch. Ihm wurden dieselben Fächer gegen den Willen der Professoren übertragen, welche früher Eulogius Schneider gelehrt hatte. Diese Stellung benutzte er dazu, in der Universität und im bürgerlichen Leben die republikanischen Grundsätze zur Geltung zu bringen. Von den Bonner Bürgern stand ihm keiner so treu zur Seite als Dr. Anschel, der Letztere scheint aber gutmüthiger gewesen zu sein. Ihr Gefolge bestand in jungen Leuten, Wenigen, die man zu den Gebildeten rechnen konnte und einigen Handwerkern, die selbst unklar im Kopfe, willenlos ihren Führern folgten. Auf dem Lande war besonders der ehemalige Franziskaner Geich und Herausgeber der Bonner Dekadenschrift thätig. Er bereiste als

Civilkommissar die umliegenden Orte um für die cisrhenanische Republik, welche ein Gegenstück zu der von Bonaparte in's Auge gefaßten cisalpinischen Republik sein sollte, zu werben.

Es handelte sich vorläufig um formelle Punkte und zwar 1) um die Abfassung von Zustimmungslisten, worin die Landesbewohner durch möglichst viele Unterschriften den Wunsch nach Gründung einer verbündeten Republik ausdrückten, 2) um die Annahme der cisrhenanischen Farben — grün-roth-weiß, und 3) um die Pflanzung von neuen Freiheitsbäumen.

Gall hatte Verbindungen mit den Kölner Freiheitsfreunden angeknüpft und bereits im Anfange des Therm. dem Präsidenten der Mittelkommission Shée die größte Betheiligung der Bevölkerung in Aussicht gestellt. Seine Mittheilungen fanden die günstigste Aufnahme, diese Unterredung war ohne Zweifel auch die Veranlassung gewesen das Gesetz über die Preßfreiheit zu erlassen, um den Patrioten Raum für ihre Bestrebungen zu verschaffen. Von der Annahme der cisrhenanischen Farben waren die Landeseinwohner im Ganzen wenig erbaut. Wenn die Errichtung von Freiheitsbäumen auch keinen großen Beifall fand, so eiferten die Eingesessenen doch deshalb weniger dagegen, weil sie dadurch Gelegenheit fanden unter patriotischem Vorwande ihren Holzbedarf zu stehlen. Massenweise zogen sie in die bereits arg gelichteten Wälder um Festmaien zu holen, so daß sich die Regierung veranlaßt sah das strengste Verbot dagegen durch Trommelschlag verkünden zu lassen. Die harten Maßregeln, welche man im August gegen die Säumigen und Verweigerer der Steuerzahlung ergriff, war den Bestrebungen der Patrioten nicht günstig. In Köln hatte man den ganzen Rath wegen eines solchen Widerstrebens gefangen genommen und fünf Mitglieder desselben, die Herren v. Hilgers, Wittgenstein, Dumont, Heinsberg und Dolleschall hierher in's Zuchthaus geschleppt, bald aber unter Bewachung im Wittgenstein'schen Hause untergebracht. In Bonn arbeiteten die Patrioten auch daran den Magistrat zu beseitigen, um das Heft vollständig in die Hand zu bekommen.

Daß die Mitglieder der früheren kurfürstlichen Behörden sämmtlich weder der französischen Herrschaft überhaupt, noch der neuen Wendung der Dinge günstig gestimmt waren, wußten Alle.

Hoche hatte in der wohlmeinenden Absicht zur allgemeinen Beruhigung beizutragen sie wieder in ihre Stellungen eingesetzt, es unterlag aber keinem Zweifel, daß man bei der Gründung eines selbständigen Freistaats, wodurch die Wiederkehr zu den früheren Verhältnissen immer weiter in die Ferne gerückt wurde, unbedingt auf den Widerstand der Behörden rechnen mußte. Ihre Beseitigung gehörte somit fast zu den Vorbedingungen, und es handelte sich blos um den Zeitpunkt, wann diese Frage in den Vordergrund treten werde.

Am 14. August 1797 war der cisrhenanische Freiheitsbaum bereits in Koblenz unter vielem offiziellen Jubel, aber bei geringer Betheiligung der Bevölkerung, gepflanzt worden, drei Tage darauf geschah dasselbe unter ähnlichen Verhältnissen in Köln. Die Bonner Patrioten benutzten die nächsten Tage darauf, um die Orte der nächsten Umgebung mit Freiheitsbäumen zu beglücken. Den günstigsten Boden fanden sie in Rheinbach, „dem Lande der Freiheit“, wo sie unter dem Vorsitze des Scheffen Müller ein gelungenes cisrhenanisches Fest in's Werk setzten. Auch in Flerzheim, sowie in Lengsdorf, wo sich der Pastor Schloesser als tüchtiger Freiheitsmann bewährte, gingen die Feierlichkeiten unter mehr oder weniger Betheiligung vor sich, so daß Gall über den Erfolg vollständig zufrieden war.

In Bonn selbst gab die am 10. August Statt findende Feier der Absetzung des letzten Tyrannen, Ludwig XVI., Gelegenheit mit den Bestrebungen der cisrhenanischen Patrioten offen an das Tageslicht zu treten. Es war im Hofgarten auf der Stelle, wo jetzt das bis vor Kurzem als Anatomie benutzte Gebäude steht, in Erinnerung an das altrömische Forum eine Erderhöhung aufgeschüttet worden, von der Shée eine Rede hielt, die auf die Wendung der Dinge Bezug hatte. Unter Absingung patriotischer Lieder, unter denen der Marseillergesang keine geringe Rolle spielte und unter Begleitung von Musik gaben sich die Freiheitsfreunde alle Mühe das Volk in die gehörige Feststimmung hinein zu bringen, die Bürger aber schüttelten die Köpfe und hielten sich möglichst fern von den Kundgebungen. Abends war dort großes Lustfeuerwerk, in der Stadt jedoch herrschte Stille, denn die meisten Häuser wurden, da man Belästigungen und Mißhandlungen befürchtete, verschlossen gehalten. Die Regierung, d. h. die Mittelkommission

und die Cisrhenanen ließen sich jedoch durch diesen Mißerfolg nicht beirren, sondern suchten Alles für das in Aussicht genommene große Freiheitsfest vorzubereiten.

An demselben Tage (1. Zusatztag V. — 17. Septbr. 1797), als die Cisrhenanen in Köln den auf einer Säule ruhenden bronzenen Kopf des im Jahre 1686 hingerichteten Aufrührers Jülich von dem nach ihm benannten Platze entfernten, ihn auf einem Sammetkissen nach dem Rathhause brachten und vor dem letzteren einen neuen Freiheitsbaum pflanzten, begannen auch hier die Vorbereitungen zu dem großen Feste, welches am ersten Tage des sechsten republikanischen Jahres in's Werk gesetzt werden sollte. Es wurde durch Trommelschlag verkündigt, daß am 1. Vendemiaire (22. Septbr.) ein jeder Bürger sein Haus zu beleuchten habe. Der Platz-Kommandant verlangte von der städtischen Behörde die Gestellung von fünfzig Leuchtlaternen, welche nach seiner Anordnung so frühzeitig anzubringen seien, daß die Beleuchtung um 8½ Uhr Abends beginnen könne. Zugleich forderte er ein Verzeichniß aller in der Stadt befindlichen Musikanten, welche ihm für den ganzen Tag zur Verfügung stehen sollten. Gleichzeitig ging ein Schreiben der Regierung bei dem Magistrat ein, worin angeordnet wurde, daß der hiesige Maar- oder Dietkircher Hof einen Wagen und vier Pferde zu stellen habe, um unverzüglich einen dreißig Schuh hohen Baum von Roetgen zu holen. Der Maarhalfe Moll wurde mit der Ausführung dieses Befehls beauftragt.

Um halb 1 Uhr Nachm. erschien dann ein Regierungskanzellist vor dem unausgesetzt tagenden Stadtrathe mit dem Auftrage, vier Mitglieder des Stadtraths sollten sich sofort zur Regierung verfügen. Alle diese Maßregeln verursachten nicht geringe Bestürzung. Der Scheffen-Burgemeister Pasch, der Burgemeister Rozzoli, der Rathsverwandte Kitz und der Stadtrentmeister Bertrams begaben sich ohne Aufenthalt dorthin. Als sie zurückkehrten berichteten sie, es sei ihnen ein Schreiben, welches die inwendige Ueberschrift: „Die cisrhenanische Konföderation an den Magistrat zu Bonn" geführt habe, vorgelesen worden. Man habe sie aufgefordert ihre Ansicht hierüber zu äußern, sie hätten jedoch erklärt, daß sie vor der Rücksprache mit ihren Amtsgenossen sich nicht hierzu für befugt hielten und sie darum ersuchten denselben das

Schreiben mitzutheilen, was bewilligt worden sei. Der Magistrat sandte nach Kenntnißnahme der Verfügung wieder vier Deputirte an die Regierung um seinen Beschluß kund zu geben, daß er der Aufforderung nicht Genüge leisten könne. Den versammelten Zwölftern empfahl der Magistrat ihre Genossen und das Volk aufzufordern sich an jenem Tage ruhig zu verhalten. Den vier Deputirten wurde von der Regierung auf ihre Mittheilung die Antwort gegeben, daß „hierbei ein Jeder seinen freien Willen habe". Dieser Bescheid war einer Absetzungsverfügung gleich.

Am 21. Septbr. erhielt der Reg.=Rath Kley folgenden Erlaß der Regierung des Kölnischen Landes:

„Wir ertheilen euch den Auftrag das in der Urschrift anliegende arreté den Betheiligten auf der Stelle bekannt zu machen und dasselbe in Vollziehung zu bringen, wonach wir diesemnach euern Bericht erwarten.

Bonn, den 21. Septbr. 1797.

Von Regierungswegen
Eilender, Sekretair."

Das Arreté lautete in der Uebersetzung wie folgt:

„Verwaltung der
eroberten Lande.

Auszug aus den Berathungsprotokollen der Mittelskommissionssitzung von Bonn. Sitzung des 4. Zusatztages V der franz. Rep.

Mit Rücksicht auf die Nothwendigkeit der Umwandlung der städtischen Behörde zur Vermeidung der Ausgaben auf Kosten des Volks;

Mit Rücksicht auf das gleichzeitige Bedürfniß sie aus solchen Mitgliedern zusammenzusetzen, deren Eifer und Fachkenntniß eine gute Verwaltung gewährleisten;

In Anbetracht, daß nach diesem Grundsatze der Magistrat von Bonn ausreicht, wenn er aus fünf Mitgliedern besteht;

Verfügt die Mittelkommission wie folgt:

Art. 1.

Der Magistrat der Stadt Bonn soll von heute ab bestehen aus den Bürgern Schleiden, Bertrams, Rospatt, den jetzigen

Mitgliedern des Raths, Bornheim und Eschweiler. Der Letztere soll Vorsitzender und Caramé Sekretair sein.

Alle früheren anderen Mitglieder des Magistrats haben ihre Geschäfte einzustellen.

Art. 2.

Die gegenwärtige Verfügung ist an die städtische Verwaltung gerichtet, welche die nothwendigen Maßregeln zu deren Ausführung ergreifen wird.

Für den gleichlautenden Auszug
Shée, Präsident.
Für die gleichlautende Abschrift
Windeck, Sekretair."

In Folge dieser Verordnung traten die Herren Pasch, Mastiaux, Rozzoli, Kitz, Becker, Ruland und Boosfeld mit dem Stadtsekretair Ordenbach aus dem Stadtrathe. Gall war der Erste, welcher den Mitgliedern der neu eingesetzten Municipalität seinen Glückwunsch darbrachte. Er schrieb ohne Datum wie folgt:

„Die westrheinische Konföderation
an die Municipalität in Bonn.

Bürger!

Wir vernehmen, daß die intermédiaire commission euch zu Beförderern des städtischen Wohls bestimmte. Wir nehmen den wärmsten Antheil an dieser glücklichen Wahl, welche wahrhaft anerkannte Patrioten getroffen hat. Ueberzeugt also von euerm Biedersinn und Liebe für die allgemeine gute Sache fordern wir euch auf, der feierlichen Pflanzung des Freiheitsbaums beizuwohnen. Wir erwarten euch zu diesem Ende Morgen früh 9 Uhr bei dem Sitzungsorte der intermédiaire commission und ersuchen euch zugleich diesen festgestellten Tag durch die Gegenwart aller euerer Beamten, Employes und sämmtlicher Zünfte durch die bei sonstigen feierlichen Zügen gewöhnlichen Zeichen, auch allenfalls durch ein Te Deum in der Kirche zu verherrlichen.

Im Namen der westrhein. Conföderation
Gall."

Wie es in revolutionären Zeiten oft der Fall ist, daß die größten Schreier sich in den Vordergrund drängen und eine Zeit lang eine gewisse bestimmende Gewalt erlangen, so sehen wir auch hier den in seinem Fache untauglichen Professor eine politische Rolle spielen, die durch die Kühnheit seines Auftretens nicht ohne Wirkung blieb. Der Secretair général Carame erließ in Folge des Gall'schen Schreibens am Morgen des Festes den Befehl, daß sämmtliche Pfarr-, Stifts- und Klosterkirchen von $^1/_2$12 bis 1 Uhr Nachm. mit allen Glocken während der Feier läuten lassen sollten, wobei die Hauptpfarre St. Remy den Anfang zu machen habe. Die Armen der Stadt wurden gegen 12 Uhr zum Rathhause geladen, wo der Magistrat 800 halbe Schwarzbrode unter ihnen vertheilen lassen wollte. Eine Menge Leute fanden sich dort ein, mehrere aber verweigerten trotz der herrschenden Theuerung die Annahme des Brodes. Wie Fischenich erzählt, hat er besonders bei dem Volke dahin gewirkt, die Annahme der Lebensmittel auszuschlagen. Außerdem ersuchte noch die Mittelkommission die Mitglieder des Magistrats mit „Mes dames leurs épouses" um 3 Uhr Nachmittags in den englischen Hof zu kommen, wo man den Jahrestag der Republik noch durch eine besondere Festlichkeit begehen werde.

Welche Aufnahme diese Bestrebungen der cisrhenanischen Freiheitsfreunde fand, bewies ein Schreiben, welches von den zwölf Zünften der Stadt gegen 12 Uhr Mittags am 1. Vend., also gerade vor dem Anfange der Feier, bei der Mittelkommission einlief. In demselben heißt es:

„Mit Erstaunen hören wir die Dinge, die für unsere Stadt im Werden sind. Man will uns einen neuen Freiheitsbaum pflanzen, uns zur unabhängigen Republik bilden. Ist dies ein Werk der französischen Republik oder ein Instinkt unserer Bewohner? Ersteres glauben wir nicht, denn wir haben als ein friedliebendes Volk uns immer den Befehlen der Republik bei unserer bisherigen Verfassung gefügt. Wir haben die schwersten Einquartirungen, Kontributionen und Kriegslasten gehorsam getragen, geduldig fühlen wir unseren Untergang dadurch, wir gaben der französischen Republik also keine Ursache uns umzuschaffen. Sie pflanzte uns schon bei ihrem Einzuge einen Freiheitsbaum, der wirklich noch unverletzt steht, wozu also ein zweiter?

Ist Letzteres — so erklären wir einstimmig, daß wir nie den Wunsch, noch geäußert haben, uns in eine unabhängige Republik umgeschafft zu sehen, sind es auch einige, doch wenige unruhige Köpfe, die hierauf einen Antrag machen, so kann solches doch nie gesetzlich gelten, wenn er durch die Mehrheit der Stimmen nicht unterstützt ist. Die Regierungsform unseres Landes entsprach immer unseren Wünschen und zufrieden damit lebten wir glücklich darunter. Auch selbst unter dem Drucke eines beispiellosen Krieges bezeigten wir diese Zufriedenheit. Leute, von Eigennutz und bösen Absichten getrieben, können es also nur sein, die ein Anderes wollen, denen wir also auch nicht beipflichten. Wir wollen uns zwar der gesetzlichen Macht nicht widersetzen, aber wir glauben doch frei erklären zu dürfen, daß wir keine Umschaffung fordern, die mit dem falschen Namen der Bürgerschaft von einigen wenigen gesucht wird, weil solche nur den Zunder zu verderblicher Unruhe legen und die Folge für die öffentliche Ruhe und das Vermögen und Leben mancher redlicher Bürger gefährlich sein würde.

Bürger commissaires! Hört die einhellige Stimme unseres gutgesinnten Volkes! Wir sind mit unseren Formen, in denen wir aufwuchsen, mit unseren Gesetzen, mit unseren Vorgesetzten und Stadtrath zufrieden, wir haben keine Ursache, ihre Entfernung zu wünschen, warmen Dank sprechen wir hingegen der weisen Anordnung des Herrn Ober-Generals Hoche aus, der uns solche herstellte, und so protestiren wir wider jeden Antrag, der fälschlich in unserem Namen auf Umschaffung, auf Unabhängigkeit und eine Verdoppelung des Freiheitsbaums allenfalls geschehen ist, und so lange das Loos des Friedens nicht über uns entscheidet, laßt uns wenigstens in unserem jetzigen Zustande das Ueberbleibsel unseres Glückes, das uns selbst die Wuth des Krieges ließ, nämlich die Ruhe in unseren friedlichen Mauern genießen und jene Entscheidung zufrieden abwarten! Erfüllet die theuern Verheißungen, die eure Nation durch ihren Stellvertreter Gillet in seinem Aufrufe vom 17. Vend. III uns heilig that: daß ihr euch nicht in die Regierungsangelegenheiten anderer Völker mischen, daß ihr ihnen die Freiheit nimmermehr aufdrängen wollet. Verwerft ohne die Stimmenmehrheit die einzelnen Anträge einiger Ruhestörer, die den Unwillen eines ruhigen Volkes nur gebären, und beglückt uns damit in unserer Form bis zum Frieden unge-

ändert zu leben, und wir und unsere Nachkömmlinge werden dann immer diese Gerechtigkeit der französischen Republik preisen.

Gruß und Achtung.

Louis Gatzemeier Protokollist des Stadtbönner Zwölfter-Kollegiums. Louis Eisweiler der Brauereizunft Amtsmeister. Alb. Rech Schneider, M. Pauli Weber, Mich. Beißel Schreiner, Pet. Brewer Faßbinder, F. A. Mehlem Amtsmeister, Henr. Baaden Glaser, Chri. Kuchem Schuster, Math. Nostis Bäcker, Abermantel Metzger, Jos. Pfeifer Schmidt."

Aus diesem Schriftstücke läßt sich nicht die geringste Zuneigung zu der Republik überhaupt ersehen, wohl aber zeigt es deutlich, daß man die früheren Zustände sehnlichst zurückwünschte. Nebenbei tritt daraus ein großes Mißtrauen gegen die Cisrhenanen hervor, es scheint sogar so, als wenn man das ganze Bestreben derselben für einen Fallstrick ansah, auf welchen man sich ohne Gefahr nicht einlassen dürfe. Der Protest hemmte jedoch den Fortgang des Festes nicht.

Nach allen Seiten waren Einladungen zu demselben erlassen worden. Von Köln trafen rechtzeitig zwei Rathsmitglieder, die Bürger Oestgen und Eschweiler hier ein. Viele angesehene und unangesehene kölner Bürger befanden sich theilweise in Uniformen der neu zu gründenden Republik in ihrem Gefolge. Eine dreifarbige Fahne mit den Farben derselben wurde ihnen vorgetragen. Auch den bekannten Jülichskopf auf einem rothsammtnen mit goldenen Quasten und Trobdeln verzierten Kissen führten sie bei sich. Eine Deputation der hiesigen Cisrhenanen war ihnen entgegen gegangen, um sie feierlich zu begrüßen und dann im Festzuge nach dem Rathhause zu begleiten, wo sie von dem Magistrate auch freundlichst bewillkommt wurden. Im kaiserlichen Hofe hatte man ihnen auf Kosten der Stadt ein Unterkommen verschafft. Von Koblenz, Andernach, Rheinbach und mehreren anderen Orten sollen ebenfalls Abgeordnete eingetroffen sein, welche durch Bruderkuß und Handschlag stürmisch begrüßt wurden, es waren Auftritte, welche von vieler Aufregung der Betheiligten Kunde gaben.

Um 11 Uhr Vormittags fanden sich alle Festgenossen vor dem Rathhause ein. Die Mitglieder der Mittelkommission und des Magistrats mit vielen Generälen und Offizieren, welche sich

in dem Rathhaussaale versammelt hatten, begaben sich die große Freitreppe hinunter in den Kreis der Cisrhenanen, welche sie mit lautem Jubel und dem Rufe: vive la republique cisrhenane! empfingen. Darauf wurde unter Musik der bereit gehaltene frische Freiheitsbaum auf dem Platze zwischen der Fontaine und dem Rathhause und zwar etwas näher dem jetzigen Gasthofe zum Stern in die Erde gepflanzt. Eschweiler warf den ersten Spaten Grund auf die Wurzel des Baumes, Carame stand mit der Gießkanne neben ihm, um den Baum zu begießen. Der Unterschied zwischen dem früher gesetzten und dem jetzt eingepflanzten Freiheitsbaume bestand darin, daß der Erstere ein abgehauener Stamm, der Letztere aber eine grüne Föhre war, welche zum steten Andenken fortblühen sollte. Der Sprecher der hiesigen westrheinischen Konföderirten, Bürger Gall, ergriff demnächst das Wort und hielt eine höchst schwülstige Rede, welche begann: „Es ist ein herzerhebendes Schauspiel, das sich meinem Blicke darstellt. Ich sehe euch versammelt in brüderlicher Eintracht zum großen Feste der Freiheit. Der Geist eurer Vorväter, der freien Deutschen, beseelt euren Busen und schwellt ihn mit Hochgefühl. Ihr erklärt mit Mund und Herz, daß ihr freie Männer seid. Frankreichs öffentliche Gewalten hören es, eure Gattinnen und Kinder, freie Bürger von Köln, Koblenz und Rheinbach hören es, jauchzen euch zu und frohlocken über eure Entschließungen. Von nun ab spricht Frankreich nicht mehr mit einem eroberten, sondern mit einem freien Volke u. s. w." Die Rede schloß damit, daß Gall den weisen Geschäftslenkern an der Seine seinen ungeheucheltsten Dank aussprach, worauf der Präsident der Mittelkommission das Wort ergriff. Shée wünschte den Cisrhenanen Glück zu den an den Tag gelegten Gesinnungen und versprach sofort den Willen des Obergenerals in Erfüllung zu bringen und sie von allen Zehnten, Frohnden und anderen in dem Beschlusse vom 29. Fruct. aufgeführten Dienstbarkeiten zu befreien. Schließlich bemerkte er aber in seiner Rede, die Mittelkommission müsse zur Aufrechterhaltung der Ordnung und zur Verpflegung der Armee vorläufig noch die Verwaltung des Landes, vielleicht unter gewissen Abänderungen, wie sie die Lage der Sache erheische, in der Hand behalten. Zugleich ermahnte er die Patrioten, nicht nur den Ränken und Schleichwegen der Aristokraten entgegenzutreten, sondern sich auch

vor der Anarchie zu hüten. Diese Warnung war für die überspannten Hitzköpfe, wie es namentlich Gall und Eschweiler waren, recht am Platze, Beide hatten sich in dem Strudel jedoch so verrannt, daß die heftigsten Auftritte nicht lange auf sich warten ließen. Folgende Beamte und Bürger nahmen unter Anderen Theil an der Feier: Bouget, Gerolt, Holthoff, Speener, Koerfgen, die Zollbeamten und neuen Magistratsmitglieder, Anschel, Gall, Geich, Zimmermann Steinfeld, Schreiner Fingerhut, Goldschmied Koll, Gürtler Groß und der Zuckerbäcker Hermann, dessen Frau die Göttin der Vernunft vorstellte und von dem Koblenzer Deputirten Reineck geführt wurde. Die Räthe Fischenich und Detroux sowie die Kanzlisten Esch und Terbeden, welche sich von dem Feste fern gehalten hatten, erhielten ihre Dienstentlassung. Bei der Feier ereignete sich noch ein höchst komischer Vorfall. Ein Bauer hatte sich eingefunden und bis zum Freiheitsbaume vorgedrängt. Dort fand er zufällig seinen Platz hinter zwei Hauptpatrioten Geich und N....., welche Beide stark hinkten, so daß sie im gewöhnlichen Leben die Krummen genannt wurden. Als am Schlusse der Feier nun Eschweiler die Festgenossen aufforderte, sich zum Zuge zusammen zu ordnen, um einen Akt zur Herstellung der bürgerlichen Gleichheit auszuführen, indem man das Thor an der Judengasse einschläge, da schaute der Bauer seine beiden Nachbaren an und brach in ein gewaltiges Gelächter aus. Er rief: „Ich han hier zwei Krumme neben mir, die könnt Ihr zuerst gleich machen!“ Diese Worte zündeten so gewaltig, daß die ganze Versammlung ebenfalls ihrer Fröhlichkeit nicht Herr werden konnte. Ein lautes jubelndes Lachen, welches wohl eine Minute dauerte und von hin und her geworfenen Witzworten verstärkt wurde, drohte fast den Ernst der Feier zu stören. Der Bauer hatte sich aber rasch in dem allgemeinen Jubel zurückgezogen und war nicht aufzufinden, als man ihn ergreifen wollte.

Es ist über diese patriotische Festfeier ein amtliches Protokoll aufgenommen worden, welches von Shée unterschrieben ist und sich noch in der Urschrift in dem hiesigen städtischen Archive befindet. Dasselbe erwähnt nur die Deputationen von Köln, Rheinbach und Koblenz, welche mit ihren Fahnen um 1 Uhr Nachmittags auf dem Markte im Gefolge des Magistrats der Mittelkommission und des von einem Detachement der Garnison beglei-

teten Platz-Kommandanten Cellier erschienen seien. Hiernach scheint es auf Uebertreibung zu beruhen, daß, wie in anderen Notizen angegeben ist, noch mehrere Abgesandte rheinischer Städte sich eingefunden haben. Sie haben dieser protokollarischen Mittheilung zufolge einen Kreis gebildet, den Freiheitsbaum mit dreifarbigen Fahnen — weiß-roth-grün — geziert, und unter dem Läuten der Glocken, während die Musik patriotische Weisen spielte und unzähliges Volk „vive la republique francaise, vive la republique cisrhenane" — „es lebe die Freiheit" unaufhörlich schrie, eingepflanzt, nachdem die Fahnen der Deputationen auch an dem Baume befestigt worden waren.

Nach der Rede von Shée fiel die Musik wieder ein und unter steten Rufen setzte sich der ganze Festzug durch die Straßen der Stadt in Bewegung, wobei die Kölner das Jülichshaupt vortrugen. Der Anblick dieses Zuges muß ein höchst abenteuerliches Schauspiel geboten haben, die Theilnehmer geberdeten sich wie Verrückte. Sie umarmten und küßten sich unaufhörlich, wobei auch einige patriotische Freiheitsfreundinnen, die sich der Feier angeschlossen hatten, ihren Theil mit erhielten, Mützen und Hüte wurden unter Jubel in die Luft geworfen und wieder aufgefangen, dazu tönten die Glocken und dröhnten von allen Seiten Böllerschüsse. Seit einiger Zeit hatten die halb erwachsenen Jungen die Unsitte gepflegt, Raketen und Petarden auf die Straße zu werfen, welches schon mehrmals bei Prügelstrafe verboten worden war. An diesem Tage hatten sie freies Spiel, sie schleuderten ungestraft ihre Feuerwerkskörper unter das Volk und brachten viele Unordnung hervor. Der Festzug wandte sich zuerst über den Viereckplatz nach der Judengasse, wo man einen besonderen feierlichen Akt auszuführen beschlossen hatte. Der freie Verkehr der Israeliten litt in Bonn, wie an allen Orten des früheren Kurstaates, noch unter vielen Beschränkungen. Sie mußten in ihrer, nahe dem Viereckplatze und dem Rheine gelegenen Straße wohnen, auch durften sie sich bei feierlichen, namentlich kirchlichen Aufzügen, nicht in den anderen Theilen der Stadt sehen lassen. Die Judengasse wurde nach der Burgstraße zu Abends bei Sonnenuntergang durch ein festes hölzernes Thor abgesperrt, und es bedurfte besonderer Veranlassungen, wenn einem Juden nach dieser Frist der Austritt aus dem ihnen angewiesenen Viertel, welches

nach dem Rheine zu an die Stadtmauer grenzte, gestattet werden sollte. Die Cisrhenanen hatten beschlossen, diese Einschränkungen zu beseitigen und den Juden durch ein denkwürdiges Zeichen kund zu thun, daß sie von da ab gleichberechtigte Bürger einer freien Republik seien. Sie hatten mehrere Schreiner mitgenommen, welche Aexte trugen und sofort die Arbeit begannen, das Sperrthor zusammenzuschlagen. Im Innern der Judengasse standen die Bewohner mit ihren Familien im Feststaate und jubelten laut bei jedem Schlage, der auf das Thor fiel. Und als dasselbe nun einstürzte, drang das Festgefolge in das Judenviertel ein, die Judenmädchen, wenn sie schön und rein waren, wurden geherzt und geküßt und dann Hand in Hand dem Zuge eingereihet. Es wird berichtet, daß die Wege vom Michelsthore längs dem Komödienhause, im Hofgarten u. s. w., wo sich der Zug bewegte, damals in solchem Unstande gewesen seien, daß die Theilnehmer jeden Augenblick im Schmutze versanken.

Des Nachmittags um 3 Uhr fand ein Festessen im englischen Hofe Statt, wozu durch Schreiben der Mittelkommission sämmtliche Mitglieder des neuen Magistrats und die Führer der Cisrhenanen mit ihren Frauen eingeladen waren. Bei demselben fehlte es nicht an schwülstigen Reden und hoffnungsreichen Trinksprüchen, so daß die tollste Laune die Gesellschaft ergriff. Namentlich war das unbeschränkte Küssen an der Tagesordnung, und die lieben Bürgerinnen, von denen sieben anwesend waren, mußten sich schon die patriotische Zuneigung an diesem Tage gefallen lassen. Abends war allgemeine Beleuchtung der Stadt angeordnet. Die Patrioten wanderten durch die Straßen und gaben Acht, daß sich Niemand ausschloß. Es war auch gefährlich, die Beleuchtung zu unterlassen, denn die allzu aufgeregten Freiheitsfreunde warfen mit Steinen die dunklen Fenster ein und notirten einen Jeden in ihrer Fehmliste, welcher der Festfreude keine Rechnung getragen hatte. Die Cisrhenanen beherrschten die Stadt, ihre Macht dauerte jedoch nicht lange, denn bald traten unter ihnen die stärksten Meinungsverschiedenheiten hervor. Die Hauptwortführer derselben genossen einen eigenthümlichen Ruf. Vor Allen hielt man den Professor Gall für einen höchst gefährlichen Mann, der fähig wäre, im Interesse der Sache Freund und Feind gleichzeitig zu verrathen. Die Stadt konnte es wirk-

lich als ein Glück betrachten, daß er keinen Posten bei der Regierung bekleidete, denn hätte er die Gewalt besessen, so würde er vielleicht vor einer Robespierre'schen Rolle nicht zurückgeschreckt sein. Nebenbei war er jedoch feiger Natur und mißtrauisch im höchsten Grade. Dies zeigte sich besonders bald in seinem Verhältnisse zu Eschweiler. Er gönnte dem Letzteren die einflußreichere Stellung nicht und suchte dieselbe zu untergraben. Hierdurch entstand eine Rivalität zwischen Beiden, die ihre Macht bedeutend lähmte. Geich war ein Mann, welcher sein Wort schriftlich und mündlich zu führen wußte, es fehlte ihm aber die Ausdauer zum Handeln. Sein Auftreten forderte leicht zum Spott heraus. Dr. Anschel, Heinzen, Abshoven, Eiländer, Grabeler und die wenigen Handwerker und Bürger, welche sich der Bewegung anschlossen, waren untergeordnete Persönlichkeiten, welche sich wohl geschäftig, aber stets etwas zurückhaltend zeigten, wenn es sich um ein festes Auftreten handelte. Ihr Einfluß war nur gering, da auch ihr Benehmen sie oft dem Gelächter der Menge preisgab. Eschweiler galt allgemein als sehr überspannt, und wirklich zeigte er oft Spuren von Krankheit, die ihn die unüberlegtesten Streiche begehen ließ. Er hielt besonders darauf, daß ein Jeder die cisrhenanische Kokarde trage und ließ solche auch an die Stadtdiener vertheilen. Die Beamten aber weigerten sich, dieselben an den Hut zu stecken, weil das Volk Alle verhöhnte, an denen es diese Abzeichen bemerkte. Eschweiler entließ sie sofort, als sie sich nicht fügen wollten, und stellte an ihre Stelle Andere, welche sich bereit erklärten, die Kokarden zu tragen.

Gall hielt es für nothwendig, daß die Cisrhenanen eine geschlossene Gesellschaft bildeten und richtete deshalb an den Magistrat das Gesuch, der Vereinigung der Volksfreunde, als einer halb offiziellen, den großen Saal im Rathhause einzuräumen, welchen zur kurfürstlichen Zeit die Lese- und Erholungsgesellschaft benutzt hatte. Seiner Bitte wurde durch Eschweiler gewillfahrt, in der nächsten Nähe der städtischen Behörde tagte somit dann ein Klub, dessen verderbliche Thätigkeit sich auf alle Kreise der Stadt erstreckte. Dort war der Herd eines Spionirsystems, dessen Einflusse sich Niemand entziehen konnte und dem sie selbst gegenseitig verfielen.

Die eigentlichen französischen Behörden und Beamten konn-

ten sich, wie es scheint, selbst nicht in die Lage der Dinge finden. Ihren Verfügungen sah man eine gewisse Unsicherheit an. So veröffentlichte der Stadtkommandant am 4. Vend. eine Ansprache an das Volk, worin er aufforderte sich vor der Verhöhnung der Freunde der Republik zu hüten. „Seid ruhig, sagt er in derselben, hört die Stimme des Magistrats und der französischen Autoritäten und nicht die einzelner Intriguanten, welche sich stellen als dienten sie euerm Interesse, während sie nur dem Interesse einzelner privilegirten Klassen, deren Agenten sie sind, dienen.“ Die Ausdrucksweise ist so zweideutig, daß man eben so gut eine Drohung gegen die Cisrhenanen, als eine halbe Anerkennung derselben darin erkennen kann. Man war damals eben nicht darüber einig, welche Art von Republik man für die richtige halten sollte.

Galls keckes und zweideutiges Auftreten in der Gesellschaft der Volksfreunde erregte schon in den ersten Tagen einen großen Unwillen. Am 10. Brum. (31. Oktober) kam es sogar so weit, daß beschlossen wurde ihn aus der Gesellschaft auszustoßen. Das hierüber aufgenommene Schriftstück ist von den Volksfreunden Steinfeld, Alef, Dr. Anschel, Abshoven, Fuß, Grabeler, Limbach, Anschel Kandidat, Speener, Koll und Hardleib unterschrieben, Geich hat es ausgefertigt und Carame als secretair general de la Magistrature Bonn beglaubigt.

Die Veranlassung zu dieser Maßregel hatte Gall dadurch gegeben, daß er Abends vorher sich in der Gesellschaft der Volksfreunde dahin geäußert hatte, er sei auf alle Fälle gefaßt, selbst auf die Rückkehr des Kurfürsten, der dann wohl eine allgemeine Amnestie erlassen werde. Als ihm darauf erwiedert wurde, eine Amnestie gewähre man nur Spitzbuben und Schurken, nicht aber rechtschaffenen Bürgern, die aus wahrem Biedersinne die Rechte der Menschheit verfechten, und daß derjenige schon ein Schurke sein müsse, der jetzt noch daran zweifle, daß das linke Rheinufer französisch bleiben werde, antwortete Gall, „man könne nicht wissen was geschehe. Die französischen Generäle und Volksvertreter hätten schon oft ihr Wort gegeben und nicht gehalten.“ Ob die Volksfreunde diese Aeußerungen Galls als den Ausdruck seiner wirklichen Meinung oder nur als einen Versuch betrachtet haben, Andere zu unvorsichtigen Reden zu veranlassen, läßt sich schwer

erkennen, denn es herrschte eben in dieser Gesellschaft neben einer Ueberspanntheit und Derbheit genug Falschheit, daß das Verhältniß des Einen zum Anderen nie klar war. Die größte Wahrscheinlichkeit ist, daß Gall als Zwischenträger so handelte. Eschweiler war an jenem Abende nicht anwesend, es wurde ihm aber dieser Vorfall sofort angezeigt. Am folgenden Morgen erschien er gegen 11 Uhr in der Gesellschaft der Volksfreunde, äußerte sich heftig über die „empörenden Reden" Galls und berichtete an den Obergeneral Augereau, welcher nach dem am 15. September 1797 in Wetzlar erfolgten Tode von Hoche die eroberten Lande verwaltete — „Gall sei ein sehr gefährlicher Mensch, der sofort aus Stadt und Land verwiesen werden müsse." Augereau war ein wüthender Republikaner, der sich durch seine Leidenschaftlichkeit leicht fortreißen ließ, unter Umständen rücksichtslos bis zum Aeußersten verfuhr und sich hier wenigstens nie als wohlwollend gezeigt hat. Er ließ aber Gall unangefochten, was jedenfalls ein Zeichen war, daß er die Tragweite der Gall'schen Reden zu schätzen wußte.

Eschweiler, welcher in der Maargasse wohnte und zu den Wenigen gehörte, die schon bald nach der Ankunft der Franzosen sich als Freiheitsfreunde geberdeten, litt an Ueberhebungsluft. Er wußte sich so bemerkbar zu machen, daß ihn der damalige Volksvertreter Frecine als Mitglied des neu eingerichteten Obertribunals anstellte, bis er die jetzt von ihm verwaltete Präsidentenstelle erhielt. Als solcher war er eine der einflußreichsten Personen der Stadt und spielte den Tyrannen. In den ersten Tagen des Oktober bemerkte er an dem Stadtrathsmitgliede Bertrams, daß dieser keine cisrhenanische Kokarde trug und äußerte sich darüber sehr unwillig: „dieses äußere Zeichen stehe einem Manne wohl, der für das Glück der Menschheit seine Kräfte zu verwenden beabsichtige. Wer dasselbe zu tragen Anstand nehme, der sei von keinen guten Gesinnungen erfüllt." Bertrams erklärte dagegen er werde es thun, sobald die übrigen Beamten der Regierung, des hohen Gerichts und des Ober-Apellationsgerichts ebenfalls sich dazu verständen. Diese trugen wirklich keine Kokarden, da man allgemein, außer in den Kreisen der Volksfreunde, das närrische Auftreten der Patrioten verlachte. Eschweiler redete sich so in die Wuth hinein, daß er die größten Beleidigungen gegen Bertrams

ausstieß und schließlich unter Zustimmung seiner Amtsgenossen Rospatt, Schleiden und Bornheim darauf antrug ihn als Uebelgesinnten gegen die Republik bei der Mittelkommission anzuzeigen. Er erklärte ihn für einen Anhänger des früheren aristokratischen Magistrats, warf ihm Unordnungen in seiner Stellung als Stadtrentmeister vor und verlangte, daß er und alle früheren Stadtrathsmitglieder Rechnung von ihrer Verwaltung ablegen sollten, Bertrams auch sofort seine Stelle aufgebe. Letzterer ließ sich ein besonderes Zimmer anweisen um seine Rechtfertigung ausarbeiten zu können.

Originell ist die schriftliche Verfügung vom 10. Brum. VI (31. Oktober 1797), welche Eschweiler in dieser Angelegenheit erließ. Dieselbe lautet:

„In Gemäßheit der mir vom general en chef Bürger Augereau ertheilten Macht und Gewalt, alle auf die Sache der Freiheit und republikanische Harmonie nicht gut gestimmten, sondern mit aristokratischem Sauerteige durchbeizten, Subjekte in keiner öffentlichen Fonktion zu belassen, sondern selbst mit allen Kräften zu verscheuchen und unschädlich zu machen, wird der bisherige Armen-Provisor, Stadtrentmeister und Rathsmitglied Bürger Bertrams als ein offenbarer Feind der guten Sache und weil derselbe überdies für den Empfang der Stadt mit keiner Kaution behaftet ist, hiermit von allen seinen Stellen entsetzt und demselben zugleich anbefohlen, die in seinen Händen befindlichen Kassen über allen und jeden Empfang allsofort dem Rathsmitgliede Bürger Bornheim zu überzählen und gegen Schein uns mit den dazu gehörigen Büchern und Briefschaften unter Militair-Exekutionsstrafe zu extradiren.

Eschweiler, Präsident."

Bertrams reichte eine Gegenklage bei der Regierung ein und hob besonders den Punkt hervor, daß er für seine Amtsführung sein ganzes Vermögen zur Sicherung gestellt habe. Eschweiler kannte keine Schranken und scheute selbst vor dem Aeußersten nicht zurück, wie er in Koblenz bewies. Er war dorthin gesandt, um die Verhältnisse der Volksgesellschaft zu untersuchen, fand gegen den Präsidenten Bürger Burkart manches, was ihm nicht gefiel und verurtheilte ihn dazu, wie der rheinische Antiquar II. Abth. 2. Bd. S. 112 und 113 erzählt, sofort aus dem Fenster geworfen

zu werden. Kurz gefaßt öffnete er auch das Letztere und ergriff den Schuldigen, um sein Urtheil zu vollziehen, was er auch ausgeführt hätte, wenn er von den Anwesenden nicht daran gehindert worden wäre. Eschweiler übte so viele Unbesonnenheiten aus, daß er schließlich in seiner Stelle nicht mehr gehalten werden konnte und laut Beschluß der Landesregierung vom 14. Brum. (4. November 1797) seines Präsidentenpostens enthoben wurde. Für ihn trat der Regierungsrath Holthoff ein. Eschweiler aber erklärte das ganze gegen ihn eingeleitete Verfahren für ungesetzlich, weigerte sich in offener Rathsversammlung abzutreten und verwehrte dem Bürger Holthoff den Zutritt in die Rathssitzung, welches einen äußerst stürmischen Auftritt hervor rief. Schließlich verließ er in heftiger Aufregung den Saal und drohete, er werde unverzüglich nach Koblenz abreisen, um sich bei dem zur Zeit dort verweilenden Obergeneral Augereau über dieses Verfahren zu beschweren. Bertrams rechtfertigte sich vollständig und wurde in seine frühere Stellung wieder eingesetzt, die Absetzung Eschweilers aber durch die Mittelkommission bestätigt.

Während dieser Zeit klärte sich immer mehr die Stellung des Volkes zur cisrhenanischen Republik. Die Gemeinde Koblenz hatte einen entschlossenen Einspruch unterm 18. Vend. (9. Oktober 1797) bei der Mittelbehörde gegen deren Einführung eingereicht und die Erhaltung der alten Verfassung verlangt. Sie erhielt von Shée eine beschwichtigende Verfügung, worin er erklärt, daß eine jede Gemeinde ihre Meinungen und Wünsche frei behalten könne, übrigens behalte sich die Regierung das Recht vor ihre Leute nach Gefallen anzustellen und namentlich Beamte abzusetzen, die sich in irgend einer Hinsicht, besonders in Bezug auf die Entrichtung der Gefälle, säumig bewiesen hätten. Auch von mehreren anderen Orten liefen Schreiben ein, worin man sich gegen die Aenderung der Regierung aussprach. Edel gehalten war die Antwort der Gemeinde Meckenheim, welche sie auf die Einladung der Freiheitsfreunde, dem Feste in Bonn beizuwohnen, an den Verwalter, Bürger Hamacher, einsandte. Sie lautete: „Wir sind aufgefordert bei der Errichtung des Freiheitsbaumes zu erscheinen und eine republikanische Regierung anzuerkennen. Die uns deshalb zugegangene Weisung haben wir der versammelten Bürgerschaft bekannt gemacht. ... Gleichwie aber alle Bürger ihre Un-

zufriedenheit über eine neue Landesverfassung äußerten und sich weigerten bei dieser geschäftslosen Zeit auszugehen, so trugen auch die Rathsmitglieder Bedenken dem Freiheitsfeste beizuwohnen, um zur Zeit sich keinen Vorwürfen bloß zu stellen und jene unangenehme Parteilichkeiten nicht zu veranlassen, wovon aus anderen Gegenden traurige Beispiele vorhanden sind.... Unsere alte Regierungsart kennen wir, wir lebten ruhig, genügsam und zufrieden unter derselben, genossen eine Freiheit, die der Freiheit und den Pflichten eines Staatsbürgers angemessen war. Unsere Abgaben waren leidlich.... Nebst diesem lodert die Liebe zu unserem gnädigsten Landesfürsten noch all zu warm in unseren Herzen auf, noch haben wir ihn von dem Zeitpunkte an, wo ein schrecklicher Brand 116 Häuser und beiläufig drei Viertheile des hiesigen Städtchens aufzehrte, zu nahe vor Augen, als daß wir dieses großen Menschenfreundes so leichterdings vergessen könnten.... Wir erinnern uns noch, wie er ein Vater unter seinen Kindern in unserer Mitte stand, da die auf beladenen Wagen hierher geschickten Lebensbedürfnisse zum ersten Male ausgetheilt wurden,... diese rührenden Auftritte können wir nie vergessen...." Das Schreiben schloß mit der Erklärung, daß sie bereit seien ihrer Freiheit, nicht aber ihrem Dankgefühle zu entsagen und sie sich derjenigen Regierungsart unterwerfen würden, welche Zeit und Umstände über sie bestimmten[1]). Am 15. Vend. (den 6. Oktober 1797) hatte der hiesige Magistrat beschlossen nach Köln zu reisen, um dort ein großartiges Verbrüderungsfest in's Werk zu setzen. Mit der cisrhenanischen Fahne, welche der Agent Grabeler trug, langte er dort an und begab sich sofort in den Sitzungssaal der dortigen städtischen Behörde. Es wurden ihm Sessel angewiesen und Eschweiler hatte eine Rede gehalten, worin er um Beibehaltung und Unterstützung wechselseitiger Freundschaft und gemeinschaftliche Besorgung des allgemeinen Wohls bat. Darauf übergab derselbe dem Kölner Präsidium die Bonner Verbrüderungsfahne und ersuchte sie an dem dortigen Freiheitsbaume „aufzuhenken". Hierauf wechselte man unter allgemeinem Frohlocken und Zujauchzen der in großer Menge anwesenden Bürger, wie es in dem Berichte heißt, die Bruderküsse aus und beschloß die Fahne

---

1) Dieser Brand fand am 28. März 1787 Statt.

einige Stunden am Freiheitsbaume hängen zu lassen und sie dann als Zeichen der wechselweise geschlossenen Freundschaft für ewige Zeiten im Rathhaussaale aufzubewahren. Ueber diese Vorfälle wurde sofort ein Protokoll aufgenommen und eine Abschrift desselben den Bonner Deputirten vor ihrer Abreise eingehändigt. Der Generalsekretair Carame ließ einen Bericht über diese Feierlichkeit in Bonn bekannt machen und vergaß auch nicht, da man sich vielfach höhnisch darüber geäußert hatte, nebenbei zur allgemeinen Beruhigung zu bemerken, der Kölner Magistrat habe als Zeichen seiner Freundschaft die ganze Zeche für diese Fahrt bezahlt. Die nach Köln gebrachte Fahne hatte allein 18 Rchsthlr. gekostet, worüber Viele die Nase rümpften, Eschweiler sah sich sogar veranlaßt eine besondere Entschuldigungsschrift wegen dieser abenteuerlichen Reise drucken zu lassen und in der Stadt zu vertheilen. Es war damals aber noch die Blüthezeit Eschweilers, in welcher er sonst sehr schroff auftrat und selbst die Thorschreiber auf's Strengste angehalten wurden westrheinische Kokarden zu tragen. Einer derselben, Namens Wurm, am Josephsthore weigerte sich entschieden dieselbe aufzustecken und gab lieber seine Stellung auf, auch der Accise-Inspektor Mommel zog die Absetzung vor. Die Sackträger, denen man auch einen gleichen Befehl ertheilt hatte, erklärten sich nur unter der Bedingung hierzu bereit, wenn den Bauern verboten werde ihre Säcke selbst zu tragen, was man ihnen versprach. Ein Sackträger, Johann Thür, drehete sich aber kurz entschlossen auf dem Absatze herum und ging fort, als man ihm die Kokarde übergeben wollte. Den Zünften, welche den Protest eingereicht hatten, verbot man, eben so wie den Kaufleuten, alle Zusammenkünfte. Man erklärte dieselben für Herde revolutionärer Wühlereien, die nicht geduldet werden könnten. Alle Quadratsmeister wurden abgesetzt, weil sie eine geheime Versammlung bei dem Glasermeister Baaden gehalten hätten, welcher als öffentlicher Ruhestörer und Klubist bekannt sei und wo man nur gegen den bestehenden Magistrat Anschläge gemacht haben könne.

Man sieht aus allen diesen Ereignissen, wie unsicher es damals in Bonn bestellt war. Mißtrauen herrschte in allen Kreisen, der Eine nannte den Anderen einen Klubisten, Niemand war vor geheimer Anklage sicher, noch wußte Jemand zu welcher Republik

er sich halten solle. Venedey schildert die Verhältnisse in Bonn ziemlich eingehend, er sah aber Alles, wie es gewöhnlich bei ihm der Fall ist, zu sehr mit republikanischen Augen an. Die nach seiner Angabe große freiheitsfreundliche Partei schmilzt gewaltig zusammen, wenn man sie an der Hand der noch vorhandenen Schriftstücke aus jener Zeit näher betrachtet. An einzelnen Stellen muß er selbst zugestehen, daß der größte Theil des Volkes der westrheinischen Republik nicht günstig gestimmt war. Nach Venedeys Angabe hat sein Vater in Bonn eine ziemliche Rolle gespielt, ich kann dem gegenüber nur anführen, daß mir seine Unterschrift nur sehr wenig in den Originaldokumenten aufgefallen ist, obgleich ich mein besonderes Augenmerk darauf gerichtet habe. Dies ist erklärlich, da Venedey sich während der Zeit, wo die Cisrhenanen ihre Bestrebungen in's Werk setzten, mehr in Andernach und Köln, als in Bonn aufhielt. Die hiesigen Schriftstücke scheinen seinem Sohne bei der Abfassung des unbedingt verdienstvollen Buches über die cisrhenanische Republik nicht zugänglich gewesen zu sein. Seine Mittheilungen über die Bonner Verhältnisse stützen sich vielleicht größten Theils auf briefliche Nachrichten von hiesigen Patrioten, welche die Sachlage nach ihren Ansichten auffaßten und unbedingt einseitig waren. Gegen diese äußere ich auch nur Bedenken und gestehe gern zu, daß Venedey sehr viel schätzbares Material für die Geschichte der ganzen Bewegung zusammen getragen und den Verlauf derselben so eingehend, wie man es nur wünschen kann, geschildert hat. Am 18. Vend. VI (9. Oktober 1797) erfolgte die Veröffentlichung eines Beschlusses der Mittelkommission, wonach der vierte Bezirk in acht Aemter eingetheilt wurde. Dieselben waren: Andernach, Blankenheim, Rheinbach, Bonn, Brühl, Hülchrath, Neuß und Uerdingen, in Bonn wurde Hamacher als Verwalter desselben angestellt, in Rheinbach Müller, in Brühl Jansen u. s. w.

Am 26. Oktbr. traf der Obergeneral Augereau hier ein, derselbe wurde unter Glockengeläute feierlich empfangen und stieg in dem Kaiserlichen Hofe ab. Augereau ernannte Geich zum Procureur Syndic und hielt einige Tage darauf in der Gesellschaft der Volksfreunde auf dem Rathhause, welche im sogenannten Musiksaale, im zweiten Stocke des Rathhauses abgehalten wurde, eine wüthende Rede gegen die Aristokraten. Der Schluß

derselben: chassez les, écrassez les, les Despotes! gefiel in dieser Versammlung so sehr, daß es zum Stichworte wurde, wenn sich zwei Patrioten begegneten. So reizten sie sich gegenseitig in die Wuth hinein. Diese aufgeregte Stimmung der Machthaber machte sich in allen Verhältnissen geltend und zeigte sich selbst in den Familienkreisen.

Die Brodnoth war in dieser Zeit wieder sehr groß. Für die Bäcker und Brauer führte man aber rücksichtslos besondere Taxpreise ein und beaufsichtigte ihr Gewerbe sehr. Die Biertaxe betrug für das Maaß 3 und 2 Stüber je nach der Beschaffenheit der Waare. Von jedem Gebräu mußte eine Probe auf das Rathhaus geliefert werden. Widerstrebenden wurde für das erste Mal eine 14tägige Gefangenschaft bei Wasser und Brod angekündigt. Im Wiederholungsfalle, so hieß es, werde sie eine Strafe treffen, „wie sie noch nicht vorgekommen sei". Aehnliche scharfe Drohungen wurden den Bäckern eingeschärft, wenn sie nur die geringste Kleie, Gries oder „sonstiges Teufelszeug zusammen knubelten und verkauften". Das 7pfündige Schwarzbrod sollte nur 8 Stbr. 8 Hell. kosten. Man glaubte eben Alles durch Gewaltmaßregeln erzwingen zu können. Den Metzgern, welche sich weigerten, Hammelfleisch zwei Stunden lang des Morgens in die Halle zum Verkauf zu bringen, wurde angekündigt, daß sie mit Weib und Kind aus dem Lande verwiesen werden würden. Das waren Alles Anordnungen während der schlimmsten Regierungszeit des Präsidenten Eschweiler, der seinen Privatgelüsten nebenbei gern Rechnung trug, denn er war, wie man erzählte, ein großer Verehrer von Hammelfleisch, und wollte täglich solches essen, deshalb ging er so scharf gegen die Metzger vor. Als er jedoch sich am 4. Novbr. in die Fleischhalle begab um zu sehen, ob seine Anordnungen auch befolgt würden, wurde er unter Hohngelächter und mit Pfeifen empfangen, so daß er sich schleunigst aus dem Staube machte um Prügeln zu entgehen. Er hatte sich aber den Hauptspötter, den Metzger Weiß, gemerkt und ließ ihn, nachdem er einige Rathsdiener aufgetrieben hatte, sofort, wie er verlangte, auf 14 Tage bei Wasser und Brod in's Gefängniß bringen. Die Regierung verfügte jedoch die sofortige Freilassung des von ihm Verurtheilten.

Höchst ergötzliche Zeugnisse für die gewaltthätige und sinn-

lose Amtsführung des Präsidenten Eschweiler bieten die vielen Ansprachen an seine Mitbürger, welche er drucken und vertheilen ließ. So scheint er sich auch über die theuern Preise auf dem Markte geärgert zu haben und schob die Schuld hierfür dem damaligen Marktmeister Riemers zu, der nach seiner Meinung mit den Gewichten willkührlich verfahre und den ganzen Verkauf beeinflusse. „Am 11. Oktober 1797 alten Stils und im ersten Jahre der deutschen Freiheit" erließ er unter Anderen eine höchst konfuse Verordnung, woraus man nicht entnehmen kann, was er eigentlich bezweckt hat, obgleich sie einen großen Halbbogen füllt. Er erzählt darin auch weitläufig von einem Schweinekauf, wobei es sich herausgestellt habe, daß das Thier nach der Abschlachtung nicht so viele Pfunde ausgewiesen, als man es vorher taxirt habe. Durch solche Auseinandersetzungen suchte er die Willkührlichkeiten zu beschönigen, welche er sich täglich zu Schulden kommen ließ. Nur in Bezug auf den Brandgeriß fühlte er sich unmächtig. Es herrschte damals großer Mangel daran, die Bürger hatten kein Geld zum Ankauf und die Stadtkasse war leer. Der Magistrat wandte sich schließlich um Unterstützung an die Regierung, welche ihm 2000 Rchsthlr. aus der Landeskasse auf städtische Hypothek anwies. Ein großer Theil dieses Geldes wurde zur Beschaffung von Kohlen verwandt. Eschweiler reiste selbst hin um den Kauf zu bewerkstelligen.

Die Errichtung der westrheinischen Republik war von vornherein ein todtgeborenes Kind, durch Hoche's Tod wurde sie mit zu Grabe getragen. Die Pflanzung des Freiheitsbaumes verfehlte durch Mangel an Theilnahme ihren Zweck, wie sehr sich auch Geich, Alef und Grabeler für dieselbe bemüheten. In Andernach, Ahrweiler, Neuß und Flerzheim entgingen die Anstifter nur mit Noth den ihnen zugedachten Mißhandlungen, sie ließen trotzdem aber nicht in ihren Bestrebungen nach.

Der Oberbefehlshaber Augereau war selbst mehr der Einverleibung der eroberten Lande in Frankreich, als der Gründung eines selbständigen Freistaates günstig und nahm kaltblütig die vielen Einsprüche auf, welche ihm auf seinen vielen Reisen in den verschiedenen Orten gegen die cisrhenanische Republik überreicht wurden. Die Bonner Volksfreunde begriffen auch allmälig die Undurchführbarkeit ihrer Pläne und suchten der Stimmung

der Franzosen Rechnung zu tragen. In einer ihrer täglichen Sitzungen im Rathhaussaale beschlossen sie in der Mitte des November selbst den Antrag zu stellen, die am Freiheitsbaume befindlichen westrheinischen Farben gegen die der französischen Republik umzutauschen. Es wurde ihnen jedoch bedeutet dieses sei nicht räthlich, man möge besser abwarten, bis sie von selbst abfielen. Durch diese Weisung sanken die Farben und Kokarden noch bedeutend mehr im Werthe, es gab aber dennoch immer Einzelne, welche in der cisrhenanischen Uniform sich öffentlich sehen ließen.

Am 1. Novbr. wurde die Hofkapelle zum Spitalmagazine umgewandelt. Das Hospital befand sich damals noch in Poppelsdorf und beherbergte viele Kranke. Um dem Charpiemangel ababzuhelfen, wurden täglich jedesmal 25 Bürgerfrauen zum Zupfen dorthin beordert. Einige Tage darauf begab sich eine Kommission in das frühere kurfürstliche Privathaus um von demselben vollständig im Namen der französischen Republik Besitz zu nehmen. Alle Möbel wurden aufgeschrieben, diese und andere Maßregeln ließen darüber keinen Zweifel mehr, daß man in Paris einen der Gründung einer selbständigen Republik ungünstigen Beschluß gefaßt hatte. Die Koblenzer Volksfreunde waren die Ersten, welche den Ansichten der Franzosen Rechnung zu tragen wußten. Sie richteten eine gedruckte Ansprache an ihre Mitbürger im ganzen Lande, worin sie erklärten, daß sie keinen Augenblick Anstand nähmen „der Reunion vor der Unabhängigkeit den entschiedensten Vorzug zu geben“. Diese Mittheilung ging an demselben Tage hier ein, als eine Bekanntmachung veröffentlicht wurde, daß laut Beschluß des vollziehenden Direktoriums vom 14. Brum. VI (4. Novbr. 97) der Richter beim Kassations-Tribunale, Bürger Rudler, zum Kommissarius des Gouvernements in den eroberten Landen ernannt und damit beauftragt sei eine neue Organisation der 4 Departements auszuführen. In der Stadt mußte deshalb mit allen Glocken geläutet werden. Die von dem Direktorial-Präsidenten La Revelliere Lepeaux ausgefertigte Geschäftsanweisung Rudlers lautete dahin, „daß er Korrektional-Tribunale und Kantons mit möglichst großer Ausdehnung einrichten solle, und zwar Departemental- und Municipalverwaltungen, Civil-, Criminal-, Korrektional- und Friedensrichterstühle,

Forst-, Salz- und Bergverwaltungen u. s. w.," die provisorische Anstellung der Mitglieder war ihm überlassen worden. Auch die Feststellung der Abgaben hatte er zu regeln und zu dem Behufe die Zählung der Einwohnerschaft vornehmen zu lassen. Ebenso erhielt er die Weisung die Lotterie wieder einzurichten. Er stand direkt unter dem Justizminister und hatte somit eine sehr selbständige Stellung.

Auch diese Verordnung suchte die hiesige Volksgesellschaft in kecker Weise auszubeuten. Sie betrachtete sich als eine dem Magistrate mindestens gleichstehende selbständige Behörde und forderte den Letzteren, indem sie ihm mittheilte, daß Rudler die von ihr getroffenen Verfügungen gut geheißen habe, auf an ihren täglich stattfindenden öffentlichen Sitzungen auf dem Rathhause Theil zu nehmen, was dann auch geschah.

Weitere Maßregeln zur Uebernahme der eroberten Lande in die französische Republik ließen jetzt nicht lange auf sich warten, der Obergeneral Augereau hatte aus seinem Hauptquartiere zu Offenburg unterm 24. Brum. VI einen wichtigen Entscheid erlassen, worin er sich Obergeneral der Armee von Deutschland nennt und befiehlt: „Alle Einwohner der eroberten Lande (welche sich bei den Verwaltungen, unter welchem Titel und Benennung solche immer bestehen mögen, angestellt befinden) sind gehalten der französischen Republik den Eid der Treue zu leisten und zwar binnen 8 Tagen nach Empfang des gegenwärtigen Beschlusses. Alle Angestellte, welche diesen Eid zu leisten sich weigern oder solchen binnen der vorbestimmten Frist nicht abgegeben haben, sollen auf der Stelle entlassen und ihre Aemter durch Andere besetzt werden. Der Mittelkommission wird unter ihrer Verantwortlichkeit die Ausführung dieses Beschlusses aufgetragen; selbige ist gehalten ein Generalverzeichniß aller in den verschiedenen Verwaltungen ihres Bezirks angestellten Individuen mit Bemerkung des Tages ihrer Eidesleistung zu verfertigen und solches zum Obergeneralstabe der Armee einzusenden."

Diese Verfügung wurde von dem französischen Kommissar Champein allen hiesigen Beamten mitgetheilt mit der Aufforderung, am 3. Dezember auf dem Rathhause zu erscheinen um diesem Befehle zu genügen. Sie fanden sich zahlreich ein, es schwuren jedoch nur in die Hände Champeins Gerolt, Hamacher,

Kley, Holthoff, Abshoven, Bornheim, Nettekoven, Dumoulin, Hohenschurz, das Zoll-Amt und der Postmeister Kaltenauer. Dagegen verweigerten die Ablegung des Eides alle Mitglieder des Revisoriums außer Kley und Gerolt, das Hof- nebst Offizialgericht und sämmtliche Professoren der Universität mit Ausnahme von Gall. Das Revisorium bestand damals aus den Herren Gerolt, Bossen, Robson, dem Registrator Worringen und dem Sekretair Cremer, der Hofrath aus Bouget, Holthoff, Kley, Gerolt und Hamacher, das hohe und Offizialgericht ersetzte der Bürger Hamacher.

Eschweiler, der sich noch immer nicht für abgesetzt hielt, lag an dem Tage der Eidesleistung krank zu Bette. Er hatte gar keine Aufforderung erhalten und ärgerte sich hierüber sehr. Der Dr. Anschel mußte ihm auf sein Verlangen ein Krankheitszeugniß ausstellen, welches Eschweiler dann mit einem Schreiben sofort einreichte. In demselben sprach er seine Verwunderung darüber aus, daß man ihn unbeachtet gelassen habe, da er doch seine Absetzung als ungültig ansehe und deshalb schon bei dem Obergeneral im Beschwerdewege eingekommen sei. „Um seine Pflicht zu erfüllen" hatte er ein Eidesformular ausgefertigt und beigefügt, welches er bat dem Kommissar Champein einzureichen. Dieses geschah.

Der Bürger Bertrams, welcher erst vor Kurzem wieder in seine frühere Stellung eingesetzt worden war, hatte ebenfalls die Eidesleistung verweigert und wurde nun durch Champein vollständig abgesetzt. Für ihn trat der ehemalige Stadtrath Cemmerer ein, welcher den verlangten Eid schwur.

Am 6. Dezbr. 1797 hielt der Kommissar Rudler seinen Einzug in Bonn und stieg in dem bisher von Durbach bewohnten Mastiaux'schen Hause ab. Seine Ankunft wurde durch allgemeines Glockengeläute und feierlichen Empfang verherrlicht. Auf ihn setzte man viele Hoffnungen, denn es handelte sich jetzt besonders darum, welcher Ort zum künftigen Regierungssitze ausgewählt werden würde.

Die Mittelkommission war bereits aufgehoben worden. Die Mitglieder derselben hatte man jedoch weiter beschäftigt und ihr den Titel regie nationale de la republique française gegeben. Die Universität bestand nicht mehr, von keiner anderen Behörde

außer der städtischen wußte man ob sie beibehalten werden würde. Die Stadt Bonn ging ihrem vollen Ruine entgegen, wenn alle die Beamten, welche bisher noch Leben gebracht hatten, plötzlich versetzt wurden. Freilich hatte man den Plan gefaßt hier Fruchtmagazine anzulegen, wo die zur ausgeschriebenen 8 Millionen-Konskription in Naturalien abzuliefernden Vorräthe aufgespeichert werden sollten, diese Einrichtung wäre jedoch nur ein dürftiger Ersatz für die vielen Verluste gewesen. Um dem drohenden Unheile vorzubeugen entschloß sich der Magistrat dem Kommissar Rudler „eine Gesammtaufwartung zu machen" und ihm die Lage der Stadt an's Herz zu legen. Rudler gab ihm den betrübenden Bescheid, daß es nach der vorgezeichneten Eintheilung der eroberten Lande nicht möglich sei den Departementssitz und das Obertribunal hierher zu verlegen. Er werde jedoch dafür Sorge tragen, daß ein Tribunal correctionel und eine Centralschule hier errichtet werde, auch solle ein Payeur general in Bonn seinen Sitz erhalten, durch das Militair und Fabrikanlagen könne man dann noch Manches zum Besten der Stadt schaffen.

Geich wurde unter Zahlung eines halbmonatlichen Gehaltes seiner Stelle als Procurateur Syndic enthoben, spielte in der Gesellschaft der Volksfreunde aber noch immer eine hervorragende Rolle. Es hatten sich damals zwei solcher Vereine hier gebildet, von denen die wüthendsten sich Klubisten, die anderen Volksgesellschaft nannten, zu Zeiten tagten sie jedoch zusammen, dann fehlte es nie an heftigen Auftritten. Die Ersteren schlossen sich eng an die Franzosen, die Mitglieder der anderen waren die Cisrhenanen.

Rudler traf solche Anstalten, daß den Bewohnern des Landes über die Pläne der französischen Regierung kein Zweifel mehr bleiben konnte. Er forderte den Magistrat auf am 17. Dezbr. sich in seinem Amtslokale einzufinden und sich einem großen Festzuge durch die Stadt anzuschließen, wobei eine von ihm unterm 21. Frimaire VI erlassene Bekanntmachung an die Einwohner der eroberten Lande öffentlich verlesen werden solle. Dieselbe begann in gewöhnlicher schwulstiger Weise: „Die französische Republik weiß ihre Feinde zu schlagen, aber den Sieg zu mißbrauchen weiß sie nicht u. s. w." Es wurden darin die Wohlthaten Frankreichs hervorgehoben und sie schloß damit: „Freunde der Freiheit, die ihr aus Liebe zu ihr unter Gesang und Saitenspiel

den beliebten Baum so muthig pflanztet, auch ihr anderen, die ihr, wiewohl mehr schüchtern; sie nicht weniger liebt, lasset vom Rheine zur Maas, von der Mosel zum Rheine nur ein Wille euch beseelen, nur ein Sinn vereinigen. Er zeige sich überall durch die nämlichen Farben, durch jene, welche unsere Fahnen vor euern Augen entwickeln!" Dieses war verständlich und bedeutete das Begräbniß der noch so jungen westrheinischen Republik.

Um 12 Uhr Mittags setzte sich der Zug in Bewegung. Das hier liegende Militair, Fußvolk und Reiterei im besten Staate, bildeten unter Anführung des Platzkommandanten und mit klingendem Spiele den Vortrab. Viele Offiziere, der Kommissar Champein, die Mitglieder der Regierung, der Magistrat, das gesammte Kanzleipersonal folgten, das Volk hielt sich scheu zu Hause. Auf dem Viereckplatze wurde angehalten, die Truppen bildeten Reihen mit einem großen Mittelraume, und Gall trat vor und las den Aufruf Rudlers laut vor, welches durch Hochrufe auf die französische Republik beantwortet wurde. Ein Gleiches geschah auf dem Münsterplatze und auf dem Markte neben dem Freiheitsbaume, um welchen ein zierliches farbiges Geländer angebracht worden war. Es trat hier Rudler vor und forderte den Bürger Fingerhut auf die westrheinische Fahne nebst den farbigen Bändern von dem Baume herunter zu nehmen und sie durch eine Flagge der französischen Republik zu ersetzen. Als die Letztere aufgehißt wurde, erhob sich ein allgemeiner Jubel, kein früherer Freund des westrheinischen Freistaats erhob Einspruch. Gall sprach auch hier einige Worte, worin er auf den natürlichen Verlauf der Verhältnisse hinwies. Dieselben hatten sich in der That von selbst ergeben, nachdem im Frieden von Campo Formio am 18. Oktober 1797 thatsächlich das linke Rheinufer den Franzosen überlassen worden war. Geich jedoch konnte sich nicht beruhigen und eiferte in seiner Zeitung gewaltig gegen diese Wendung der Dinge und gegen den Klub, welcher dazu die Hand geboten hatte.

Die Unzufriedenheit und das Enttäuschungsgefühl des Volkes machten sich aber in vieler Weise bemerkbar. Sehr häufig fanden sich namentlich an den Kirchenthüren aufrührerische Ansprachen, welche während der Nacht dort angeklebt waren. Eine solche

befindet sich noch in der Urschrift in dem städtischen Archive, die man von der Pforte der Remigiuskirche abgenommen hatte. Dieselbe ist in Frakturschrift verfaßt und beginnt: „Bürger! man sucht Euch wieder Fallstricke zu legen, die Euch in's Unglück ziehen würden.“ Sie spricht davon, daß die Franzosen erklärt hätten, nicht zu erobern, da sie Land genug besäßen, aber dennoch hätten sie das Rheinland unterjocht und bei Todesstrafe die Assignaten aufgezwungen. Der Schluß heißt: „Vom zweiten Feinde wurden wir hintergangen und fast gegen unseren Willen verkauft, wenn nicht (großer Gedankenstrich) — usque ad tempus; quo veniat dominus!“ —

Es wurden große Anstrengungen gemacht um den Verfasser dieses Pamphlets ausfindig zu machen, was jedoch nicht glückte. Unzweifelhaft gehörte er zu den gebildeten Ständen, vielleicht war es Geich selbst, denn der lateinische Schluß klingt ihm als früheren Franziskaner ganz mundgerecht. Als westrheinischer Patriot, der schwer seine Unabhängigkeitspläne aufgab, paßte es auch zu seinen Ansichten, daß er das Joch der Franzosen tadelte, obgleich er ihren Freiheitsideen von ganzem Herzen zustimmte. Ist er wirklich der Verfasser des Schriftstücks gewesen, wie ich glaube, so mag man darin das Zeichen eines gewissen deutschen Patriotismus erkennen. Die Franzosen und heimischen Patrioten wurden vielfach von den Bürgern verhöhnt, selbst die einquartirten Soldaten mußten es in der Behandlung und Verpflegung entgelten, daß man ihnen gram war. Die Regierung sah sich deshalb veranlaßt eine ernste Ermahnung an die Bürger zu erlassen, worin sie dieselben aufforderte menschlich mit der Einquartirung umzugehen und diese als eine natürliche Folge des Krieges ruhig und mit Ergebung zu ertragen. Die Soldaten müssen also, nach diesen Ausdrücken zu schließen, oft sehr schlecht behandelt worden sein. Mich. Böll, der Pächter des Wichelshofes, der sich stets als tüchtiger Freund der früheren kurfürstlichen Regierung zeigte, wagte es sogar öffentlich zu rufen: „Es lebe Franz Max der Kurfürst! — Zum Teufel mit den Schurken von Patrioten!“ Der Platz-Kommandant erhielt in Folge dessen den Befehl ihn sofort verhaften zu lassen.

Als ein Zeichen der Zeit, wie es manchen Leuten damals ging, will ich nur mittheilen, daß der frühere Kapellmeister und

Titulatur-Rath Luchesi, welcher seit 1775 der kurfürstlichen Hofmusik mit Ehren bis zur Franzosenzeit vorgestanden hatte, jetzt in seinem Alter so in Noth gerathen war, daß ihm ein Armuthszeugniß ausgestellt werden mußte.

Die Stimmung des Volkes war in den letzten Tagen des Dezember so aufgeregt, daß mehrfach lärmende und der Republik feindliche Auftritte Statt fanden. Viele Unruhestifter wurden in Folge dessen verhaftet und bestraft. Der General Mesnage wollte deshalb den Stadtmagistrat verantwortlich machen und ordnete zugleich an, daß alle Straßen der Stadt des Nachts erleuchtet werden sollten, wobei er bemerkte, daß er alle Stadtrathsmitglieder in's Gefängniß stecken würde, wenn sie nicht sofort dafür Sorge trügen, daß Laternen beschafft und in gehörigen Stand gesetzt würden. Die Bürger mußten hierzu einen besonderen Beleuchtungsbeitrag zahlen.

VIII.

Das Jahr 1798 (L'an VI der französischen Republik)[1]. Das Ende der cisrhenanischen Republik. Eintheilung des Landes und Errichtung der Centralbehörden. Republikanische Feste. Die Göttin der Vernunft.

Durch den am 18. Oktober 1797 abgeschlossenen Frieden zu Campo Formio war die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich eine vollendete Thatsache geworden, die französische Regierung richtete nun ihr Hauptaugenmerk darauf, die Verschmelzung der eroberten Lande mit der großen Republik rücksichtslos in's Werk zu setzen. Der Kurfürst hatte kurz vorher, am 20. Septbr., noch einen Aufruf an die Bewohner seines früheren Landes erlassen, worin er sie wegen ihrer treuen An-

1) In diesem Buche ist der gregorianische Kalender stets als Grundlage durchgeführt worden, da er am faßlichsten ist. Ebenso habe ich der Klarheit halber es vorgezogen, nach dem größeren Theile des republikanischen Jahres fortlaufend das Letztere zu bezeichnen.

hänglichkeit lobte und sie zum Ausharren aufforderte. Dieses Schriftstück wurde im Geheimen viel verbreitet und hat unzweifelhaft besonders dazu beigetragen, daß die Bürgerschaft und die Zünfte sich verpflichtet fühlten, gegen die Verschmelzung des Kurstaates mit Frankreich sich einmüthig auszusprechen. Der Protest hatte nur die Folge, daß die Regierung desto schroffer gegen die Eidesweigerer auftrat und mit dem festen Plane umging, der Stadt Bonn alle die Behörden und Einrichtungen zu nehmen, welche geeignet waren das Leben in derselben zu heben. Der Anfang wurde hiermit schon am 9. Januar 1798 gemacht, indem das General-Gouvernement die Weisung erhielt, mit seinen Bureaux nach Mainz überzusiedeln. Rudler war zu dem Behufe selbst am Tage vor Weihnachten 1797 nach Bonn gekommen. Man gab ihm zu Ehren ein großes Diner mit Festball und bot Alles auf, ihn zu Gunsten der Stadt umzustimmen. Anfangs war Rudler nicht abgeneigt, auf die Wünsche der Einwohnerschaft einzugehen, die Mitglieder der Volksgesellschaften aber vereitelten bald vollständig die guten Aussichten. Sie stellten die ungünstige Stimmung der Bevölkerung in das schlechteste Licht und denunzirten die Eidesweigerer in der gemeinsten Weise. Das Wohl der Stadt lag ihnen nicht am Herzen. Die Anwesenheit höherer Behörden am Orte war ihnen sogar unbequem, da sie dieselben als einen Hemmschuh für ihre eigenen Pläne, im Trüben zu fischen, ansahen. Am 15. Januar wurde die neue Eintheilung des Landes in 4 Departements und die Einführung der Central-Verwaltungen in Mainz, Koblenz, Trier und Aachen sowie die Einrichtung von Municipal-Verwaltungen feierlich bekannt gemacht. Somit war Bonn von nun an seiner früheren Vorrechte beraubt und zu einer einfachen Landstadt erniedrigt. Die Klubisten hielten diese Ereignisse für wichtig genug, um die Feier der neuen Organisation durch ein glänzendes Fest im englischen Hofe zu begehen, wobei die Frauen Lautenschläger und Groß, sowie die Dlles. Clever, Steinfeld und Eschweiler sich auch einfanden und Einige von ihnen Reden hielten, die an Ueberspanntheit noch die der männlichen Klubisten überboten.

Nach der neuen Organisation war Koblenz der Hauptort des gleichnamigen Departements und Kantons, zu welchem 30 Orte gehörten. Dieselben lagen vom Rheine auf der Strecke von

Bacharach bis Creuznach, Rheinbach und Bonn. Als der eilfte Kanton wird Bonn aufgeführt, die National-Regie daselbst erhielt den Auftrag, den Beschluß über diese neue Einrichtung in dem ganzen Umfange der eroberten Länder bekannt zu machen. Ein jedes Departement erhielt eine Central-Verwaltung, ein jeder Kanton aber wenigstens eine Municipalverwaltung, und zwar sollten alle Orte, die eine Volkszahl von 5000 bis 100,000 Einwohnern aufweisen konnten, unter einer Municipalverwaltung stehen. Kleinere Gemeinden wurden von einem Municipalbeamten, dem ein Adjunkt beigegeben war, verwaltet. Zur Richtschnur für die Verwaltungsbeamten galt die im Pluviose des VI. Jahres der Republik bei Craß in Mainz gedruckte Sammlung der Verordnungen für die Länder zwischen Rhein, Maas und Mosel. In derselben waren auch die Nationalfeste aufgeführt, welche gesetzlich gefeiert werden sollten. Es waren ihrer folgende sieben:

1. das Fest der Stiftung der Republik am 1. Vendemiaire,
2. „ „ „ Jugend am 10. Germinal (30. März),
3. „ „ „ Ehegatten am 10. Floreal (29. April),
4. „ „ „ Dankbarkeit am 10. Prairial (29. Mai),
5. „ „ des Feldbauers am 10. Messidor (28. Juni),
6. „ Freiheitsfest am 9. und 10. Thermidor (27./28. Juli),
7. „ Fest der Greise am 10. Fructidor (27. August).

Die Feier dieser Nationalfeste wurde unter patriotischen Gesängen, Reden über die Sittenlehre des Bürgers, brüderlichen Gastmahlen, öffentlichen Spielen und Austheilung von Belohnungen sowohl an Erwachsene für nützliche Erfindungen und Entdeckungen, als auch an fleißige Schüler begangen.

Trotz der trüben Zeit ließen sich die Franzosen nicht leicht die Gelegenheit entgehen, noch andere Festlichkeiten anzuordnen, um politisch-wichtige Tage zu feiern, und es war für Jeden, der in Beziehung zur Regierung stand, gefährlich sich von denselben fern zu halten.

Am 21. Januar war der Tag der Hinrichtung Ludwig XVI., zu dessen Feier die Landesregierung öffentlich aufforderte. Gegen 11 Uhr Morgens begab sich die französische Generalität mit dem Kommandanten Thouvenin im feierlichen Zuge zum Rathhause, wo sie von den Rathsgliedern höflichst empfangen und in den großen Sitzungssaal geführt wurden. Die Regierungsmitglieder

Bürger Kley, Merken und Bossen mit ihrem Kanzleipersonale, der Commissair Champein, sowie das Mitglied der Regie nationale, Bürger Franchiment und der General-Sekretär Bürger Sequin hatten sich auch eingefunden. Unter Abfeuerung der Kanonen begaben sich Alle auf den Markt, wo sich die Gesellschaft der Volksfreunde ihnen anschloß. Das Militär, Kavallerie und Infanterie, bildeten ein Viereck, in dessen Mitte die Generale und der Regisseur national Reden hielten, worauf laute Rufe: „vive la republique", „Haß gegen das Königthum, Tod den Tyrannen und Treueschwüre für die französische Republik" folgten. Das Volk hielt sich wie immer zurück, Abends aber fand befohlene Illumination Statt, dem sich ein Ball im englischen Hofe anschloß.

In ähnlicher Weise wurde auch die Einführung des reglements organique am 15. Februar (27. Pluviose) festlich begangen. Die Bürgerschaft war auf den Markt geladen, wo ihnen von der Rathstreppe in Gegenwart der Militär- und Civilbehörden das Schriftstück vorgelesen wurde. Man pflanzte eine dreifarbige Fahne vor dem Rathhause auf, wobei das Militär in Parade stand, die üblichen Artilleriesalven abgefeuert wurden, die Musik spielte und alle Glocken geläutet wurden. Eine zweite Fahne begleitete demnächst das Militär zum Remigiusplatze. Während die Mitglieder der Behörden und die hohen Militärpersonen im Pfälzer Hofe (dem jetzigen Hause Nr. 10 der Remigiusstraße) ein reichliches Frühstück genossen, bestiegen einige Sergeanten den Thurm der Kirche und steckten die Fahne zum obersten Schallloche hinaus. Jubelnder Zuruf ertönte von den Straßen, als dies geglückt war. Abends läutete man wieder mit allen Glocken, während ein Festessen im Karpfen in der Rheingasse abgehalten wurde.

Ohne Lärm und Festgepränge konnte eben die unbedeutendste Angelegenheit nicht vor sich gehen. Besonders spielte das Tanzen um den Freiheitsbaum, an welchem sich auch die patriotischen Frauen und Mädchen betheiligten, eine große Rolle hierbei. Einigen Ersatz für den Verlust der Regierung erhielt Bonn wenigstens dadurch, daß der Regierungs-Kommissar und General-Inspektor der Forsten Dumenceau hierher zog und die frühere Privatwohnung des Kurfürsten in Besitz nahm. Die Stimmung der Bevölkerung war jedoch noch stets so feindlich gegen Frank-

reich, daß sich der Divisions-General Turreau veranlaßt sah, nochmals einen Aufruf an die Stadtbewohner zu erlassen die einquartirten Soldaten menschlich zu behandeln, ihnen die Suppen nicht zu versagen und Mitleid mit ihnen zu zeigen, denn sie seien ja ihre Erretter. Dies half jedoch wenig, man verhöhnte und beschimpfte alle Diejenigen, welche sich mit der republikanischen Kokarde öffentlich zeigten, und ließ sich selbst durch die angedrohten schärfsten Strafen nicht abschrecken. Es wurden so Viele verhaftet, daß die französische Regierung sogar darauf bedacht sein mußte, erweiterte Gefängnißräume mit Trennung der Geschlechter zu beschaffen, denn auch Frauen betheiligten sich viel an den bei jeder Gelegenheit vorkommenden Ausschreitungen gegen die französische Gewaltherrschaft. Die Mitglieder des Klubs spielten hierbei eine erbärmliche Rolle, sie klagten Jeden an, der nach ihrer Ansicht nicht gut republikanisch gesinnt war. Auf ihr Anstiften wurde in der ganzen Stadt herumspionirt, wo noch auf öffentlichen Plätzen, an oder in Häusern Wappen und Zeichen der ehemaligen kurfürstlichen Herrschaft sich befanden. Das darüber angefertigte Verzeichniß wies an 40 Wappen nach, unter denen sich merkwürdiger Weise auch ein französisches Königswappen mit 3 Lilien am Krahnen und mehrere an Häusern von verschiedenen Ordensstiftern befanden. Dieselben sollten sämmtlich, „als den Augen der vorübergehenden Repubikaner anstößig“, beseitigt werden. Der Anfang wurde damit gemacht, daß man das auf dem Theatervorhange befindliche kurfürstliche Wappen übermalte. Ein Hauptanstoß für die Freunde des Volkes war aber der Kurhut auf der Marktfontaine und die an derselben angebrachten Inschriften. Sie wußten sich die Erlaubniß auszuwirken, dieselben fortschaffen zu dürfen. Man forderte die Schlossermeister auf, diese Arbeit zu übernehmen, es wollte sich jedoch Niemand dazu verstehen. Da erklärte einer der Hauptfreiheitsfreunde, der Schreiner Fingerhut, sich dazu bereit, das Werk auszuführen. Derselbe hatte lange in Frankreich gelebt und kam mit den neuen Ideen nach Bonn zurück, er betrachtete sich also gewissermaßen als einen naturalisirten Franzosen; derartige Leute benutzen aber gern jede Gelegenheit, ihre neue Landsmannschaft recht an's Licht treten zu lassen, um nur ja keinem Zweifel an ihren Gesinnungen Raum zu geben. Er

wird als ein langer magerer Mann geschildert, der noch einen langen Zopf bis auf den Rücken trug. Am 1. März lief er schon früh Morgens mit vielen Genossen durch die Stadt und rief: „Heute wird der Kurhut von der Fontaine gerissen". Aus Neugierde fanden sich auch Viele ein, um ihm zuzuschauen, wie er während des ganzen Morgens, hoch auf einer Leiter stehend und mit einer großen Feder am Hute geschmückt, sich abmühte die vergoldete Kurfürstenmütze abzuschlagen, was ihm auch endlich gelang. Mit dem lauten Rufe: „vive la republique" stieg er von der Leiter herab, als er die Arbeit vollendet hatte. Er soll den Hut auf die Erde geworfen und mit Füßen getreten haben. Nur Wenige stimmten in seinen Ruf ein, selbst die Franzosen lachten über sein Gebahren.

Größeres Aufsehen machte dagegen die am 3. Germinal VI (23. März) veranstaltete Feier des Festes der Volks-Souverainetät. Man hatte dazu großartige Vorbereitungen getroffen. Im Hofgarten, welcher jetzt Nationalgarten hieß, war an der Stelle, wo das bis vor Kurzem als Anatomie benutzte Gebäude steht, ein etwa 20 Fuß im Geviert haltender Rasenhügel aufgeworfen worden, welcher den Altar des Vaterlandes vorstellen sollte. Von allen 4 Seiten führten Stufen hinauf, an den Ecken hatte man große Wachskerzen aufgestellt, welche auch während des ganzen Festtages brannten. Die obere Fläche, welche als Rednerbühne benutzt wurde, war mit republikanischen Flaggen reich geziert. Dorthin sollte, wie es auch in Paris geschehen war, die Göttin der Vernunft, welche das höchste Wesen repräsentirte, in feierlichem Zuge geleitet werden. Ein bei dem Einquartirungsbureau beschäftigter bartloser junger Mann von einnehmendem Äußern, der Sohn eines Schullehrers Namens Odenthal, hatte sich bereit erklärt, diesmal die Rolle der Göttin zu übernehmen. Er thronte im weißen griechischen Frauenkleide mit den Farben der Republik geschmückt auf einem offenen Wagen, der von Sackträgern in der Sonntagsjacke gezogen wurde. Die Sackträger mußten zuerst den republikanischen Eid feierlich schwören, um sich der hohen Ehre würdig zu machen. In Rheinbach hatte man auch das Vernunftsfest gefeiert und zur Stellvertreterin der Göttin ein schönes Frauenzimmer ausgewählt. Ihr Auftreten in Bonn wird jedoch nicht erwähnt. Zur besonderen Verherrlichung der Feier hatte

man in Aussicht genommen, die noch jetzt in der südlichen Front des Universitätsgebäudes befindliche Bleifigur der Mutter Gottes durch Pferde hinabziehen zu lassen und mit vielen zusammengeschleppten kurfürstlichen Wappen auf einem großen Scheiterhaufen neben dem Altare des Vaterlandes zu verbrennen. Als die Göttin im blonden Haare oben auf der Tribüne sich niedergelassen hatte, wurde das Zeichen zum Sturze des Muttergottesbildes gegeben. Die sechs vorgespannten Schimmel zogen mit Macht an, aber merkwürdiger Weise rissen alle Stricke und die Statue blieb unverletzt. Der Verdacht ist wohl nicht unbegründet, daß Jemand, um das Vorhaben zu vereiteln, die Seile durch vorher angebrachte Einschnitte beschädigt hat. Der ungünstige Erfolg wurde von den Zuschauern als ein untrügliches Gotteszeichen angesehen, drohende Rufe erschollen von allen Seiten. Man hielt es deshalb für gerathen, den Versuch nicht zu wiederholen. Während dieses Vorganges pflanzten andere Festgenossen hinter dem Altar des Vaterlandes einen Freiheitsbaum. Dann erhob sich die Göttin der Vernunft von ihrem Sitze und begab sich, umgeben von den Fahnen des Cirkels und der Municipalität, sowie von 6 Bürgern, welche die Fasces trugen und 12 Greisen begleitet, zu dem Scheiterhaufen, den sie unter dem Donner des Geschützes anzündete. Geich und Andere hielten glühende Reden und verdammten die Tyrannei. Im Volke fand dieses ganze Verfahren große Mißbilligung. Odenthal wurde bald darauf zum Heere ausgehoben und verlor in einer Schlacht durch einen Kanonenschuß seine Beine. So hat er noch längere Zeit in Bonn gelebt, man betrachtete dieses Unglück allgemein als eine Strafe Gottes. Am 4. April zeigte Geich an, daß er als Installirungs-Kommissar für die städtische Municipalität und die Verwaltung des Landkantons ernannt worden sei. Das darüber ausgestellte Schriftstück war in Koblenz von der Landesregierung unter'm 8. Germinal VI (28. März) ausgefertigt worden und von der Administration centrale du Departement de Rhin-Moselle, dem Präsidenten Champein, den Administrateurs Godou, Saur, Holthof und van Recum sowie von dem commissaire du pouvoir executif Rogier unterzeichnet.

Es waren als Mitglieder der Bonner Municipalität ernannt: Eilender, Bornheim, Rospath, Abshoven und Lemmerer, Bürger

Geich wurde als commissaire spal aufgeführt. Die Installation sollte am 20. Germinal (9. April) unter großer Feierlichkeit, Parade und Glockengeläute erfolgen. Geich und Limbach als neu ernannte Commissaire der ausführenden Macht erschienen mit dem, als Präsidenten der Municipalität eingeführten, Bürger Windeck hierbei zum ersten Male in der französischen Amtstracht. Rettekoven als Receveur des Domaines und Steinfeld als Polizei-Kommissar betheiligten sich auch hervorragend an der Feier, wobei von der Tribüne wieder viele schwülstige Reden gehalten wurden. Merkwürdig ist es bei allen diesen Vorfällen, daß am 27. April dennoch ohne Einspruch die übliche Gottestracht mit Prozession begangen werden konnte, welche der Friedensrichter Detrou aber nur allein von den Beamten mitmachte.

In Bonn erfuhr man von den Verhältnissen im Lande sehr wenig, die Cisrhenanen hatten zwar ein Blatt, „der Freund der Freiheit" gegründet, dasselbe brachte jedoch wenig Thatsachen. Eine reichhaltigere Sammlung von Schimpfereien und schwülstigen Redensarten ist wohl noch nie in Deutschland gedruckt worden. Das Blatt bildet einen traurigen Belag zur Beurtheilung der Ueberspanntheit und Geistesverirrung der sogenannten deutschen Patrioten. Die Einfuhr englischer Waaren war damals nicht gestattet. In jener Zeit begann auch das abenteuerliche Verfahren, daß man Letztere auf dem Viereckplatze zusammentragen und öffentlich verbrennen ließ, wobei jedoch Vieles unter der Hand fortgeschleppt worden sein soll.

Im Laufe des Sommers wurden die eingesetzten nationalen Feste in ähnlicher Weise, wie schon vorher geschildert worden ist, gefeiert und boten nichts Besonderes. Als bemerkenswerth ist vielleicht nur zu erwähnen, daß an dem Feste des Ackerbaues am 28. Juni die Theilnehmer zuerst sämmtlich ohne Zopf, aber mit Perücken à la Titus und Brutus erschienen, die Frauen zeigten sich in kurzen Taillen. Auch der Sturz Robespierre's wurde am 27. Juli festlich gefeiert. Am 2. Juli fanden sich die ersten französischen Douainers ein, welche bald zum Mißvergnügen der Bürger ihre Thätigkeit entfalteten. Hauptsächlich forschten sie nach Engländern und eingeschmuggelten englischen Waaren. Nebenbei wurden ihnen auch allerlei Denunziationen zur Last gelegt, in Folge deren viele Verhaftungen

Statt fanden. Ein Kanonikus wurde eingesteckt, weil er keine Kokarde trug, die Pastöre von Meckenheim und Lüftelberg schleppte man in das Zuchthaus, weil sie Prozessionen abgehalten hatten, ein Franziskaner Lubentius Uphof, welcher aufrührerische Predigten gehalten haben sollte, mußte ebenfalls in's Gefängniß wandern. Es war eine sehr unruhige Zeit, die allgemeine Unsicherheit wurde aber noch dadurch vermehrt, daß die französischen Soldaten untereinander in offener Fehde lebten. Die rothen Husaren und Infanteristen trieben es so weit, daß sie Duelle auf der Straße ausfochten, in Folge dessen die Letzteren aus der Stadt auf die Dörfer verlegt werden mußten.

Am 9. August wurden die Register über den Civilstand der Bürgerschaft eingeführt, welche man dem Bürger Eilender als officier de l'etat civile übertrug. Schon vorher war am 15. Messidor VI (3. Juli) ein Verzeichniß sämmtlicher Einwohner der Stadt aufgenommen worden, es stellte sich bei dieser Gelegenheit heraus, daß die Bevölkerung aus 8837 Personen bestand und zwar aus 2550 männlichen und 3443 weiblichen Erwachsenen, der männlichen Kinder waren 1392, der weiblichen 1452. Auch ermittelte man wie viele Aerzte, Wundärzte und Hebammen vorhanden seien. Die Zahl der Letzteren betrug 5, worunter sich zwei Jüdinnen befanden, außerdem gab es einen Accoucheur und 5 Wundärzte. Die fünf Aerzte waren Dr. Wolff, Dr. Crevelt, Dr. Tils, Dr. Wurzer und Dr. Wegeler, welche sämmtlich ihre Bestallung theils von Wien, theils aus der Zeit der kurfürstlichen Herrschaft aufzuweisen vermochten. Einem der Wundärzte, welcher seine Anerkennung nicht beibringen konnte, wurde vorläufig die Praxis untersagt. Zeitweilig hielt sich außerdem noch der früher erwähnte Professor an der ehemaligen kurfürstlichen Universität, Dr. Rougemont in Bonn auf. Im Oktober erfolgten wichtige Aenderungen. Am 11. wurde das Dezimalsystem eingeführt und durch den General Wirion die Gensdarmerie organisirt, am 18. traf man Anstalten zur Einrichtung einer Centralschule. Die Professoren Rougemont, Wurzer, Odenkirchen, Tils, Christ und Tribolet, wovon der Erstere 1500 livr., die Andern jeder 1200 livr. jährlichen Gehalt beziehen sollten, wurden aufgefordert, als Lehrer an derselben einzutreten, die drei Ersteren lehnten jedoch diese Anstellung ab. Als Pedell trat Schmitt mit einem Gehalte

von 300 livr. ein. Kurz darauf wurde Dupont als directeur du juri in Bonn ernannt.

Im Dezember reichten Abshoven, Bornheim und Rospath freiwillig ihre Entlassung als Mitglieder der Municipalität ein. Für dieselben traten Breuning, Degenhardt und Koll ein, denen später noch Bertrams zugesellt wurde. Die Präsidentenstelle bekleidete Eilender. Geich spielte aber stets in allen städtischen Angelegenheiten die Hauptrolle und zwar mit einer Rücksichtslosigkeit, daß er es sogar wagte, gegen den Platz-Kommandanten Thouvenin, dessen Adjutanten Herault und seinem Sekretair Pilard eine gerichtliche Verfolgung anzustrengen, die Ursache hiervon ist jedoch nicht angegeben. Er wohnte stets allen Sitzungen des Magistrats bei.

IX.

Das Jahr 1799 (L'an VII der französischen Republik). Die Gründung der Centralschule. Präfekt Rudler durch Marquis und Lekanal ersetzt. Aushebung von Geiseln. Napoleons Auftreten in Paris.

Das Schulwesen, welches in der letzten Zeit der kurfürstlichen Herrschaft einen sehr erfreulichen Aufschwung genommen hatte, war durch die Kriegsverhältnisse ganz in Verfall gerathen. Die Universität bestand nicht mehr, da die meisten Professoren wegen ihrer Eidesweigerung nicht mehr im Amte bleiben konnten. Eine Anzahl Studenten befand sich zwar noch in Bonn, sie verfolgten aber mehr politische, als wissenschaftliche Zwecke. Sie bildeten zwei Parteien, von denen sich die Freiheitsfreunde Purschen nannten, die Anderen hießen Philister. Ihre Hauptbeschäftigung bestand darin, daß sie sich gegenseitig verunglimpften und prügelten. Sie trieben es so arg, daß die Regierung sich in's Mittel legen mußte. Die Spottnamen wurden verboten und die Wächter der Ordnung angewiesen jeden Studenten, der sich Uebergriffe zu Schulden kommen lasse, vor den Friedensrichter zu führen. Einige Lehrer des früheren Gymnasiums wohnten noch in dem früheren

Universitätsgebäude in der Bonngasse und gaben Unterricht. Sie unterhielten keine offiziell anerkannte Lehranstalt, die Regierung legte ihnen aber auch kein Hinderniß in den Weg. Die Bürgerschule bestand ebenfalls noch, alle Schulverhältnisse führten jedoch nur ein Scheinleben, denn die Regierung hatte bisher keine Zeit gehabt sich um sie zu bekümmern. Der Unterricht war hauptsächlich der Privatindustrie überlassen und es wurde fast gar nichts geleistet. Die Franzosen sahen lieber, daß die Schuljugend sich an den patriotischen Festen betheiligte, als daß sie etwas lernte.

Rudler wandte endlich diesen Verhältnissen seine Aufmerksamkeit zu, indem er in einem Erlasse vom 9. Prairial VI über die Einrichtung einer Centralschule in Bonn das Nähere festsetzte. Auch die Einführung von Primär- und Sekundärschulen faßte man in's Auge. Geich hatte schon seit einiger Zeit oft die Schulfrage in seiner Dekadenschrift besprochen. Die Sitzung der Centralverwaltung des Rhein- und Mosel-Departements vom 14. Vendem. VII, in welcher der Bürger Saur den Vorsitz führte, brachte endlich, besonders in Bezug auf die Centralschule, die gewünschte Entscheidung. Am 21. Nivose VII (10. Januar) erhielten die Bürger Christ, Odenkirchen, Tribolet und Wurzer bereits ihre Bestallung, kurz darauf erfolgte dann, wenn auch in geringem Umfange, die Eröffnung der Schule. Sie sollte ein Mittelding zwischen Universität und Gymnasium sein, aber ganz nach französischem Muster eingerichtet werden. Auf folgende Lehrgegenstände hatte man Bedacht genommen: Zeichenkunst, Naturlehre, Pflanzenkunde, alte Sprachen (Griechisch und Latein), französische Sprache, Mathemathik, Experimentalphysik, Chemie, schöne Wissenschaften, Geschichte, Gesetzgebung und Entbindungslehre. Auch ein Bibliothekar sollte angestellt werden. Die vollständige feierliche Einweihung verschleppte sich jedoch noch bis zum 30. Germinal VIII und auch diese wurde durch die Eidesverweigerung mehrerer Professoren in der Aula der früheren Universität in unliebsamer Weise vereitelt. Erst im Sommerhalbjahr 1800 gelangte man dazu die Centralschule als feststehend zu betrachten. Dieselbe befand sich in dem Jesuitengebäude in der Bonngasse.

Geich konnte während dieser Zeit seine Wühlgelüste, obgleich er doch allmälig die Nutzlosigkeit derselben hätte einsehen müssen, noch immer nicht bezähmen. Er verlegte den Hauptplatz

seiner Thätigkeit auf das Land, wo er überall Freiheitsbäume zu pflanzen suchte. Oft gerieth er dabei in unangenehme Verwickelungen, wodurch er sich aber nicht abschrecken ließ. Am besten gelang es ihm in den Bonn zunächst gelegenen Dörfern. Am 23. Germinal VI begab er sich unter Anderen mit Abshoven nach Dransdorf und belegte zum heilsamen Vorschrecken alle amtlichen Papiere des Ortsvorstehers mit Beschlag. Zehn Tage später erschien er wieder in Begleitung Abshovens und einer militärischen Escorte, um einen Freiheitsbaum zu pflanzen. Morgens 8 Uhr (19. April) ließ er die ganze Gemeinde durch Glockengeläute und Böllerschüsse zusammen rufen. Auf dem Gemeindeplatze in der Nähe des Hauses des Vorstehers fand der Akt Statt. Die Schulkinder, welche im Feststaate zugegen waren, wurden mit Kuchen bewirthet und erhielten kleine Münzen zum Andenken, während die Trommeln gerührt wurden und die Soldaten das Gewehr präsentirten. Nach dem hierüber aufgenommenen Protokolle soll sich viele Begeisterung gezeigt haben, der Vorsteher Henr. Lehnhausen scheint dieser patriotischen Kundgebung günstig gestimmt gewesen zu sein. Wie es in dem Berichte heißt, fand der Ruf: „Es lebe die französische Republik“ allgemeinen Anklang.

Der Regierungskommissar Rudler in Mainz hatte bereits am 8. August des vorigen Jahres angeordnet, daß von da ab zu den Dekaden und anderen nationalen Festen stets die frühere Schloßkapelle benutzt werden solle. Da die katholische Religion mit der Messe allgemein in Frankreich abgeschafft und die Göttin der Vernunft als der wahre Gott eingeführt war, so wurde vor Allem der Altar aus der Kapelle entfernt. Alle Figuren und Bilder, welche auf Religion und Christenthum Bezug hatten, zertrümmerte man und verbrannte den größten Theil derselben. Vor dem früheren Altare erhob sich eine große Rednerbühne, zu welcher breite Stufen hinauf führten. Von dort sprachen die Patrioten zum Volke über Aufklärung und alle mögliche Gegenstände, nur nicht über solche, die auf die eigentliche Religion Bezug hatten. Am 2. Pluviose fand die Eröffnung des Dekadentempels als Erinnerungsfeier des Todestages Ludwig XVI Statt. Alle öffentliche Beamte und Angestellte, das Militär, der Magistrat und die Centralschule erhielten eine Einladung, rechtzeitig um 1 Uhr auf dem Rathhause sich zu versammeln. Die Magistratsbeamten

unter Anführung von Geich erschienen in spanischer Tracht, dreifarbiger Schärpe um die Lenden und an der Seite einen Degen. Den breitrandigen aufgeklappten Hut zierten rothe, blaue und weiße Straußenfedern, die hornartig über der dreifarbigen großen Kokarde hervorragten. Der sogenannte krumme Geich soll in diesem Aufzuge einen höchst spaßhaften Anblick geboten haben.

Vom Rathhause begab sich die ganze Versammlung in feierlichem Zuge nach dem neu eingerichteten Tempel der Vernunft, wo der Municipalpräsident die Eröffnungsrede hielt. Dann trat Geich vor, las ein arreté vom 14. Nivose VII ab und forderte die Anwesenden auf den neuen republikanischen Eid zu schwören. Nach Beendigung dieser Feierlichkeit begaben sich Alle zum Markte, um anstatt des verdorrten bisherigen Freiheitsbaumes einen neuen zu pflanzen. Alle Glocken läuteten bei diesem Akte und die Kanonen donnerten, während Geich eine Rede an das spärlich versammelte Volk hielt. Die Freiheitsbäume waren alle von kurzer Lebensdauer, besonders der auf dem Markte und am Ausgange der Brüdergasse vor dem Kapuzinerkloster mußten oft erneuert werden. Dies hatte seinen natürlichen Grund, denn die Bürger haßten diese Zeichen der Fremdherrschaft und ließen keine Gelegenheit vorübergehen sie in ihrem Wachsthume zu schädigen. Die Rinden der Bäume wurden zur Nachtszeit abgeschält, auch rüttelte man sie los in der Erde, so daß sie bald abstarben.

Bei allen öffentlichen Festlichkeiten, von denen einige schon um 11 Uhr Morgens ihren Anfang nahmen, war jeder Bürger befugt Reden zu halten. Die Beamten, das Militär und die ganze Schuljugend mit ihren Professoren und Lehrern stellten sich in bestimmter Reihenfolge auf. Jedesmal wurde auch eine Sammlung für die Armen abgehalten. Die Gemahlin des Generals Wirion war mit gutem Beispiele vorangegangen, sie ließ sich am Arme von einem Bürger führen und sammelte die Gaben von den Anwesenden ein. Die Festtage wurden stets durch einen Ball im englischen Hofe beschlossen, wobei es aber meistens an Damen fehlte. Außer den Bürgerinnen Robson, Nettekoven und Eschweiler war hauptsächlich die Judenschaft vertreten, welche die Gewährung der anerkennungswerthen Gleichberechtigung gern bei solchen Gelegenheiten ausbeutete. Die Feier der früheren kirchlichen Feste z. B. der h. drei Könige u. s. w. war nicht gestattet,

der Anfang des republikanischen Jahres 1. Vend. (22. September) galt als Neujahrstag. Alles, was an die frühere Zeit erinnerte, hatte man mit den Wappen und Zeichen bereits vollständig beseitigt.

Als neue Einrichtungen traten die Einführung der Hypothekenregister und die Thür- und Fenstersteuer in's Leben. Am 29. März wurde der erste Heirathsakt von dem Civilstandsbeamten eingetragen. Die Verkehrsverhältnisse gestalteten sich zu dieser Zeit etwas günstiger, da die Franzosen endlich die Festung Ehrenbreitstein in die Gewalt bekommen hatten, wonach die Schifffahrt auf dem Rheine und der Mosel frei gegeben wurde. Alles, was an wissenschaftlichen Sammlungen aus der kurfürstlichen Zeit werthvoll gewesen war, hatte der Bürger Keil nach Paris geschickt oder, wie die große Bibliothek, unter der Hand verkauft. Den geringen Rest überwies man der Centralschule zur Benutzung, welchen die Professoren Crevelt und Tils übernahmen. Das in der Privatwohnung des früheren Kurfürsten noch befindliche Mobiliar versteigerte man öffentlich.

Am 29. März erfolgte die Kriegserklärung gegen Oesterreich. Der größte Theil der Bonner Besatzung setzte auf das rechte Rheinufer über und nahm unter Jourdans Anführung an den Kämpfen um Mannheim Theil. Schon vorher machte sich eine unruhige Bewegung unter der Bevölkerung des Rheinthals bemerkbar. Im Oberlande wurden sogar schwache Versuche zur Gründung eines Landsturms gemacht, dieselben mißglückten zwar, weckten aber hier und da Hoffnung auf Besserung der Lage. Man forschte auch hier strenge den sogenannten Aufwieglern nach, und als man den Posthalter Pauli als Verbreiter böswilliger Nachrichten erkannt zu haben glaubte, wurde er verhaftet und nach Paris geschleppt, von wo er erst am 9. August wieder nach vielen Bemühungen entlassen wurde.

Der Regierungskommissar Rudler war im April aus seiner Stellung entlassen und vorläufig durch Marquis ersetzt worden. Am 7. Juli verließ auch dieser wieder seinen hohen Posten, um Lekanal Platz zu machen. Der Letztere trat mit großer Strenge auf. Am 24. Nivose war eine neue Steuerausschreibung von 27000 Frank ausgeschrieben worden, deren Zahlung aber wieder schlecht bewerkstelligt werden konnte. Von Paris hatte man die

Weisung ergehen lassen, mit rücksichtsloser Strenge gegen die Säumigen vorzugehen und zum abschreckenden Beispiele unter Umständen hervorragende Persönlichkeiten als Geiseln einzusperren. Mehrere Einwohner wurden in Folge dessen durch Gensdarmen verhaftet und in das Barbara-Kloster nach Koblenz gebracht. Als Geiseln für die Ruhe der Bevölkerung wurden ebenfalls Viele fortgeschleppt. Unter ihnen befanden sich der Geh.-Rath Pfingsten, die Herren v. Munch, v. Weerth und Andere, welche im Oktober erst nach 14tägiger Haft, nachdem die Sache ausgeglichen war, zurück kehrten. Viele, wie v. Gudenau, Mastiaux, Frozheim, Boosfeld, Kaufmann, Schötter, Falkenstein, die ebenfalls auf der Liste standen, entzogen sich noch rechtzeitig durch die Flucht dem drohenden Geschicke. Diese strengen Maßregeln wurden durch die Centralverwaltung in Koblenz angeordnet, welche aus dem Bürger Holthof als Präsidenten, den Räthen Vanrecum und Wasserfall, dem Kommissar des Vollziehungs-Direktoriums Bordé und dem General-Sekretär Baldamin bestand. Der Kapitain-Kommandant Gaillard in Bonn hatte die einzuziehenden Persönlichkeiten bezeichnet. Der Kommissar der Republik, Lekanal, welcher die Unzuträglichkeit solcher Verhaftungen, die noch dadurch an Strenge gewannen, daß man von den Eingekerkerten verlangte, sie sollten sich selbst beköstigen, einsah, ließ die Verhafteten wieder frei. Bei den Festlichkeiten wurden aber zur sonderbaren Beleuchtung dieser Vorfälle in dem Tempel der Vernunft regelmäßig Bruderküsse gewechselt. Man sieht hieraus, daß man in Bonn alle die Tollheiten, welche in Paris an der Tagesordnung waren, nachzuahmen suchte, wenn auch die Pariser Sitten wie die Moden etwas verspätet hier eintrafen.

Am 23. Oktober langte die Nachricht in Bonn an, daß Napoleon von Aegypten zurück gekehrt sei. Massena hatte die Russen unter Korsakow in der Schweiz besiegt, Holland wurde von den Engländern geräumt, und nun trat wirklich der ganz freie Verkehr auf dem Rheine ein, wodurch das Leben wieder bedeutend gehoben wurde. Traurig war der Herbst aber dennoch für die hiesige Gegend, denn am 23. Oktober stellte sich plötzlich eine so starke Kälte ein, daß alle Weinstöcke erfroren.

Im November trat die ganze politische Lage zu Paris auf einen andern Standpunkt. Napoleon hob die Nationalversamm-

lung durch Militärgewalt auf und die Direktorial-Konstitution vom Jahre III wurde bald darauf vernichtet. Napoleon nahm nach Verkündigung der vierten Konstitution der Republik am 22. Frimaire als zehnjähriger erwählter Konsul die erste Stelle im Lande ein, ihm wurden Cambaceres und Lebrun zugeordnet.

X.

Das Jahr 1800 (L'an VIII).

Die neue Konstitution. Einkünfte der geistlichen Genossenschaften. Departements - Eintheilung. Brand der Remigiuskirche.

Bei dem Wechsel der Konstitution mußten jedesmal alle Beamte einen neuen Eid schwören. Dieses war auch nach einer Verfügung des Justizministers vom 22. Brumaire geschehen, Geich hatte dem Präsidenten Eilender, so wie den übrigen Municipalbeamten Breuning, Eichhof, Koll und Pasch mit dem General-Sekretair Pfeiffer den Eid abgenommen. Nach Verkündigung der vierten Konstitution forderte deshalb der Platz-Kommandant auch am 11. Nivose VIII das Militair und die Militair-Verwaltung auf am nächsten Morgen (2. Januar 1800) mit der Municipalität im Dekadentempel sich einzufinden, um einen gleichen feierlichen Akt auszuführen. Zugleich machte die Central-Verwaltung in Mainz, an deren Spitze jetzt der Bürger Dubois-Dubais für den entlassenen Lekanal getreten war, öffentlich bekannt, daß das herumgetragene Gerücht, als beabsichtige das französische Gouvernement das Rheindepartement wieder an den früheren Kurfürsten zurückzugeben, unwahr sei. Auch Dubois-Dubais hielt sich nicht lange auf seinem hohen Posten. Durch Beschluß der Konsuln vom 1. Nivose VIII (22. Dezbr. 1799) wurde der frühere Präsident der Intermédiaire-Commisson in Bonn Bürger Shée zum Gouvernements-Commissaire ernannt. Seiner Ankunft sah man in den nächsten Tagen in Bonn entgegen.

Shée hatte sich hier durch sein rücksichtsvolles Benehmen viele Freunde erworben und sich nie geweigert den berechtigten Wünschen der Einwohnerschaft entgegen zu kommen. Auch besaß er große Umsicht im Verwaltungsfache.

Vor Allem handelte es sich darum die vollständige Organisation der Centralschule zu einer großen höheren Lehranstalt durchzusetzen. Ferner strebte man dahin die Verlegung des neu einzuführenden Revisions-Tribunals nach Bonn zu erwirken und Shée zu bestimmen seinen Aufenthalt in Bonn zu nehmen. Bei der Vergrößerung der Centralschule kam besonders die Frage wegen Beschaffung der erforderlichen Mittel in Anschlag. Die Professoren der früheren Universität und die bereits angestellten Lehrer der Centralschule waren bereits am 30. Oktober des vorigen Jahres (8. Brumaire VIII) zusammengetreten und hatten der Municipalität eine Denkschrift überreicht, worin sie die flüssigen Fonds der früheren Universität nachwiesen. Hieraus ergab sich, daß die Geldmittel für Besoldungen u. s. w. vorhanden waren, wenn die Regierung sich entschließen wollte, die unter Sequester gelegten Güter, von denen die Universität stehende Renten bezogen hatte, frei zu geben. Die Professoren waren bereit, eine Anstellung an der Centralschule zu übernehmen, wenn diese in dem erweiterten Umfange, wie es nach der Verfügung des Regierungs-Kommissars Rudler vom 9. Prairial VI in Aussicht gestellt worden sei, eingerichtet werden würde. Das Gymnasium führte während dieser Zeit noch immer ein Scheinleben fort. Wie viele Schüler es damals gehabt hat, ist nicht festzustellen. Es waren der Lehrer nur wenige, es scheint ihre Zeit aber wohl in Anspruch genommen worden zu sein, was auch daraus hervorgeht, daß man sie am 8. Pluviose auf ihr Gesuch vom Bürgerwachtdienst befreite. Der Hauptttheil der früheren städtischen Schule war in dem Kapuzinerkloster untergebracht, wo auch die Verwaltung des Landkantons Bonn ihr Sitzungslokal hatte.

Am 12. Januar traf Shée hier ein. Es waren zu seinem Empfange große Festlichkeiten veranstaltet. Unter Abfeuerung von Ehrensalven und dem Geläute aller Glocken wurde er durch eine Garde von 24 Bürgern von dem Weichbilde der Stadt zum Rathhause geleitet, wo man ihm die Bitten der Einwohnerschaft vortrug. In der entgegenkommendsten Weise versprach er dieselben

zu berücksichtigen, und seinem Einflusse ist es auch wohl besonders zuzuschreiben, daß namentlich in Bezug auf die Centralschule bald die umfassendsten Maßregeln in's Leben traten.

Dieselbe sollte vollständig als höhere Lehranstalt eingerichtet werden, wobei jedoch schon von Rudler darauf hingewiesen worden war, daß die Organisation übereinstimmend mit den in Frankreich vorhandenen höheren Schulen erfolgen müsse. In Folge Verfügung vom 29. Ventose VIII (20. März 1800) wurden die Gehälter der Professoren zusammengestellt und die Vorschläge dem Minister eingereicht, um diese Beträge entweder auf die Centimes additionels oder auf die Revenüen der früheren Universität anzuweisen, mit deren Empfang die Domainenkasse beauftragt war. Die Besetzung der Lehrstühle war in folgender Weise geordnet:

Alte Sprachen: Latein und Griechisch der frühere Minorit Odenkirchen, französische Sprache Bürger Triboulet, Mathematik Bürger Christ, Physik und Chemie Bürger Wurzer, schöne Wissenschaften Bürger Casson, Geschichte Bürger Hauser, Geburtshülfe Bürger Wegeler, Bibliothekar Bürger Krupp.

Das Gehalt der Professoren betrug jährlich 2000 Franken und für Wohnungsmiethe 500 Franken.

Der Gouvernements-Commissar Shée ernannte dann noch durch Verfügung vom 7. Germinal VIII (28. März 1800) zu Professoren der Naturgeschichte und Botanik den Bürger Crevelt, für Sprachkunde den Bürger Schallmeyer (Minorit) und für Rechtskunde den Bürger Fischenich. Geich wurde damit beauftragt die Einrichtung der Centralschule in ihrem vergrößerten Umfange zu bewerkstelligen.

Die Duldsamkeit der Regierung, daß sie hierbei keinen Anstand nahm auf frühere Ordensmitglieder zurückzugreifen, wurde allgemein anerkannt. Die Klöster waren einmal so mit der Stadt verwachsen, daß man deren Beseitigung nicht gern gesehen hätte. Merkwürdig ist es aber doch, daß man nach Einführung des Vernunftskultus sie dennoch bestehen ließ. Sie mußten aber ein Stillleben führen. Den Kapuzinessen wurde unter Anderen sogar verboten Nachts die Horen zu läuten; galt es aber die Ankunft eines hochgestellten Beamten zu feiern, so wurden auch die Orden aufgefordert sich an dem allgemeinen Geläute zu betheiligen.

Das Vermögen der Klöster.

Bereits im April 1798 hatte man die Aufhebung der Klöster gefürchtet, sie mußten nämlich damals eine genaue Angabe ihrer Vermögensverhältnisse einreichen. Es hatte sich herausgestellt, daß sie im Allgemeinen arm waren.

Das Franziskanerkloster beherbergte 17 Mitglieder. Tob. Hansel war der Guardian desselben. Liegende Güter besaßen sie gar nicht, jedoch beliefen sich ihre Schulden auf 610 Rchsthlr. 23 Stüber. Einem Metzger, der noch eine Summe von 357 Rchsthlr. Spec. zu beanspruchen hatte, waren sogar 6 Kelche, 2 Ciborien und 1 Monstranz als Unterpfand überwiesen worden. Auf Antrag des Guardians hatte die Regierung die Zurückgabe dieser Gegenstände verfügt und den Metzger mit einer Gegenklage abgewiesen. Das Kirchengeräth bildete den einzigen Besitz des Klosters, sonst lebten sie von Almosen und dem Ertrage des Klostergartens.

Reicher war das Damenstift Dietkirchen, welches viele Bezüge von Ländereien und liegende Gründe als Eigenthum besaß, außerdem ein Kapitalvermögen von 1450 Rchsthlr. Spec., die Regierung hatte aber ihre schwere Hand auf die Einkünfte gelegt. Frau von Bourscheid war Abtissin, außerdem befanden sich noch 2 Fräulein von Lombeck und 2 Fräulein von Spieß im Kloster.

Im Kapuzinerkloster wohnten 7 einheimische und 11 hierher geschickte Ordensmitglieder unter dem Guardian Godfried Krüppel. Außer den Kirchengeräthen, von welchen Vieles von Kupfer war, gaben sie die Kirche mit Klosterhaus und Garten als ihr einziges Besitzthum an, ohne dessen Werth zu beziffern.

Der Superior des Minoritenklosters war Cyprian Averbunck. Vor dem Einmarsch der Franzosen betrug die Zahl der Ordensgeistlichen in demselben 25, sie waren jedoch bis auf 14 zusammengeschmolzen, da ihrem Austritte nichts im Wege stand. Das Baarvermögen belief sich auf 5946 Gulden und 8605 Reichsthaler. Außerdem besaßen sie Ländereien, Pacht- und Zehntenbezüge.

Zum Engelthale gehörten in dem genannten Jahre 25 Mitgliederinnen; wo sie hausten, ist jedoch nicht angegeben. Sie

scheinen tüchtige Patriotinnen gewesen zu sein. Ueber der von ihnen eingereichten Zusammenstellung ihres Vermögens, welche fast gar nichts Sachliches außer Klagen enthält, befindet sich die übliche Formel: „Freiheit und Gleichheit“. Sie reden die Regierung mit „Bürger“ an und unterschreiben sich mit Gruß und Verbrüderung als „Bürgerinnen des Klosters Engelthal“. Abtissin war Maria Crescentia Schmidtin.

In der Congregation de notre dame, deren Oberin Seraphine Weed war, werden 14 Nonnen aufgeführt. Ihre Urkunden und Pachtbriefe hatten sie, wie angegeben wird, dem Kurfürsten vor seiner Abreise eingereicht, ihre Einkünfte waren sehr unbedeutend.

Das Kapuzinessenkloster bestand aus 20 Nonnen unter der Oberin Maria Ignatia. Ihre Einnahmen sind gering, die sämmtlichen „Bürgerinnen“ empfehlen sich daher gehorsamst dem Wohlwollen der Regierung, wobei sie hervorheben, daß Keine von ihnen vor dem Einrücken der Franzosen ausgewandert sei.

Das Archidiakonalstift Bonn, zu welchem 1 Probst, 1 Dechant, 1 Scholaster, 31 Kapitulare, 6 Domicellarien, 23 Vikarien, 3 Sänger, 18 Pfarrer und mehrere Seelsorger gehörten, die aus den reichen Stiftseinkünften ihre Besoldung erhielten, im Ganzen 128 Personen mit Opferleuten, Organisten, Arbeitsleuten u. s. w., wies 23 Stiftungen nach. Der Kurator Mastiaux erklärte aber, daß die Einkünfte nicht genau nachgewiesen werden könnten, da dieselben hauptsächlich in Zehnten und Früchten beständen.

Am ärmsten war das Frauenkloster in Graw-Rheindorf. Das von ihnen eingereichte Vermögensverzeichniß weist nur Kupfergeschirre und einen dürftigen Vorrath an Leinen und Bettzeug auf. Dasselbe bestand aus 4 Mitgliedern, Dennot hat das Schriftstück als „Obrigkeit“ unterzeichnet. In der Nacht vom 27. zum 28. Februar 1798 war man, wie angegeben wird, bei ihnen eingebrochen und hatte eine Menge ihres Besitzthums gestohlen.

Als geistliche im Bonner Banne gelegene Deutsch-Ordensgüter hatte man bereits am 5. Septbr. 1795 festgestellt, daß dieselben 769 Morgen, 2 Viertel und 1/2 Pinte betrugen.

Das Verzeichniß war jedoch nach eigener Angabe des Aufstellers Probst nicht vollständig.

Im Allgemeinen konnte man somit wohl sagen, daß die Klöster ein armseliges Dasein fristeten. Die Klausur wurde fast gar nicht aufrecht gehalten, die Insassen der Klöster benutzten daher in dürftigen Zeiten gern die Gelegenheit um, wie sie es nannten, in die Ferien zu gehen und sich bei Verwandten und Bekannten zeitweilig aufzuhalten.

Am 30. Germinal VIII fand die feierliche Eröffnung der Centralschule in den dazu bestimmten Räumen Statt, wobei sich sämmtliche Civil- und Militairbehörden und der Kommissar Geich einfanden.

Durch Beschluß der Konsuln vom 24. Floreal VIII (14. Mai) waren die eroberten Lande in die vier Rheindepartements: „Saar, Roer, Rhin und Moselle und Donnersberg" eingetheilt worden, von denen jedes mit seinem Bezirke der Gerichtsbarkeit eines Korrektional-Tribunals unterstellt wurde. Als Regierungssitz des Rhein- und Mosel-Departements war Koblenz ausersehen und der Bürger Baugeaud zum ersten Präfekten desselben ernannt worden. In Bonn sollte eine Unterpräfektur errichtet werden. Am 19. Thermidor VIII erhielt die Municipalität die Nachricht, daß Louis Champein diesen Posten übernehmen und in Bonn seinen Aufenthalt nehmen werde. Champein theilte mit, daß er am nächsten Dekadentage alle Beamte im Municipalitätsgebäude erwarte um seinen Ernennungsakt einregistriren und sich selbst in seiner neuen Stellung anerkennen zu lassen, somit blieb Bonn wenigstens die zweite Stadt des Departements. Am 30. Thermidor VIII (18. August) fand jedoch erst die feierliche Einführung des Unterpräfekten Statt, nachdem am 25. Messidor (14. Juli) bereits im Dekadentempel ein großes Fest zur Feier der neuen Konstitution veranstaltet worden war. Wie gewöhnlich zogen alle Civil- und Militärbehörden, die Mitglieder der Centralschule und alle Schulkinder im Sonntagsstaate unter Anführung der Lehrer zum Tempel, wo Geich eine Rede hielt. Demnächst verlas ein Mitglied der Verwaltung den Beschluß der Konsuln über die neue Organisation. Unter Abfeuerung von Kanonen, Glockengeläute und Musik wurde diese Feier geendigt.

Diese Organisation blieb bis zum Jahre 1814 bestehen. Das Steuerwesen wurde auch geregelt, man ernannte Direktoren, Inspektoren und Kontroleure für die vier neuen Departements.

Für das laufende Jahr waren an Abgaben zu Bonn zu entrichten:

Grundsteuer	20,276	Francs	
Personalsteuer	6,627	"	
Mobilarsteuer	3,941	"	
32 Cent. addit. Franc.	10,024	"	30
Summa	40,868	Francs	30.

Als merkwürdig ist noch zu berichten, daß am 4. März die Sprengung des Unkelsteines im Rheine Statt fand, wodurch ein großer Uebelstand für die Schifffahrt beseitigt wurde.

Der Brand der Remigiuskirche.

Der 20. Floreal VIII (10. Mai 1800) war für Bonn ein sehr verhängnißvoller Tag. Nach einer drückenden Schwüle zog sich über der Stadt ein schweres Gewitter zusammen, wie man es seit Menschengedenken nicht erlebt hatte. Die Wolken lagen bleiern über den Häusern, mächtige Donnerschläge setzten alle Einwohner in Schrecken, ein Blitz fuhr in den Thurm der Remigiuskirche, welche auf dem jetzigen Römerplatze stand. Bald darauf verkündete eine aufsteigende Rauchwolke aus der Spitze des Thurmes, daß der Blitz gezündet hatte. Die Sturmglocken wurden gezogen, die Trommeln geschlagen und die Feuerhörner in den Straßen geblasen, so daß bald die ganze Einwohnerschaft der Stadt auf den Beinen war. Man hatte sich jedoch seit den letzten Jahren so sehr an die Brandunfälle gewöhnt, daß die Bestürzung nicht sehr groß war, zumal als man erfuhr, daß nur ein Kirchthurm getroffen sei. Lachend stand eine große Menge Volkes auf dem kleinen Kirchhofe und in den engen Straßen in der Nähe der Kirche herum und sah dem Schauspiele zu, wie sich die Flammen immer weiter ausdehnten. Diese Gleichgültigkeit der Einwohner wurde verderblich für die Kirche und brachte nebenbei große Gefahren für die Stadt, denn viele Häuser standen in nächster Nähe.

Eine geordnete Feuerwehr gab es damals in Bonn nicht.

Die Stadt besaß vier große und zwei Handspritzen, zu den Ersteren gehörten vier große lederne Schläuche von 44, 66, 84 und 94 Fuß Länge, außerdem leinene Schläuche von 96 Fuß Länge. An Ledereimern waren 251 Stück vorhanden. Aus der kurfürstlichen Zeit gab es noch im Orangerie- und im Komödienhause zwei große und eine kleine Spritze, an welchen aber, wie sich nachträglich herausstellte, die Schnäbel fehlten. Auf dem Universitätsplatze standen vier Brandbütten auf Schlitten, von drei anderen Kufen waren die Wassergefäße abhanden gekommen. Zwar hatte man eine Brandkommission von sechs Personen eingesetzt, sie besaßen aber keine Gewalt über die Handwerker, welche die Spritzen bedienen sollten. Ihre Anordnungen wurden nicht befolgt. In dem Berichte, welcher am Tage nach dem Brande eingereicht wurde, heißt es: „Werk- und Handwerksleute, deren Pflicht es war beim ersten Zeichen des Brandes mit den gehörigen Werkzeugen herbeizueilen, um im ersten Augenblicke, wo die vom Wetterstrahl getroffene Spitze des Thurmes durch kühnes Eindringen mit einem paar derben Axthieben hätte können zusamgestürzt und der ganze Ausbruch der Flammen gehemmt werden können, kamen theils gar nicht, theils zu spät, ohne Werkzeuge und mit so wenig gutem Willen, zur Brandstätte, daß von ihnen außer einem paar derselben gar keine Dienste geleistet, ja sogar andere Bürger durch ihre niedrige Furcht abgeschreckt wurden. Ebenso lau zeigten sich die öffentlichen Beamten unserer nächsten Nachbaren, keines der umliegenden Dörfer eilte zur Hülfe, denn keiner ihrer Agenten, die ihnen Befehle dazu hätten ertheilen können, schien unsere Noth zu fühlen. Spät erst, nachdem an Löschung des Thurmes selbst nicht mehr zu denken war und nur mit außerordentlicher Mühe gelang es denen von der Municipalität zur Leitung gesandten Municipal-Verwaltern, unterstützt von einem Theil wackerer und thätiger Bürger die verschiedenen Brandspritzen an jene Stellen und Häuser zu bringen, die beim Einsturz des Thurmes in Gefahr kommen und die Feuersbrunst verbreiten konnten, dann die Helfer so zu ordnen, daß es bei längerer Dauer des Brandes weder an Beifuhr des Wassers noch an Geräthschaften mangelte."

In diesem Schriftstücke wird ferner gesagt, daß ein Municipal-Verwalter, nachdem er vergeblich Geld, gute Worte und Dro-

hungen angewendet, um einige Werkleute zu bewegen in die Spitze des Thurmes zu steigen, sich selbst in Begleitung des Bürgers Leidel hinauf gewagt habe, wo er den Bürger Schunck mit dem alten Leiendecker Esper allein beschäftigt fand mit einer Handspritze das Feuer zu löschen, die Menge unten aber „habe sich an dem Verderben gelabt". Zum Glücke herrschte Windstille, dennoch aber zündete es an mehreren nahe liegenden Häusern, es glückte jedoch den um ihre Habe besorgten Bürgern die Gefahr von ihrem Besitzthume abzuwenden. Das Kirchendach brannte mehrmals, wurde aber auch endlich nach vieler Mühe gelöscht. Das Innere des Thurmes wurde ganz vom Feuer verzehrt, ein Einsturz scheint jedoch nicht Statt gefunden zu haben. Die bei diesem Vorfalle zu Tage getretenen Unordnungen gaben der Municipalität Veranlassung mehrere Bürger, welche ihrer Pflicht Genüge gethan und sich durch ihr werkthätiges Eingreifen ausgezeichnet hatten, öffentlich zu loben, ihnen feierlich Dank zu sagen und ihre Namen zum ewigen Angedenken in die Rathsprotokolle einzutragen. Unter ihnen befanden sich der Direktor des botanischen Gartens Lenné, Angelbis, Marder Vater, Muß, Fischmeister Klein, Arck, Gebrüder Karth, Klöckner, Wessel, Schlosser Pfeiffer, Kupferschmied Becker, Jacob Bitter, Kolls, Bogen, Wachtadjutant Marterstect, Zimmermeister Faab, Leiendecker Braun. Die Namen dieser Männer wurden zu ihrer Ehre auf allen öffentlichen Plätzen angeheftet.

Aus allen Mittheilungen geht hervor, daß die Bürger sich den Verlust des Thurmes nur selbst zuzuschreiben haben.

In demselben Monate kam auch noch ein Gegenstand zur Sprache, welcher ein eigenthümliches Licht auf die damaligen Verhältnisse wirft. Die Bürger verlangten nämlich die Abschaffung des bisher im Gebrauch befindlichen Leichenwagens, weil sie die Kosten für die Benutzung desselben, welche 30 Stüber betrugen, nicht mehr bezahlen wollten. Sie erklärten sich dazu nicht im Stande und schlugen vor durch die Mitglieder ihrer Brüderschaften die Leichen zum Kirchhofe tragen zu lassen. Bei dieser Gelegenheit stellte es sich heraus, daß viele Bürger während der französischen Herrschaft es vorgezogen hatten ihre Todten ohne Anmeldung in ihren eigenen Gärten und Grundstücken in der Stille zu beerdigen, wodurch jede Kontrole unmöglich wurde.

Hiermit mag es auch zusammenhängen, daß der Verbleib vieler Personen aus jenem Zeitraume nicht nachzuweisen ist. Nach langen Verhandlungen kam die Angelegenheit dahin zum Austrag, daß der Leichenwagen und die für denselben festgestellten Bedingungen nach der Verfügung vom 9. Oktober 1787 beibehalten blieben. Die Armen, zu denen sich jetzt der größte Theil der Bevölkerung rechnete, mußten unentgeltlich beerdigt werden.

Die französischen Waffen waren während dieser Zeit überall siegreich vorgedrungen. Der Einzug Bonapartes in Mailand, der Sieg bei Marengo und der darauf folgende Waffenstillstand, die Einnahme von München und Frankfurt wurden in Bonn in der festlichsten Weise gefeiert. Die Truppendurchzüge waren namentlich im Juli wieder sehr bedeutend, denn die ganze holländische Armee passirte unter Augereau das Rheinthal, um sich vorläufig in die Gegend von Wetzlar zu begeben. Am 18. August, dem Tage der Einführung des Unterpräfekten Champein, traf auch Colas als Präsident des Korrektionsgerichts in Bonn ein. Somit trat nun die neue Verwaltung vollständig in's Leben, die Municipalität des Landkantons Bonn stellte ihre Thätigkeit ein und hielt am 29. August ihre letzte Sitzung.

Besonders feierlich wurde der Neujahrstag neuen Styls zum Andenken der Stiftung der französischen Republik, 1. Vendemiaire IX (23. September 1800) in diesem Jahre begangen. Abends vorher wurden stundenlang alle Glocken geläutet, auf allen öffentlichen Plätzen, den Wällen und am Rheinwerft hatte man Kanonen und Böller aufgepflanzt, deren Schüsse unaufhörlich erdröhnten. Dieses wiederholte sich am Festmorgen schon um 6 Uhr, und Tamboure und Pfeifer zogen durch die Straßen und machten argen Lärm. Alle öffentlichen Gebäude, so wie die Häuser der Beamten und Angestellten, waren mit Laub und Blumengeländen geschmückt. Gegen 7 Uhr zog ein Musikkorps durch die Straßen und spielte die Marseillaise und andere patriotische Lieder. Drei Stunden später begann dann die Hauptfeierlichkeit, als alle Autoritäten vom Stadthause im festlichen Zuge sich nach dem Dekadentempel begaben. Die Musik ging voran, junge Leute, die als Nationalgarde eingestellt waren, bildeten Spalier, eine Compagnie der nordischen Legion machte den Schluß. Alle Glocken läuteten und die Böller dröhnten. Der Dekadentempel war mit frischem

Laub und Blumen geziert. Auf der Tribüne, wo die Statue der Göttin der Freiheit thronte, loderten in einem großen Weihebecken Flammen. Junge Bürgerinnen in weißen Kleidern und mit dreifarbigen Bändern geschmückt, umstanden den Freiheitsaltar und erfüllten die Luft durch eingestreuten Weihrauch mit Wohlgerüchen.

Der Präsident Eilender verlas, nachdem die Theilnehmer ihre Sitze eingenommen hatten, ein von dem Präfekten eingegangenes, auf die Feier bezügliches Schreiben, worauf der Unterpräfekt Champein und der Präsident Colas schwülstige Reden hielten. Eine schöne Frau, es war die des Gensdarmerie-Lieutenants Antoine, geführt von einem Herrn, hielt eine Sammlung für die Armen ab, worauf die Feier mit einem Musikstücke schloß. Diese Feier hatte etwas Berauschendes, dennoch verfehlte sie ihren Eindruck auf die Bevölkerung, die sich fern hielt. An dem Mittagsbanquet nahmen nur 30 Personen Theil, der Freiball auf dem Rathshause war jedoch sehr besucht. Auf demselben ging es toll her, es herrschte allgemeine Trunkenheit. Der Präsident Colas fiel sogar in der unanständigsten Weise mit seiner Tänzerin auf den Boden und mußte nach Hause gebracht werden. Am 20. Oktober ging Shée, der in den großen Rath berufen worden war, nach Paris, an seine Stelle trat Jollivet.

XI.

Das Jahr 1801 (L'an IX).

Ableben des Kurfürsten Max Franz. Wahl seines Nachfolgers Victor Anton, Erzherzogs von Oesterreich.

Eichhof, welcher bereits im Monate Ventose des Vorjahrs mit Eilender nach Mainz gesandt worden war, um zu Gunsten der Stadt zu wirken, hatte sich um die Stadt viele Verdienste erworben. Auch wurde seine Thätigkeit in Paris anerkannt, die Folge davon war, daß er auch dorthin beordert wurde, um über die Lage der Stadt Auskunft zu ertheilen und das Wohl derselben den Hauptmachthabern zu empfehlen. Das Ergebniß war günstig, denn es erfolgte seine Einstellung als Maire von Bonn.

Am 1. November 1800 war er von Paris nach Bonn zurückgekehrt und am 10. Januar 1801 fand seine feierliche Einführung in die neue Würde durch den Präfekten Statt. Der Scheffe Müller und der Assessor Lejeune sollten als Adjunkten ihm zur Seite stehen, Beide lehnten aber diese Stellen ab.

Dieses Jahr war verhältnißmäßig das ruhigste und friedlichste während der ganzen französischen Herrschaft, die Geschäfte gingen wenigstens ihren friedlichen Gang, die Einwohner wurden nicht durch zu viele Einquartirung belästigt, auch kam eine gewisse Ordnung in die Verwaltung, so daß die Gemüther auflebten. Das allgemeine Sicherheitsgefühl zeigte sich besonders in dem bürgerlichen Leben. Die Lust an den hergebrachten Vergnügungen erwachte wieder im Volke. Schon im Dezember 1800 sah man Abends viele Masken über die Straßen ziehen, und die französische Regierung, welche in den letzten Jahren alle Verkleidungen strenge verboten und bestraft hatte, legte ihnen kein Hinderniß in den Weg. Besonders an Sonn- und Feiertagen herrschte ein tolles Leben auf den Straßen. Wer sich verkleiden wollte, mußte eine Armenabgabe von 3 Stübern bezahlen, dieser billige Satz verlockte Viele der beliebten Faschingslust zu fröhnen.

Die Beschlüsse des Luneviller Friedens, wonach das rechte Rheinufer an Deutschland zurückgegeben wurde, das linke jedoch fest in die Hände Frankreichs überging, trug nicht wenig dazu bei das Sicherheitsgefühl auf beiden Seiten zu erhöhen. Die Nachricht hiervon langte am 21. Februar in Bonn an und gab selbstverständlich wieder Gelegenheit zu einer Feier. Am 4. Mai fand dann die Verkündigung der Verschmelzung der vier Rheindepartements mit Frankreich Statt, zu gleicher Zeit trat zum ersten Male der Bezirksrath hier unter dem Vorsitz von Belderbusch zusammen, wozu die Abgeordneten des Landes sich eingefunden hatten.

Bei diesen friedlichen Aussichten beschlossen auch die Schützen ihr übliches Schießfest mit aller Pracht zu feiern. Die hier liegenden Truppen betheiligten sich ebenfalls daran und der Oberst des Husaren-Regiments ließ es sich nicht nehmen die Schützen bestens zu bewirthen. So stellte sich ein ganz erträgliches Einvernehmen zwischen der Bürgerschaft und den Franzosen her. Die Letzteren benutzten das am 4. Juli gefeierte Fest der Erstürmung

der Bastille den Einwohnern ein militärisches Schauspiel zu bieten, wie sie es in Bonn noch nicht gesehen hatten. Auf dem Kreuzberge war eine Verschanzung hergerichtet worden, welche die Bastille vorstellen sollte. Wenige Mann und zwar als Oesterreicher verkleidet, vertheidigten dieselbe, der Oberst Schwarz setzte sich an die Spitze des 5. Husaren-Regiments und erstürmte im vollen Feuer die Feste. Eine große Menschenmenge wohnte der großartigen Aufführung bei, es war das erste Mal, daß das Volk an einem französischen Feste freiwillig sich betheiligte. Es soll ein prachtvoller Anblick gewesen sein, von dem viel gesprochen wurde. Die üblichen Vorstellungen im Dekadentempel, Ball und Illumination fehlten bei dieser Gelegenheit ebenfalls nicht.

Eichhof war während dieser Zeit nicht in Bonn anwesend, sondern befand sich wieder in Paris, um es wo möglich durch zu setzen den Apellhof nach Bonn zu erhalten, was jedoch nicht gelang. Interessant ist es, daß ihm zur Bestreitung der Reisekosten nur 50 Ld'or bewilligt wurden, die man durch eine Sammlung zusammen-brachte. Anfangs August traf eine wichtige Nachricht in Bonn ein. Der letzte Kurfürst Max Franz war am 27. Juli in Hetzendorf bei Wien gestorben. Die alten Beamten und Diener desselben geriethen hierüber fast in Verzweiflung, zumal als durch Bekanntwerdung seines Testaments viele Hoffnungen vernichtet wurden. Mit Bewilligung des Unterpräfekten Champein wurde am 28. August für ihn, jedoch nur als Erzbischof, ein feierliches Traueramt gehalten, auch in den anderen Kirchen feierte man Exequien.

Zur Beleuchtung der damaligen politischen wie gesellschaftlichen Verhältnisse in Bonn gibt es keinen besseren Anhaltspunkt, als wenn man die Stellung der religiösen Kulte zu einander näher in's Auge faßt. Es gab deren drei, wenn man die wenigen Evangelischen, welche hier ohne Kirche und Seelsorge lebten, außer Acht läßt. Die Staatsreligion war der Freiheits- und Vernunftskultus, dessen Sitz im Dekadentempel sich befand. Zu ihm gehörten zwangsweise die Beamten und aus freiem Antriebe die Klubisten, Patrioten und Volksfreunde, die Anzahl der Letzteren belief sich noch nicht auf hundert, wie man aus den Unterschriften in den vielen Protokollen der Freiheitsfreunde nachweisen kann. Unter ihnen befanden sich nur wenige altbonner

Bürger, der Hauptttheil bestand aus Fremden. Wenige Frauen und Mädchen, und zwar hauptsächlich Französinnen, sah man im Dekadentempel. Die Gattinnen von Beamten, welche auch erscheinen mußten, hielten diese Versammlungen, wobei man natürlich ohne Gebetbuch und Rosenkranz sich einfand, nicht für Gottesdienst. Die Muthigeren darunter begaben sich deshalb auch früh Morgens verstohlen in die Kirchen und erfüllten wenigstens in etwa ihre religiösen Pflichten, Zaghaftere vermieden die Gotteshäuser ganz. Die Beamten konnten dem Beispiele ihrer Gattinnen nicht folgen, wenn sie sich nicht der Gefahr der Anzeige aussetzen wollten. Da Zwang auf dem Besuche des Dekadentempels lastete, so war der Letztere stets von denselben Personen besucht. Dort entwickelte sich viel Glanz, es war gewissermaßen eine aristokratische Versammlung von uniformirten Männern und weiß gekleideten Frauen. Es herrschte daselbst der hohle Pathos, und das stille Gebet fand keine Stelle. Die patriotischen Frauen trugen stets die Kokarden am Hute oder vor dem linken Busen, wenn sie sich öffentlich zeigten.

In den Kirchen wurden die Messen fortgehalten, aber ohne allen Pomp, selbst den Orgelton und den lauten Gesang vermied man. Zu einer Zeit durften sogar die Glocken nicht geläutet werden, aber in der Stadt wußte man, wann der Gottesdienst begann, und so fehlte es nie an vielen Andächtigen. Es ist keine Mittheilung vorhanden, daß die Letzteren bei Erfüllung ihrer religiösen Pflichten von der Regierung oder von Patrioten längere Zeit gestört worden seien. Wahrscheinlich vermieden es die Franzosen, energisch gegen die Einwohner zu verfahren und ihnen Hindernisse in den Weg zu legen. Die Erwähnung dieser Verhältnisse ist in allen Schriftstücken mit einer gewissen Sorgsamkeit vermieden, man findet nur ab und zu kurze Andeutungen hierüber. Die Geistlichen predigten an jedem Sonntage, aber es befanden sich stets Späher in der Kirche, welche auf die Worte des Redners achteten und denunzirten, wenn sie etwas Verdächtiges gehört zu haben glaubten. Die Verordnung, daß die Pfarrer städtische und politische Angelegenheiten von der Kanzel verkündigen sollten, wurde nur kurze Zeit im strengsten Sinne befolgt, bald reiheten sich wieder Gebete und religiöse Ansprachen an, die, um allen Schein des Widerstrebens zu vermeiden, in Fürbitten

für das Wohl der Republik u. s. w. bestanden. In dieser Weise wußten die Geistlichen muthig den religiösen Geist wach zu halten. Die Spendung der Sterbesakramente, welche jedoch in der Stille ohne Amtstracht, ohne Begleitung eines Licht tragenden Jungen, geschah, ist nie amtlich gehindert worden, wohl aber ist es vorgekommen, daß französische Soldaten den Geistlichen einen Schabernack spielten oder sie verhöhnten. Begräbnisse scheinen auch ohne Amtstracht der Geistlichen Statt gefunden zu haben, doch kamen auch einige mit vollem religiösen Pompe vor, wie bei dem Generale Bonneau. Verstorbene Freiheitsfreunde begrub man ohne religiöse Begleitung. Auch die Taufen, worum sich die Franzosen nicht kümmerten, da sie ohne gesetzliche Bedeutung waren, geschahen in der Stille und vielfach in den Häusern der Betheiligten. Das Erscheinen der Geistlichen in Amtstracht auf der Straße war, außer bei einigen besonders gestatteten Prozessionen, zu Zeiten nicht erlaubt. Im Allgemeinen galten die Pfarrer und Kapläne als Bürger und mußten allen denselben obliegenden Pflichten genügen. Um sie scharte sich besonders der weibliche Theil der Bevölkerung fester wie je. Sie hielten sogar stille Betstunden, denen man kein Hinderniß in den Weg legte, da sie in dem alten Herkommen der Kongregationen eine gewisse Berechtigung der Existenz hatten. Ganz gehemmt wurde der Gottesdienst nur zu einzelnen Zeiten, wenn die Kirchen zu Ställen, Magazinen oder zur Unterbringung der vielen Soldaten benutzt wurden. Dies war auch mit den Juden der Fall, die sonst ungestört ihre religiösen Gebräuche ausüben konnten. Obgleich die Israeliten sich viel der neuen Richtung anschlossen, so hielten sie doch fest an ihrem Kultus.

Am 7. August traf der Präfekt Boucqueau in Bonn ein und ließ sich vom Stadtrath einen Huldigungseid schwören, worauf derselbe nach Altenahr weiter fuhr. Das Domkapitel in Arnsberg wählte zum neuen Erzbischof Victor Anton, Erzherzog von Oesterreich, einen jüngeren Bruder des Kaisers. Hierdurch hoffte man irrthümlich der drohenden Säkularisation vorzubeugen, die Wahl selbst wurde jedoch von Frankreich nicht anerkannt. Die Erwartungen, welche die Anhänger des Kurfürsten auf den Kongreß in Amiens gesetzt hatten, schlugen ebenfalls fehl.

XII.

Das Jahr 1802 (L'an X).

Napoleon lebenslänglicher erster Konsul. Berdolet Bischof. Oeffentliche befohlene Abstimmungen. Wiedereinführung der Sonntagsfeier. Eichhof zum Unterpräfekten ernannt. Die Aufhebung der Klöster und Einführung der Konskription.

Durch den zwischen Frankreich und England geschlossenen Frieden in Amiens wurde wenigstens erreicht, daß den Gehässigkeit gegen die einzelnen in den eroberten Landen sich zeigenden Engländer vorläufig ein Ziel gesetzt wurde. Die Spionage nach denselben hatte alle Grenzen überschritten. Es ist wirklich merkwürdig, daß sich bei ausbrechenden Feindseligkeiten bei keinem Volke eine solche kleinliche und niedrige Verfolgungssucht gegen einzelne Angehörige des Feindes zeigt, als bei den Franzosen. Sie muß tief im Volkscharakter derselben begründet sein, daß sie seit der Zeit, wo die Nation den ihr gebührenden Platz einnahm, bei jeder Gelegenheit zu Tage tritt. Als im Jahre 1870 die Deutschen sämmtlich aus Frankreich vertrieben wurden, erregte dies Verfahren allgemeinen Unwillen, man hatte aber vergessen, daß es keine neue Erscheinung war. Aus der Zeit der französischen Herrschaft am Rheine kann man Beweise genug beibringen, daß ähnliche Maßregeln schon 80 Jahre vorher mit der größten Strenge von den Franzosen angewandt worden sind. Die auffallende Furcht vor Spionen ist eine ihrer Hauptsonderbarkeiten, die Schwere der Maßregeln, welche man gegen Fremde anzuwenden für nöthig hält, zeugen aber nicht von dem Bewußtsein einer ruhigen Kraft, sondern mehr von einer unbesonnenen Aufgeregtheit.

Als eine Posse, die den Franzosen anklebt und um so lächerlicher erscheint, wenn man den Druck des Volkes unter der französischen Herrschaft dabei in Betracht zieht, erscheint auch das Verfahren, bei großen und kleinen Regierungswechseln die Stimme des Volkes zu hören. Von freier Willensäußerung ist dabei keine Rede, alle Welt weiß das, und doch können die Franzosen von

diesem Scheinmanöver nicht lassen. Als die Lebenslänglichkeit des ersten Konsuls in Frage kam, wurde eine Abstimmung veranstaltet, die natürlich am 27. Mai zu Bonn den Wünschen der in Paris herrschenden Partei gemäß ausfiel. Leider kann man aus den vorhandenen Akten nicht feststellen, wie das Zahlenverhältniß sich in Bonn gestaltete und wie Viele sich an der Abstimmung betheiligt haben. Eine Volkswahl wurde auch am 5. Januar 1802 veranstaltet, als es sich darum handelte für die Pfarre St. Gangolf einen neuen Pastor einzusetzen. Der Geistliche Lohe erhielt in dieser Weise die Stelle und trat dieselbe an dem Tage an, wo der Regierungs-Generalkommissar Jeaubon St. André hier eintraf, welchem im Gudenauer Hofe ein großer Festball gegeben wurde, dem Lohe beiwohnen mußte. Die Stellung der Geistlichen war in der letzten Zeit, wo die Ansichten sich einer gewissen Reaktion zuzuneigen anfingen, etwas erträglicher geworden. Am 22. März hatte man sogar die feste Sonntagsfeier, welche in dem Dekadenschwindel fast ganz abhanden gekommen war, wieder eingeführt.

Eichhof befand sich wieder in Paris. Er wußte seine Fäden so gut zu spinnen, daß er jedesmal von einer solchen Reise mit einer Erhöhung seiner Stellung zurückkehrte. Diesmal hatte dieselbe zur Folge, daß der Unterpräfekt Champein abberufen wurde und Eichhof an dessen Stelle trat. Der frühere gewandte kurfürstliche Koch hatte hierdurch den zweithöchsten Posten im Departement erlangt. Am 6. Juni fand seine feierliche Einführung Statt. Sie wurde mit einem anderen Feste verbunden, welches man wegen Abschlusses des Konkordats veranstaltete. Man beklagte sich bitter über seine immer mehr zunehmende Aufgeblasenheit. Namentlich konnten sich die Bürger über manche Kleinigkeiten nicht beruhigen, welche man seinem früheren Stande nicht für angemessen hielt. So ließ er sich bei der Feier seiner Einführung einen Betstuhl mit rothem Damastpolster vor den Hochaltar stellen, auf welchen er kniete. Seine Hände hielt er von jetzt ab für zu vornehm, um sie beim Ein- und Ausgange in der Kirche in das Weihwasserbecken zu tauchen. Ein gallonirter Bediente übernahm dies Geschäft und hielt ihm dann die Hand hin, an welche er tippte. Das erschien Allen unerhört. Seine Stellung war aber zu sicher, als daß man hätte daran rühren können.

Erst Napoleon fand sein Vorleben unvereinbar mit den höchsten Würden, schüttelte den Kopf, als er davon hörte, und beseitigte ihn. Dennoch muß man ihm das Verdienst zuerkennen, daß er viel Gutes für Bonn gethan hat und stets unermüdlich war, wenn er für seine Vaterstadt etwas erzielen konnte.

Am 6. Juni fand die Verheirathung des Grafen Anton Belderbusch mit der 30 Jahr alten Barbara Koch Statt. In dem am 18. Prairial X (7. Juni 1802) aufgenommenen Heirathsakte wird Anton Marie Charles von der Heiden genannt Belderbusch aus Heerlen als 40jährig angegeben. Die Urkunde ist außer den beiden Hauptbetheiligten von Eichhof, dem Professor Fischenich, welcher durch seine Beziehungen zu unserem großen Dichter Schiller in den weitesten Kreisen bekannt ist, Krupp und Ferd. Bourscheid unterschrieben. Die Hauptaufmerksamkeit aber zieht die Braut auf sich, da ihr Andenken mit dem unseres Musikheroen Beethoven auf das Engste verknüpft ist, wie in dessen Lebensbeschreibung von Thayer oder Nohl weiter nachgelesen werden mag.

Schon lange hatte man gefürchtet, daß die Regierung die Klöster und Stifter vollständig beseitigen werde, jetzt wurden solche Maßregeln wirklich getroffen, denn am 30. Juni fand die Versiegelung und Inventarisation aller derartiger geistlichen Besitzthümer Statt. Von diesem Tage ab datirt also eigentlich die Aufhebung der Klöster, wenn dieselbe auch in Bonn vorläufig nicht mit aller Strenge in's Werk gesetzt wurde. Der gewählte Erzbischof Victor Anton erhielt keine Gewalt über das linke Rheinufer. Die Franzosen setzten einen besonderen Bischof in der Person Berdolets an, welchem sie seinen Wohnsitz in Aachen anwiesen. Am 17. Juli traf derselbe in Bonn ein und besichtigte in Begleitung des Prälaten Braun alle Kirchen.

Der Umschwung der politischen Verhältnisse in Paris, so wie der Wechsel der Ansichten zeigte sich von jetzt ab in den eroberten Ländern bei keiner Gelegenheit mehr, als bei der Feier der sogenannten patriotischen Feste. Das Andenken an die Erstürmung der Bastille wurde in diesem Jahre ohne alle bombastigen Zuthaten gefeiert, man läutete zwar noch mit den Glocken und feuerte einige Böller ab, sonst verlief der Tag aber äußerst ruhig. Dagegen hielt man es für angemessen zum ersten Male den Geburtstag des ersten Konsuls zu begehen. In der Remi-

giuskirche fand ein musikalisches Hochamt Statt, zu welchem sich die Spitzen der Civil- und Militärbehörden eingefunden hatten. Die Feier besaß aber diesmal noch einen fast kirchlichen Charakter. Die alten Klubisten waren verstimmt, sie schienen einzusehen, daß es mit ihrer Uebergewalt zu Ende gehe und eine festere Hand die Zügel der Regierung in die Hand zu nehmen im Begriff stehe.

Geich war der Erste, welcher seine unhaltbare Stellung erkannte, er schien den Reiz an dem unruhigen Treiben verloren zu haben und sehnte sich nach einer Häuslichkeit. Im August heirathete er eine gewisse Noisten und verlegte sich auf die Advokatur, welche ihm aber wenig Segen einbrachte. Eine Zeitlang soll er sich in Münstereifel aufgehalten haben, jedenfalls aber ist er sehr arm gestorben. Seine bohrende öffentliche Thätigkeit hatte von dieser Zeit ab ein Ende, und es ist sehr wahrscheinlich, daß Eichhof vor Allen dazu beigetragen hat, ihn mit seinen Genossen lahm zu legen, denn der Letztere stand den Ansichten der Pariser näher und verstand es demgemäß zu handeln. Der Uebergang war jedoch in seinen Einzelheiten so unbemerkbar, daß man nur aus den Thatsachen die Wandelung schließen konnte. Man wollte, wie es scheint, gegen die früher anerkannten und viel benutzten Patrioten nicht zu schroff und öffentlich auftreten und rieth ihnen Ruhe und Schweigen an, was sie begriffen. Daß die Friedenslage trotz der geschlossenen Frieden nicht sehr sicher war, sah man am Rheine bald ein, denn am 6. August wurden alle Maßregeln in's Werk gesetzt um die schon lange befürchtete Konskription einzuführen. Alle junge Leute, die vom 22. September 1779 bis zu demselben Termine 1781 geboren waren, wurden zum Heeresdienste aufgeschrieben. Begeisterung zum Eintritt zeigte sich natürlich nirgends, es wagte aber Niemand sich dagegen aufzulehnen.

Im September traf der Präfekt Boucqueau in Bonn ein und verfügte, daß 40 Bäume der früheren kurfürstlichen Orangerie, von denen ein großer Theil der Centralschule und dem Dekadentempel zur Ausschmückung der Räume überlassen worden war, nach Koblenz in sein Hotel gebracht werden sollten, was Lenné besorgte. Die ehemaligen kölnischen Lande wurden nach den Friedensbeschlüssen bereits im August von den verschiedenen neuen Herren in Besitz genommen. Nassau Usingen nahm in Folge dessen die Bonn gegenüber liegenden Dörfer an sich. Als

bemerkenswerth ist noch zu erwähnen, daß an der vinea domini ein großes Schiffbauwerft sich befand und am 17. Novbr. ein hier gebautes holländisches Schiff vom Stapel lief. Es bildete sich auch eine Gesellschaft, welche Kapital zusammen schoß, um bei dem zu erwartenden Verkauf von Domainen Erwerbungen zu machen. Als Mitglieder derselben werden genannt: Baruch, Marx, Rettekoven, Karth und Windeck. Dieselben machten später gute Geschäfte.

XIII.

Das Jahr 1803 (L'an XI).

Einführung des h. Napoléon in den Kalender und Einrichtung des ersten Instanzgerichts in Bonn. Einschlagen des Blitzes in den Münsterthurm. Die Reaction. Einrichtung der Ehrengarde. Neuorganisation der Pfarreien. Vermögen der Kirchen.

Der Almanac national wies in diesem Jahre zum ersten Male einen Heiligen nach, von dem man am Rheine bisher nichts gewußt, dem man wenigstens keine Beachtung geschenkt hatte. Es war dies der h. Napoléon, der an die Stelle des h. Rochus trat und dessen Andenken man nach dem alten kurfürstlichen Kalender am 16. August feierte. Der Tag hatte auch hier in Hofkreisen eine gewisse Beachtung gefunden, da im Jahre 1780 Max Franz an demselben zum Bischofe von Münster erwählt worden war. Rochus galt stets als ein friedlicher Kirmeßheiliger, jetzt hatte man seinen Gedächtnißtag an einen Kanonenhelden geknüpft. Das war ein Zeichen der Zeit, denn der Täufling trat jedenfalls mehr in den Vordergrund, als sein Pathe. Kriegerisch waren die Zeiten, und die Rheinländer wurden jetzt gewürdigt an dem Ruhme ihres neuen Vaterlandes selbständig Theil zu nehmen. Die Konskribirten zogen am 16. Januar unter Trommelschall aus den Thoren der Stadt, um sich nach Aachen zu begeben, wo sie in die Regimenter vertheilt werden sollten.

Die offizielle Welt in Bonn feierte an diesem Tage wieder

ein Fest, die Glocken läuteten und die Böller dröhnten, dies geschah aber aus einem anderen Grunde, denn der Staatsrath Dauchy befand sich auf einer Durchreise in der Stadt, und ihm zu Ehren gab man einen großen Ball im englischen Hofe. Während man dort tanzte, herrschte in den Bürgerhäusern, aus welchen so viele junge hoffnungsvolle Söhne fort auf die Schlachtfelder geführt waren, große Traurigkeit. Für die Aussicht auf die damals erstehende gloire hatten die Leute kein Verständniß. An diesem Tage wurde auch noch eine andere Hoffnung der Bonner zu Grabe getragen, denn es erfolgte die Einrichtung des Apellationshofes in Trier, welchen die Bonner gern in ihre Stadt verlegt gesehen hätten. Alle Bemühungen, dieses Ziel zu erreichen, waren erfolglos gewesen. Die Geschäftsthätigkeit des hier bestehenden Offizialgerichts wurde auch den Friedensbedingungen gemäß dahin beschränkt, daß die Rechtsgewalt desselben auf das rechte Rheinufer vollständig eingestellt wurde. Am 20. Februar erfolgte dann die Installation des ersten Instanzgerichtes in Bonn. Maehler bekleidete den Präsidentenposten, außerdem waren 2 Richter und eben so viele Ergänzungsrichter nebst dem Gerichtschreiber an demselben beschäftigt. Die Verhältnisse gestalteten sich wieder recht ungünstig für die Stadt Bonn, und es kam so Manches zusammen, um den frohen Lebensmuth der Bürger zu trüben. Am 16. Februar schlug bei Schneegestöber der Blitz in den Münsterthurm. Derselbe fing Feuer, die Bürgerschaft war diesmal aber rasch und werkthätig zur Hand, so daß dasselbe bald gelöscht wurde ohne großen Schaden anzurichten. Schlimmer stand es aber mit dem Gesundheitszustande in der Stadt. Eine bösartige Grippe, welche sich bis zu einem gefährlichen, ansteckenden Fieber gestaltete, herrschte in allen Häusern. Ueber die Natur dieser Krankheit, welcher Viele zum Opfer fielen, war man nicht recht im Klaren, die Nachrichten darüber sind deshalb auch sehr unvollständig. Zu gleicher Zeit wurde das Rheinschifffahrts-Octroy eingeführt, welches viele Belästigungen für den Verkehr brachte. Dasselbe hatte seinen Sitz vorläufig in dem kurfürstlichen Privathause aufgeschlagen, worin Forstheim als Kontrebandier auch wohnte. Eichhof hielt dieses Haus jedoch passender für die Unterpräfektur und drang mit seinem Vorschlage auch, wie gewöhnlich, durch, so daß es ihm zugewiesen wurde.

Die Reaktion, welche jetzt mächtig dahin steuerte, alle Erinnerungen der bisher anerkannten Volksmacht zu beseitigen, fand die Erhaltung der beiden Freiheitsbäume, welche noch verdorrt auf dem Markte und vor dem Kapuzinerkloster als verwetterte Merkzeichen standen, als unpassend. Sie wurden am 22. April umgehauen und von den Soldaten auf der Wache als Freiheits-Auto da fé ohne Sang und Klang still verbrannt. Auch fing man an, sich des alten Gottes wieder zu erinnern und den Prozessionen kein Hinderniß mehr in den Weg zu legen. Am 8. Mai wurde die Gottestracht mit der alten Pracht abgehalten, die Schützen zogen in gewohnter Weise in Wehr und Waffen mit Parade-Uniform dabei auf, und viele Beamte hielten es nicht mehr für eine Schande, sich dabei zu betheiligen. Zu diesem Tage war auch das mittlere Portal des Schlosses, welches seit dem Einzuge der Franzosen im Jahre 1794 vermauert gewesen war, wieder eröffnet. Der Durchgang blieb bis zum Jahre 1807 frei, dann wurde er von Neuem verschlossen.

Auch die Frohnleichnams- und andere Prozessionen waren von da ab gestattet, ebenso hielt man das Vogelschießen in alter Weise ab.

Die Fruchtpreise standen hoch, so daß sich die Bauern gut, die Bürger aber schlecht befanden. Ein Gerücht, welches damals sich zu verbreiten anfing, trug nicht dazu bei, die Stimmung der Einwohnerschaft zu verbessern, denn es hieß, die französische Regierung gehe mit dem Plane um, Bonn zu befestigen. Im Zusammenhange damit stand es denn auch, daß man sagte, der erste Konsul habe die Absicht selbst den Platz für eine großartige Befestigung am Mittelrheine auszusuchen. Etwas muß auch wohl wahr an diesem Gerüchte gewesen sein, denn es wurden Anstalten zu seinem feierlichen Empfange in Bonn getroffen. 35 junge Leute wurden ausgesucht, um eine Dragonerabtheilung zu Fuß zu bilden, da es an Pferden fehlte, sie sollten eine stetige Ehrengarde sein und wurden täglich ausgebildet. Napoleon hatte jedoch wichtigere Geschäfte in Paris, denn er strebte dem Kaiserthume zu und mochte die Hauptstadt nicht verlassen. So wurden die Uebungen der Ehrengarde vorläufig wieder eingestellt, sie blieb aber bestehen. Der Gedanke an die mögliche Befestigung der Stadt schwebte von da ab als ein düsterer Schatten über dem Gemüthe

der Einwohner. Carl Windeck war der Hauptmann dieser Garde, welche grüne Röcke trug.

Anstatt des ersten Konsuls reiste am 22. Juli Lucian Bonaparte hier durch und fand an der Lage Bonn's ein solches Behagen, daß er ernstlich mit dem Plane umging, hierher zu ziehen und im Poppelsdorfer Schlosse Aufenthalt zu nehmen. Damals scheint er Eichhof schon mit besonderen hierauf bezüglichen Anweisungen versehen zu haben, so daß dieser später als vollständiger Agent Lucians auftrat. Am 10. Juli feierte man ein Fest in Folge der Kapitulation der Hannoveraner, wobei Eichhof wieder bei dem Dankgottesdienste in der Remigiuskirche zum Aerger der Bürgerschaft in seinem Damastbetstuhle vor dem Altare sich brüstete.

Wer damals Geld flüssig hatte, der konnte gute Geschäfte machen, denn es begannen die öffentlichen Versteigerungen der Domanialgüter, die zu beispiellos billigen Sätzen meist zu Gunsten der deshalb gebildeten Gesellschaft losgeschlagen wurden. Einige Ergebnisse dieser Verkäufe mögen hier folgen. Es wurden erworben am 8. August:

Das Kapuzinessenkloster und Garten	von Nettekoven	für 4150 Frank
„ Forstmeister'sche Haus	„ Simrock	„ 9000 „
die vinea domini	„ Quoadt	„ 7800 „
„ Nordkapelle	„ demselben	„ 900 „
das Spiegel'sche Haus	„ Windeck	„ 960 „
die Schinderei in Poppelsdorf		610 „

Die Freiheitsfeste traten in diesem Jahre vollständig in den Hintergrund und fielen theilweise ganz aus, zum letzten Male wurde das Gründungsfest der Republik ohne großen Pomp begangen. An ihre Stelle traten persönliche und kirchliche Feste. Man suchte den religiösen Sinn wieder zu heben, es war aber auch die höchste Noth dazu vorhanden. Die letzten wilden Jahre hatten in erschreckender Weise verderblich gewirkt. Es traten selbst bei der Geistlichkeit, deren Stellung durch Verunglimpfungen aller Art, indem man ihr die Achtung des Volkes und die Mittel zum Leben raubte, arg gelitten hatte, Erscheinungen zu Tage, welche zu den größten Bedenken Veranlassung gaben. Vor dem Korrektionalgerichte zu Aachen war unter Anderen eine Sache verhandelt worden, welche großes Aufsehen erregte. Ein Exkapuziner Achatius Krezzer hatte in Düren eine Sekte gegründet, von deren Ge-

bahren man Grauenhaftes erzählte. Männer und Frauen waren Abends zusammen gekommen und hatten die größten Liederlichkeiten getrieben. Sie wurden im Juni zu schweren Ketten und Geldstrafen verurtheilt. Am 6. Septbr. hatte, wie berichtet wurde, ein fremder Priester Peter Schäfer in den Pollerweiden zwei Elsasser Frauensleute, welche er mitgebracht hatte und denen er bedeutende Summen schuldete, grausam ermordet, anderen Tages las er in der Kirche der Kupfergasse zu Köln dessen ungeachtet die Messe. Aehnliche Fälle gaben zu großen Bedenken Veranlassung, in schrecklicher Weise rächte es sich, daß die Seelsorge in Stadt und Land in der unverantwortlichsten Weise durch Beseitigung der Geistlichen unterdrückt und das Volk der vollständigen Verwilderung entgegengeführt worden war. Man dachte deshalb an die Neuorganisation der Pfarreien und an Verbesserung der Lage der Geistlichen sowie an Hebung ihrer Stellung. Am 19. August traf der Bischof Berdolet von Aachen in Bonn ein, um dies Geschäft zu besorgen, er ernannte die Geistlichen Loeltgen, Müller, Klöckner und Lohe zu Pfarrern. Es waren Leute, welche die allgemeine Achtung genossen. Berdolet's Anwesenheit, welcher bei Eichhof abstieg, wurde durch Glockengeläute und Böllerschüsse gefeiert, welches auch ein Zeichen der Zeit war. In der Mitte des September kam der damalige Präfekt Chabon nach Bonn. Die Ehrengarde empfing ihn im feierlichen Zuge, wofür er ihr zum Andenken eine prachtvolle Fahne verehrte und sie im kaiserlichen Hofe bewirthete, wo auch für ihn ein besonderes Festmahl veranstaltet worden war. Abends fand ein großer Ball Statt.

Der Plan Lucians Bonaparte, in Bonn seine Residenz zu nehmen, schien seiner Verwirklichung nahe zu sein. Es ging eine Verfügung ein, wonach das Schloß zu Poppelsdorf für den Senator Lucian in Stand gesetzt werden solle. Ein Architekt desselben langte auch am 12. Oktober in Bonn an, besichtigte das Schloß und entwarf die Pläne zu dessen Herstellung, denn es hatte dadurch, daß es Jahre lang als Lazareth gedient hatte, sehr gelitten. Der schöne Schloßgarten war am 22. Dezember 1801 an den ehemaligen Hausmeister des Spitals für die jährliche Pacht von 33 Franken vermiethet worden, der einen großen Gemüsegarten daraus gemacht hatte. Die Herstellungskosten sollten sich nach dem Anschlage auf 200,000 Franken belaufen. Das Pop-

pelsdorfer Schloß wurde von da ab eine Zeitlang die Senatorie genannt.

Lucian war bekanntlich ein tüchtiger und selbständiger Charakter, der zwar bis zur Erklärung seines Bruders zum ersten Konsul demselben gute Dienste geleistet hatte, aber die Uebergewalt desselben am wenigsten zu dulden geneigt war. Ihm lag vielleicht die Erhaltung der Republik mehr am Herzen, deshalb sonderte er sich von seinem Bruder ab, als dieser im Begriff war, die Kaiserkrone zu erwerben. Als erster Konsul und Senator konnten Beide in einem Reiche leben, dem Kaiser gegenüber hielt er seine Stellung für unhaltbar. Hierin liegt auch wohl der Grund, daß der Plan nach Poppelsdorf zu ziehen nicht zur Ausführung kam. Bekanntlich ging er später nach Rom.

In den Tagen vom 24. November bis zum 2. Dezember fand in Bonn die Wahl der Departements-, Bezirks- und Municipalräthe sowie der Friedensrichter Statt. Die Pfarreien in den benachbarten Orten, welche verwaiset waren, wurden wieder besetzt. So kam allmälig wieder etwas Ordnung in die Verwaltungsangelegenheiten des Landes. Auch der Gemeinderath der Stadt begann sich ernstlicher um die inneren Verhältnisse zu bekümmern. Schon am 20. Messidor (9. Juli) hatte derselbe beschlossen, für gute Schullokale Sorge zu tragen und jedem Stadtschullehrer je 100 Rchsthlr. Besoldung zu gewähren. Denjenigen Lehrern, welche kein Gehalt bezogen und Privatschulen unterhielten, wurde gestattet, für jedes Kind monatlich 15 Stüber Schulgeld zu erheben.

Die Einkünfte der Pfarrkirchen stellten sich nach einer bei Gelegenheit der Organisation der Pfarreien gemachten Ermittelung folgendermaßen heraus: Remigiuskirche 729 Rchsthlr. 53 Stbr., Dietkirchen unbekannt, Gangolf 229 Rchsthlr., Martinskirche 345 Rchsthlr. 33 Stbr.

Außerdem gab es an Stiftungen: Armenseelenstiftung 420 Rchsthlr., Baumannsstiftung 120 Rchsthlr., Josephsstiftung 42 Rchsthlr., Nepomukstiftung 12 Rchsthlr., h. Sakramentsstiftung 30 Rchsthlr., Kevelaerstiftung 36 Rchsthlr.

Die Gesammteinnahme betrug 2034 Rchsthlr. 26 Stbr., unter 4 Kirchen vertheilt für jede 508½ Rchsthlr., wonach die Dotationen der Pfarreien bemessen wurden.

XIV.

Das Jahr 1804 (L'an XII).

Napoleon Kaiser. Die Einrichtung einer Freimaurerloge. Der Kaiser Napoleon mit seiner Gemahlin Josefine in Bonn.

Wie wir bereits in der Schilderung des Vorjahres mehrfach angedeutet haben, begannen die inneren Verhältnisse des Landes, wenn auch die Waffen nicht ruheten, doch eine festere Gestaltung anzunehmen. Die Wiederherstellung der Religion, welche dem Menschen wenigstens einen festen Halt gibt und jeder Versöhnung und Ausgleichung eine Handhabe bietet, trug nicht wenig dazu bei, die Gemüther zu beruhigen. Man begrüßte es in Bonn mit Freuden, daß man sogar es wagte, die geflüchteten Gebeine der h. Dreikönige von Arnsberg nach Köln zurückzubringen. Auch machte es einen guten Eindruck, daß die lange verschlossene Kirche auf dem Kreuzberge wieder dem Gottesdienste eröffnet wurde, so daß man zur Fastenzeit den Wallfahrtsgang wie früher ungestört abhalten konnte. Von Paris lauteten die Nachrichten friedliebend, man sagte, der erste Konsul habe den festen Willen, die Verhältnisse mit den anderen Mächten zu ordnen und Ruhe im Lande zu schaffen, wohin auch viele Maßregeln hindeuteten. Das bergische Land war von dem Herzoge von Birkenfeld in Besitz genommen, der Letztere hatte bereits seinen Einzug in Düsseldorf gehalten. Was Napoleon plante, war am Rheine gleichgültig, wenn er nur für den Frieden günstig gestimmt war, was man nicht bezweifelte. Das Volk glaubte, daß es in dessen eigenem Interesse liege, wenn er die Kaiserkrone übernehme, sich in Ruhe festzusetzen. Die Dankfeste, welche man in Folge der Entdeckung verschiedener Verschwörungen gegen Napoleon veranstaltete, wie z. B. am 26. Januar, als die Niederwerfung von Pichegru, Georges und Moreau gefeiert wurde, fanden deshalb auch Anklang. Es wirkte vertrauenerregend, daß die Gemeindeverwaltung darauf bedacht war, den verwahrlosten Zustand der Stadt wieder zu heben. So schauten die Bürger mit Behagen zu, als die große Platanenallee im Hofgarten vor dem Schlosse her im April gepflanzt wurde, welche noch jetzt zum großen Theile vorhanden ist.

Als dann am 18. Mai Napoleon feierlich zum Kaiser ausgerufen wurde, das Volk aber darüber abstimmen sollte, ob diese Würde in seiner Familie erblich verbleibe, fand dies wohl in Bonn keinen Widerspruch. Ueber die Abstimmung selbst habe ich nichts in den Akten gefunden, sie muß aber jedenfalls ohne Zwischenfälle vor sich gegangen sein. Am 18. Juni wurde die Bürgerschaft auf den Markt geladen um der Eidesleistung beizuwohnen, wodurch man Treue dem neuen Kaiser gelobte. Ein großer Kreis war geschlossen, das Militär und die Civilbeamten erschienen in großem Aufzuge, Eichhof trat auf die Rathhaustreppe, verlas das Edikt und hielt eine lange Rede, worauf die Beamten den Eid der Treue leisteten, dann begaben sich Alle zum Münster, wo ein Te deum gesungen wurde. Im kaiserlichen Hofe fand demnächst ein großes Banquet Statt, welches viele Betheiligung fand. Man rühmte, daß es dabei im Gegensatze zu den bisherigen republikanischen derartigen Festlichkeiten sehr anständig hergegangen sei. Von diesem Tage ab hörte die Bezeichnung „citoyen — Bürger" auf.

In Bezug auf neue Einrichtungen ist zu bemerken: Am 1. Juni bezog die hiesige Garnison die zu dem Zwecke ausgebauten Räume des Welschennonnenklosters. Hierdurch erhielt die Bürgerschaft große Erleichterung, da sie bei mäßiger Anzahl von Soldaten nicht mehr so sehr durch Einquartirung belästigt wurde. Im August errichtete man in der sogenannten alten Dechanei am Neuthore eine Freimaurerloge. Zum Ausbau derselben diente das Material von der schönen steinernen Freitreppe, welche sich nach der Seite des jetzigen Kaiserplatzes, in Art der ähnlichen an der Gartenseite des Poppelsdorfer Schlosses, vor der hiesigen Residenz befand. Dieselbe erstreckte sich damals vor der ganzen Westseite derselben bis an den Weg, welcher zunächst dem Schlosse von dem Kaiserplatze zum Koblenzer Thore führt. Das hiesige Rheinzollbureau wurde zu derselben Zeit aufgehoben, dafür wurde ein allgemeines Rheinzolloctroi eingeführt.

Anwesenheit des Kaisers Bonaparte und der Kaiserin Josefine in Bonn.

Schon am Ende Juni war die Kaiserin nach Aachen gekommen, um die dortigen Bäder zu gebrauchen, und es wurde

viel davon gesprochen, daß der Kaiser sie von dort abholen und eine Reise durch das Rheinthal machen werde, wobei er auch Bonn zu besuchen gedenke. Diese Nachricht hatte für die hiesige Einwohnerschaft einen unangenehmen Beigeschmack, denn als Zweck der Reise gab man nicht ohne Grund an, daß es sich um die Befestigung Bonns handele. Den Vorbereitungen zum feierlichen Empfange des Herrscherpaares konnte dies keinen Eintrag thun, denn die Behörden mußten schon Alles aufbieten, um dem Kaiser einen angenehmen Eindruck zu hinterlassen. Nebenbei hoffte die Municipalität durch Vorstellung der traurigen Lage der Stadt, welche durch eine allenfallsige Befestigung noch verschlimmert werde, günstig zu wirken. Man kannte eben den Kaiser nicht, der sich bei weitgehenden Plänen um den Vortheil einer kleinen Stadt nicht kümmerte. Der Kaiser war unnahbarer wie ein Kurfürst, sein abgeschlossenes Wesen verscheuchte jeden Zutritt, der ihm zur Zeit nicht paßte. Eichhof, der ihn von Paris aus besser kannte, fürchtete für seine Stellung, denn ein Emporkömmling haßt den andern gar leicht. Es gingen schon Gerüchte, daß Boosfeld, welcher zur Zeit Municipalrath war, zu einem höheren Posten ausersehen sei. Der Letztere galt allgemein als die Seele der Stadtverwaltung.

In den ersten Tagen des September ging die Nachricht ein, daß die Reise des Kaisers fest beschlossen und seine Ankunft am 15. oder 16. des Monats zu erwarten sei. Sofort traf man die großartigsten Anstalten, um ihn festlich zu empfangen. Seit langer Zeit waren die Handwerker, Schreiner, Polsterer, Maler u. s. w. nicht so beschäftigt gewesen, als in jenen Tagen. Vor dem Kölnthore waren viele Handwerker eifrig beschäftigt, über der damals noch bestehenden Wallgrabenbrücke einen großen Triumphbogen zu errichten, und ein Musikkorps erhielt die Weisung, sich dort aufzustellen, um das Herrscherpaar zu begrüßen. Der ganze Weg vom Kölnthore bis zum Belderbuscher Hofe, wo der Kaiser mit seiner Gemahlin absteigen sollte, wurde hoch mit weißem Sande bestreut. Auf dem Triumphbogen war eine Menge Willkommssprüche angebracht. Der Belderbuscher Hof wie der nach dem Rheine hinschauende Garten prangte in Laubgewinden und Flaggenschmuck. Der nach dem Letzteren führende Parterresalon, der herrliche Gobelintapeten besaß, war zum Empfangssaale be-

stimmt und mit reich durch Gold verzierten Möbeln versehen. Am Eingange des Marktes vor dem Hause der jetzigen Wrede'schen Apotheke hatte man eine große Statue der Fama (des Ruhmes) mit der Inschrift: „Marengo“ aufgestellt und überall eine Menge Sinnbilder mit Sprüchen angebracht. Das Rathhaus strotzte von Laubgeländen und Flaggen. Gegenüber der Stockenstraße stellte man vor das rein geweißte Schloß eine riesige Pyramide, auf welcher eine Minerva thronte mit einem Adler und einer lateinischen Inschrift. Der damals noch bestehende monumentale Bogen, welcher vom Schlosse zu der Franziskanerkirche führte und in Art des Koblenzer Thores gebaut war, unter dem der Weg zu dem Letzteren auch hin ging, bot in seinem Schmucke ebenfalls einen prächtigen Anblick. Vor dem Koblenzer (damals Michels-) Thore erhob sich ein großes Bildniß des Kaisers zu Pferd, bei welchem zwei Mann der Ehrengarde in Paradeuniform als Wachen hingestellt waren. Das Innere des Rathhauses hatte man ebenfalls schön hergerichtet und unter der großen Treppe in der noch jetzt befindlichen Thornische für den Fall, daß der Kaiser es wünsche, das Municipalgebäude zu besuchen, eine riesige Kaiserkrone angebracht. Alle Häuser der Stadt waren verziert. Als am 14. September die Nachricht einging, daß am nächsten Tage die Kaiserin eintreffen werde, begab sich schon Morgens der hier angekommene Präfekt mit dem Unterpräfekten und der Schützenabtheilung nach der Höhe vor der Stadt, um dieselbe zu empfangen. Vorposten waren weit bis Hersel in bestimmten Abständen aufgestellt. Am Fuße der Höhe bei der sogenannten Pfeifenfabrik stand der provisorische Maire Lejeune mit der Ehrengarde und den Mitgliedern des Gemeinderaths. Es herrschte ein äußerst lebendiges Treiben auf allen Straßen, namentlich auf der Strecke, welche die Kaiserin passiren sollte. Reiter sprengten hin und her, sie besorgten den Vermittelungsdienst zwischen den einzelnen Stationen. So wartete man ungeduldig den ganzen Tag, bis Abends gegen 7 Uhr von Wesseling her lauter Böllerkrach und Glockengeläute die Ankunft der Kaiserin verkündeten. Rasch gallopirten die Reiter zur Stadt, um Alle vorzubereiten, die Glocken begannen alsbald zu klingen, die am Kölnthore aufgestellten Karthaunen gaben das Zeichen zu einer gewaltigen Kanonade.

In einem 8spännigen Prachtwagen, begleitet von 4 Sechs-

spännern und vielen Reitern, erschien die Kaiserin Josefine auf der Landstraße hinter der Höhe, tausendfältiger Jubelruf begleitete sie, denn die ganze Strecke war von einer zahllosen Menge von Landleuten beiderlei Geschlechts aus der ganzen Umgegend besetzt, welche athemlos dem Zuge folgten. Auf der Höhe hielt die Kaiserin an und nahm die Begrüßung der ersten Beamten des Departements entgegen, worauf sie langsamen Schrittes bis zur Pfeifenfabrik weiter fuhr. Sie richtete dort herzliche Worte an die Vertreter der Stadt und drückte ihre Befriedigung darüber aus, die schöne Gegend von Bonn und das Rheinthal zu sehen, ebenso, daß man sie so freundlich empfange. Unter unaufhörlichem Jubelrufe der Menge fuhr sie über die Kölnstraße bis zum Jesuitengebäude, wo Schulkinder, die Mädchen in weißen Kleidern, aufgestellt waren und Blumen streuten. Josefine war bekanntlich herzlicher Natur. Ihre Augen ruhten wohlwollend auf der geschmückten Kinderwelt und sie begrüßte dieselbe unaufhörlich mit den Händen.

Von dort fuhr sie über den Markt, die Stocken- und Franziskanerstraße nach dem Belderbuscher Hofe, wo die Tafel bereit stand. Sie behielt die Präfekten und den Maire bei sich, ließ um 8 Uhr den Municipalrath unter Boosfeld's Leitung zur Audienz vor und nahm mehrere Bittschriften entgegen. Dann ging sie in den Garten und nahm die Gegend von der Brüstung in Augenschein. Diese gefiel ihr so gut, daß sie beschloß, hinab zum Rheine zu gehen. In der Gartenmauer des Belderbuscher Gartens befindet sich noch jetzt eine unscheinbare enge Pforte, durch welche Josefine und nach ihr noch manche gekrönte und berühmte Persönlichkeit in jenen Jahren geschritten ist. Die Kaiserin sah die an dem Stadtufer liegende geschmückte Ponte, bestieg dieselbe und ließ sich zweimal über den Rhein hin und her fahren. Sehr vergnügt äußerte sie sich über die Reize der herrlichen Gegend, welche bei warmer Luft im sonnigen Abendsonnenscheine da lag. Des Abends wurde ihr noch vom Rheine aus ein Ständchen gebracht, während der Garten beleuchtet war, dann zog sie sich in ihre Gemächer zurück. Den anderen Morgen stand sie sehr früh auf und fuhr um 4 Uhr weiter nach Koblenz. In der Stadt aber traf man schon weitere Anstalten, denn bald darauf sollte der Kaiser ebenfalls ankommen. Die Kaiserin hatte

einen sehr wohlthuenden Eindruck hinterlassen, sie schob die hohe Würde nicht in den Vordergrund, sondern war ihrer bürgerlichen Abstammung treu geblieben und benahm sich leutselig gegen Alle, die mit ihr in Berührung kamen. Gegen 9 Uhr verkündeten wieder Böller, Glocken und Jubelrufe die Ankunft des Kaisers. Der Maire Lejeune bot ihm an der Bannmeile die Stadtschlüssel auf einem Dammastkissen und den üblichen Ehrenwein an, darauf fuhr der Kaiser mit seinem zahlreichen Gefolge von Generalen und hohen Beamten denselben Weg wie Tags zuvor seine Gemahlin, nach dem Belderbuscher Hofe, wo ein Frühstück für ihn bereit stand. Er gewährte dem Maire eine kurze Audienz, wobei er sich nach der Bevölkerung, den Einkünften und Schulden der Stadt erkundigte. Als der Maire weit ausholte, da er den Zeitpunkt für geeignet hielt, ein Jammerbild der städtischen Verhältnisse zu entrollen, unterbrach ihn der Kaiser kurz durch die Fragen: „Wie heißt der gegenüber liegende Ort, wem gehört er — ist es eine Insel?“ Kaum hörte er die Antwort und wandte sich dann an die Mitglieder des Tribunals, an welche er ebenfalls einige Fragen richtete, ohne auf die Antworten viel zu geben. Darauf schritt er zum Frühstückstische, nahm etwas Brod und Käse und genoß dazu ein Glas Wasser. „Sind die Pferde bereit?“ fragte er seinen Kammerdiener, und als dies bejaht wurde, schritt er zum Hausthore hin und bestieg sein Pferd. In Begleitung des ganzen Gefolges ritt er im scharfen Trabe zum Josefsthore, an dem Rheine hinunter, über die Wachsbleiche bis zum Sternthore. Eichhof, der vielleicht vertraueter mit manchem Anderen, als mit einem feuerigen Pferde war, hatte hier das Unglück vom Pferde zu fallen, der Kaiser schaute sich nicht einmal nach ihm um, denn er war überhaupt sehr ernster und schweigsamer Stimmung. Unablässig schaute er durch sein kurzes Fernrohr nach allen Seiten und musterte die Gegend. Dies Gebahren des Kaisers erregte bei allen Bürgern, die es sahen, große Besorgniß, denn es unterlag ihnen keiner Frage, daß es sich um die leidige Festungsanlage handle. Vom Sternthor ging es in stürmischer Eile um den Hofgarten durch die erste Fährgasse zum Rheine hinab, am Krahnen vorbei, durch das Rheinthor, die Giergasse hinauf und die Voigtsgasse wieder hinunter zum Rheine. Es war wie eine wilde Jagd.

In der letzten Straße kam ein Ereigniß vor, welches man damals für sehr bedeutungsvoll hielt, so klein es auch erscheinen mag. Napoleon war, wie alle Korsen, bekanntlich sehr abergläubisch und gab viel auf Zeichen und Wunder, wie man auch von seinem oft angewandten Strumpforakel spaßhafte Geschichten erzählt. Als er im scharfen Trabe die sehr abschüssige Voigtsgasse hinabritt, strauchelte sein Pferd, so daß er vornüber auf den Kopf des Pferdes stürzte. Da er das Fernrohr gerade vor das Auge hielt, so wäre sicher ein großes Unglück geschehen, wenn er zu Boden gefallen wäre. Ein General hatte ihn jedoch rasch aufgegriffen und ein anderer zog das Pferd mit großer Geistesgegenwart an sich, so daß dem Schlimmsten vorgebeugt wurde. Napoleon hielt einen Augenblick an und drehte sofort um nach dem Koblenzer Thore, wo er plötzlich sein Pferd zügelte und an einen der ihm zunächst reitenden Generale die Frage richtete: „Was meinen Sie — Bonn kann keine Festung werden?“ Als dieser ihm beistimmte, fuhr er fort: „Bonn kann keine Festung werden.“

Dieses eigenthümliche Benehmen des Kaisers fiel der ganzen Begleitung auf, denn es lag etwas sehr Auffallendes darin. Die Generale flüsterten sich unter einander kurze Bemerkungen zu. Im nächsten Augenblicke wandte sich jedoch Napoleon nach der Poppelsdorfer Allee hin und verfolgte wieder im raschen Trabe den Weg zum Kreuzberge. Er ließ sich dort auf dem Rasen nieder und musterte nach einer mitgebrachten Karte die ganze Umgebung ohne ein Wort zu sprechen. Bei dieser Gelegenheit wandte sich einer der Generale zu Eichhof hin und sagte: „Die Bonner können es als einen Glücksfall betrachten, daß das Pferd des Kaisers strauchelte, denn Sie sollen es sehen, daß hier keine Festung angelegt wird.“ Auf Befehl des Kaisers war ein kundiger Mann aus Poppelsdorf Namens Stahl auf den Kreuzberg beordert worden, um ihn über das Vorgebirge und den Venusberg nach Kessenich zu führen. Stahl erhielt hierfür eine Belohnung von 20 Franken. Bei der damaligen Abdeckerei, gegenüber der jetzigen Schützenvilla, gelangte der Zug wieder in das Thal und ritt durch Kessenich nach der Koblenzer Landstraße, wo die Reisewagen bereits hielten.

Es war ein schöner sonniger Tag und sehr heiß. Boosfeld

und einige andere Herren, welche es übernommen hatten, dem Kaiser zwei Bittschriften zu überreichen, waren nicht dazu gekommen, eine längere Audienz für sich zu erwirken. Sie waren deshalb darin überein gekommen, daß sie sich neben dem Reisewagen auf der Koblenzer Landstraße aufstellen wollten, um dem Kaiser die Aufwartung zu machen. Durch Hitze und Staub hatten sie sich im vollen Staate nach dem Kessenicher Verbindungswege begeben und harrten ohne Obdach auf die Ankunft des Kaisers. Die behäbigen Herren waren damals an weite Spaziergänge nicht gewohnt, dieser kleine Abstecher erschien deshalb Allen als eine mühsame Arbeit, denn der Weg bis zur Gronau galt schon als weit. Man muß hierbei jedoch in Betracht ziehen, daß die jetzige schöne Landstraße, auf welcher man bequem wandelt, noch nicht bestand. Der Weg war zerfahren, ungesteint und mühsam zu passiren. Triefend von Schweiß standen die Abgeordneten unter dem freien heißen Himmel, um den günstigen Augenblick zur Ueberreichung der Bittschriften zu benutzen. Die eine enthielt die Bitte, den Apellhof oder die Rechtsschule nach Bonn zu verlegen, in der anderen war die traurige Lage der Stadt und die Brodlosigkeit der Einwohner auseinander gesetzt und der Kaiser gebeten worden, etwas zur Besserung der Verhältnisse zu thun. Als der Kaiser heran kam, stieg er vom Pferde und setzte sich rasch in den Wagen. Diesen Augenblick benutzte Boosfeld und reichte ihm zitternd auf den ausgestreckten offenen Händen die beiden Schriftstücke. „Sire, sprach er, le conseil municipal, au nom de votre ville de Bonn embrasse vos genoux!“ Der Kaiser nahm die Bittschriften, lächelte und erwiderte zweimal rasch auf einander: „nous verrons“, dann fuhr er ab. Einigen Erfolg hatten die Gesuche aber doch, wenigstens wollte man später die Einrichtung des Lyceums in Bonn dieser günstigen Aufnahme zuschreiben. Vielleicht war Josefine, wie oft, der gute Engel gewesen, welcher zu Gunsten der Stadt gesprochen hatte. Für die Dienerschaft des Belderbuscher Hofes hatte der Kaiser ein Geldgeschenk von 3400 Franken zurückgelassen.

Von der Fahrt des Kaisers wurden noch manche Einzelheiten erzählt, welche vielen Stoff zur Unterhaltung boten. In Köln hatte er den Professor Daniels empfangen, dessen Häßlichkeit ihm einen Ausruf des Abscheues entlockt hatte. Daniels aber

wußte ihn durch seine geistreichen Antworten so für sich einzunehmen, daß ihn Napoleon später zum Mitgliede des Kassationshofes ernannte. Bei Rolandseck überreichten ihm Nonnen von Nonnenwerth eine Bittschrift, worin sie um die Vergünstigung nachsuchten, ihr Leben in dem Kloster beschließen zu dürfen, was ihnen auch durch kaiserliche Verfügung vom 30. Oktober gestattet wurde. Der spaßhafteste Auftritt sollte in Sinzig vorgekommen sein. Die guten Bürger des Städtchens hätten aus laubbekränzten Weinfässern einen stolzen Triumphbogen am Thore aufgerichtet und sechs Musikanten geworben, um zum Empfang zu blasen. Als der Kaiser herankam, spielten sie ihr bestes Stück auf. Es war:

Du bist der beste Bruder auch nicht,
Wer dich kennt, der kauft dich auch nicht.

Die munteren Sinziger, welche tüchtig gejubelt hatten, freuten sich, wie man erzählte, nachher darüber, daß dem Kaiser, der den eigenthümlichen Beigeschmack des Liedes nicht kannte, die lustige Melodie so sehr gut gefallen habe, denn er habe gelächelt und den Musikanten freundlich zugenickt. Am 20. Septbr. fuhr der Kaiser weiter nach Mainz, wo ihm die deutschen Fürsten in einer Weise ihre Aufwartung machten, die den späteren Rheinbund erklärlich erscheinen läßt.

Mit dieser Kaiserreise sank der Stern Eichhof's. Napoleon hatte sich nach der Vergangenheit desselben erkundigt, und als man ihm vielleicht mit einem gewissen höhnischen Vorbedacht mittheilte, daß er früher kurfürstlicher Koch gewesen sei und in einem kleinen Wirthschaftshause der Josefsstraße gewohnt habe, schüttelte der Kaiser unwillig den Kopf. Vielleicht erschien es dem Kaiser auch bedeutungsvoll, daß Eichhof als ungeübter Reiter vom Pferde gefallen war. Eine Folge der Reise war es jedenfalls, daß am 17. Oktober Boosfeld die Unterpräfektenstelle für den abgesetzten Eichhof erhielt und Graf Belderbusch zum Maire von Bonn ernannt wurde. Der Letztere behielt diesen Posten bis zum Ende der französischen Herrschaft. Boosfeld wurde am 6. November als Unterpräfekt eingeführt.

Am Tage der Gründung der Republik (23. Septbr.), welcher nicht mehr festlich begangen wurde, erfolgte die Einrichtung des Tabaksdebits, ebenso führte man die droits reunis ein. Als Abgeordnete der Bonner Nationalgarde reisten Le Roi, Par-

mentier, Altstädten und Burkard nach Paris und kehrten am Vorabende zum Weihnachtsfeste zurück. Weerth pachtete am 6. Novbr. das Kapuziner= und Frowein das Franziskanerkloster, da die Mönche daraus vertrieben waren, für eine jährliche Miethssumme von je 200 Franken. Zum Feste der Krönung des Kaisers wurden Boosfeld und Breuning als Abgeordnete nach Paris gesandt. In Bonn feierte man dies Ereigniß durch ein Te deum im Münster und die Ausstattung eines Brautpaares mit 600 Franken.

Als besonders wichtig ist hervorzuheben, daß von diesem Zeitraume ab der republikanische Kalender nicht mehr als allein gültig betrachtet, sondern der alte gregorianische wieder neben demselben eingeführt wurde. Viele Zeitungen datirten schon jetzt nach dem Letzteren. Auch der Neujahrstag am 1. Januar trat in sein altes Recht ein. Dies Alles geschah jedoch nur in einem gewissen Vorgefühle, denn die offizielle Wiedereinführung des gregorianischen Kalenders erfolgte erst durch Senatsbeschluß im folgenden Jahre.

XV.

Das Jahr 1805.

Die weitere Ausbildung der Ordnung. Herstellung der Schiffbrücke an der ersten Fährgasse. Einrichtung der Sekundärschule.

Wenn auch der Krieg gegen Oesterreich mit Macht wüthete, so brachte das Jahr 1805 doch für Bonn im Ganzen wenige beachtenswerthe Ereignisse. Dem Maire von Belderbusch waren zwei Adjunkten Lejeune und Müller zugegeben worden, deren Amtseinführung am 19. Januar auf dem Rathhause und Abends durch einen Ball im englischen Hofe gefeiert wurde. An demselben Tage gründete man auch als merkwürdigen Emancipationsversuch eine Casino=Gesellschaft für Damen, welche sich jedoch wegen Mangel an Betheiligung nicht lange hielt. Der bisherige Präfekt des Departements Chaban folgte einem Rufe nach Brüssel und wurde durch Alexander Lameth ersetzt. Die Krönung des Kaisers durch den Papst feierte man durch ein Te deum, sowie

das angekündigte Jubiläum durch allgemeines Geläute der Glocken. Zu dem ersteren Feste hatte man den bisherigen romanischen Hochaltar aus der Münsterkirche entfernt und den in der Welschennonnenkirche bisher benutzten Altar an dessen Stelle gesetzt. Am 17. und 18. Februar fand die Wahl der Kandidaten zum corps legislatif Statt. Unter dem Präsidenten Creuzberg gingen Gerolt, Eichhof, welcher Letztere noch als Agent von Lucian Bonaparte wirkte und nebenbei eine Inspektorstelle für die Rheinschifffahrt versah, ferner Boosfeld, Fischenich und Höstermann aus der Urne hervor. Auch wurden 5 Bezirksräthe gewählt. Bei der Errichtung des Freihafens in Köln am 12. April war Eichhof in amtlicher Eigenschaft dort anwesend. Die Abgeordneten zur Kaiserkrönung erhielten zum Andenken goldene Erinnerungsmünzen. Die Ernennung eines Deputirten zum gesetzgebenden Körper erfolgte jedoch erst am Ende des September, es war Gerolt. Am 6. Mai fand auch die Einrichtung eines Friedensgerichtes Statt, Lejeune erhielt die Richterstelle und Moll wurde ihm als Assessor zugesellt. Zur Feier des italienischen Krönungsfestes Bonaparte's gab Boosfeld ein Diner zu 16 Kouverts und Abends einen Ball im englischen Hofe. Es wird noch erwähnt, daß am 4. Juni die letzten Freiheitsbäume, welche auf dem Münsterplatze und im Hofgarten standen, umgehauen seien.

Etwas Unruhe gab es im September, denn das ganze Armeekorps von Marmont, welches von Boulogne gegen Oesterreich zog, kam durch Bonn. Von dem Obergeneral wird berichtet, daß sein persönliches Gefolge aus 5 sechs- und 8 vierspännigen Wagen bestanden habe, auch wurden ihm 32 Jagdhunde nachgeführt. Man sieht also, daß die kaiserlichen Generale auch auf den friedlichen Sport bedacht waren. An demselben Tage wurde zum ersten Male die neu hergestellte Schiffbrücke benutzt.

Die Einrichtung der schon seit einiger Zeit vorbereiteten Nationalgarde fand am 2. Oktober Statt, Oberbefehlshaber derselben war der General Lefebre. Mit Unlust ließ man sich darin einreihen. Auch die Aufforderung zum Eintritt in die Ehrengarde, welche zur Begleitung des Kaisers dienen sollte, fand keinen Anklang. Alle hatten Entschuldigungen bereit, was vielleicht einen Beweis liefert, daß auch damals die Begeisterung für die französische Herrschaft noch nicht groß war. Zur Nationalgarde sollten

alle Bürger von 20 bis 60 Jahren gehören. Es wurden von den Unverheiratheten 14 Grenadiere, 14 Chasseurs und 193 Infanteristen dazu ausgehoben.

Schon lange hatte man Anstalten getroffen, eine Sekundärschule in Bonn zu errichten. Diese Sekundärschule, hauptsächlich für Elementarfächer, fand ihren Platz in dem Jesuiten-Gymnasium auf der Bonngasse. Es wurde am 20. Oktober ein Direktor mit 1200 Franken und sechs Professoren mit je 1000 Franken jährlichem Gehalte angestellt. Am 20. September passirten hier viele holländische Truppen zu Wasser und zu Lande.

Am 7. Dezember wurde der Pastor Loeltgen als Kantonspfarrer eingeführt, welcher dadurch also eine erhöhte Stellung erhielt. Als merkwürdig ist noch zu erwähnen, daß am 11. Dezember die Düsseldorfer Gallerie durch Bonn nach Mainz gebracht wurde, weil es hieß, die Preußen, mit welchen sich das Verhältniß immer mehr zum Kriege zuspitzte, würden Düsseldorf besetzen. Sie befand sich im Januar 1806 bereits in München.

XVI.

Das Jahr 1806.
Einrichtung einer Kantonalpfarre. Die Ueberweisung des Dekadentempels an den katholischen Gottesdienst. Das Lyceum.

Die Dreikaiserschlacht bei Austerlitz war geschlagen, Napoleon und Frankreich befanden sich auf dem Höhenpunkte ihrer Macht und ihres Ruhmes; am Rheine, namentlich in Bonn zeigte sich jedoch nur wenig Verständniß und Theilnahme für die französischen Erfolge. Wenn das Volk auch in mäßiger Anzahl dem bei Siegesnachrichten veranstalteten feierlichen Gottesdienste beiwohnte, so geschah dies doch meistens der heiligen Handlung wegen, die mit ihrem Pompe eine große Anziehungskraft ausübte, eine Freude oder gar Begeisterung gab sich nirgends kund. Man dachte nur an die vielen Opfer, welche diese Erfolge forderten und wozu die Landeskinder auch ihr Kontingent beitrugen. So

lauten übereinstimmend die Nachrichten. Selbst bei den offiziösen Theilnehmern solcher Festlichkeiten zeigten sich ab und zu kleinliche Rücksichtslosigkeiten, die nicht an eine größere Auffassung mahnten. So entstand z. B. am 5. Januar bei der Austerlitzfeier ein Rangstreit zwischen dem Unterpräfekten und dem Tribunale über die Frage wer durch eine Ehrenwache abgeholt werden solle. Durch den großen Brand, wodurch der Thurm der Remigiuskirche eingeäschert worden war, hatte die Letztere so sehr gelitten, daß ihre Erhaltung als unmöglich erschien. Man hatte den Gottesdienst schon bald nach dem Unfalle in die Jesuitenkirche verlegt, aber in den damaligen traurigen Zeiten keine Hoffnung die bedeutenden Mittel zu erschwingen, um einen Neubau der Remigiuskirche herzustellen. Hierauf war bei der Einrichtung der Pfarreien bereits Bedacht genommen und der Münster als Hauptpfarrkirche der Stadt eingestellt worden. Mit dieser Organisation hing es auch zusammen, daß man die in den unterdrückten Klosterkirchen überflüssigen Gegenstände den bestehen bleibenden Gotteshäusern überwies. Der Münster erhielt den Klemensaltar und die Beichtstühle aus der Kapuziner- und den Predigtstuhl aus der Remigiuskirche, die Franziskanerorgel wurde in Dietkirchen untergebracht. Auf der letzteren hat Beethoven oft gespielt. Der bisherige Pfarrer in Remigius, Klöckner, übernahm am 12. Mai die Minoritenpfarre als zweite der Stadt, das Pfarrhaus wurde der Kantonalpfarre überwiesen. Somit blieben jetzt eigentlich nur drei Pfarreien.

Kriegerische Gerüchte waren stark im Umlaufe, ein Bruch zwischen Frankreich und Preußen stand in Aussicht. Die Franzosen hielten sich in Hameln, die Preußen dagegen hatten mit Genehmigung Englands Hannover besetzt. In Deutz und Königswinter waren ebenfalls Franzosen eingerückt. Murat hatte als Großherzog von Cleve-Berg seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt Düsseldorf gehalten. Dies Alles war im Februar geschehen und hatte schlimme Aussichten auf nahe Kriegsgefahren eröffnet. Die Gemüther fühlten sich deshalb überall am Rheine sehr gedrückt. Die Rechtsschule hatte Bonn nicht erhalten. Breuning folgte am 13. Februar einem Rufe als Professor an derselben nach Koblenz.

Im Mai fand die Versetzung des bisherigen Präfekten Lameth nach Aachen Statt, an seine Stelle trat Lezai-Marnesia,

ein Mann, welcher sich für Bonn sehr interessirte. In Paris hatte man die Berufung eines Sanhedrins beschlossen, um die jüdischen Verhältnisse gegenüber den Bekennern des christlichen Glaubens zu regeln. Von Bonn wurden Lion und Maier Marx ausgewählt um an den Berathungen Theil zu nehmen. Selbst diese friedlichen Maßregeln, wozu noch kam, daß von der Regierung der Bau eines großen, die Schelde, Maas und den Rhein verbindenden Kanals in Aussicht genommen wurde, waren nicht im Stande die Gemüther zu beruhigen, denn die Stiftung des rheinischen Bundes deutete auf schwere Ereignisse hin. Das Napoleonfest wurde jedoch am 15. August mit großem Pompe gefeiert. Die Franzosen haben mit Recht stets auf derartige feierliche Begehung von Nationalfesten einen großen Werth gelegt, denn sie tragen vor Allem dazu bei das Volk anzuziehen und einen gewissen Nationalpatriotismus wach zu rufen. Gerolt erschien diesmal im großen Gesetzgeberanzuge und erregte Aufsehen. Mittags war großes Essen und Abends fand Beleuchtung und Ball Statt. Die Zertrümmerung des altehrwürdigen deutschen Reiches, indem Franz II. in einer Urkunde vom 6. August erklärte, daß er der rheinischen Konföderation gegenüber seine Pflichten als deutscher Kaiser nicht mehr erfüllen könne und sich darauf beschränke Kaiser von Oesterreich zu bleiben, wurde das Vorspiel gewaltiger Ereignisse. In jener Zeit war es, wo den preußischen Herrschern, wenn auch nach einem traurigen Uebergange, der Weg geebnet wurde, um ihre glorreiche Bestimmung zu erfüllen, wonach sie die Erbschaft der Habsburger antreten konnten und es dahin brachten, daß das Deutsche Reich in nie geahnter Macht erstand und das Erste der Welt wurde, was wir vor wenigen Jahren unter dem Scepter unseres ruhmreichen edlen Kaisers Wilhelm I. zu erleben das Glück hatten.

Im September war die Garnison aus Berlin ausgerückt, Rußland, Preußen und Schweden rüsteten gewaltig. Preußische Truppen waren von Ostfriesland bis nach Böhmen aufgestellt, der alte Blücher hielt den rechten, der Herzog von Braunschweig die Mitte und Hohenlohe den linken Flügel. So bereitete sich Alles zu einem großen Ausbruche vor.

Am Rheine hoben die Franzosen alle waffenfähigen Leute aus

um bei dem ausbrechenden Kriege gegen Preußen verwandt zu werden. Die Konskribirten wurden am 13. Oktober nach Koblenz abgeführt. Die Stimmung der Einwohnerschaft war sehr beklemmt und erreichte den höchsten Grad, als durch die am 14. Oktober verlorene Schlacht bei Jena und Auerstädt alle Hoffnung auf den Sieg der deutschen Waffen zerschmettert wurde. Es unterliegt nach allen Berichten wohl keinem Zweifel, daß man am Rheine auf einen Sieg der Preußen große Hoffnungen gebaut hatte. Jedenfalls erwartete man, daß die eigenen Landsleute den nach Aller Meinung berechtigten Wünschen der rheinischen Bevölkerung mehr Rechnung tragen würden, als die Franzosen. Unter diesen stand die Wiederherstellung des früheren Kurfürstenthums Köln besonders im Vordergrunde, wozu man die Hoffnung noch immer nicht aufgeben konnte. Die Herbringung einer Menge gefangener Russen, welche am 18. Oktober in der hiesigen Kaserne untergebracht wurden, und die geflissentlich verbreiteten Siegesgerüchte der Franzosen wirkten sehr drückend. Oesterreich, Sachsen und Hessen hatten sich neutral erklärt, es war eine Zeit der traurigsten Zerrüttung im deutschen Lande. Unser großes Volk, welches durch seine Intelligenz und Macht berufen ist die hervorragendste Stelle unter den Nationen einzunehmen, hatte keinen Mittelpunkt. Doch es war nur ein Gährungsprozeß, wie wir ihn bei der Traube haben, aus dem der edle Wein hervorgeht. Deutschland ist erstanden, und jetzt sehen wir ein, daß diese traurige Zeit nothwendig war, um die Verhältnisse zu klären und zum guten Ende zu führen. Aus dem Grabe bei Jena ging golden die Ostersonne des deutschen Reiches auf. Von da ab kann man das Erwachen der Vaterlandsliebe des Volkes datiren, denn die Gesammtheit kam zur Erkenntniß, daß die Kraft Aller gegen den gemeinsamen Feind eintreten müsse, um der inneren Entwickelung Bahn zu schaffen. Lange hat das gute Streben ruhig, vielfach unverstanden, fortglimmen müssen, unser Kaiser und Fürst Bismarck aber haben das Verdienst den Funken zur Flamme angefacht zu haben und Frankreich gab wider Willen den Stoff zu seiner Nahrung.

Unter den friedlichen Ereignissen, welche sich in Bonn im Laufe des Jahres zutrugen, ist noch Folgendes zu erwähnen. Am 7. Septbr. fand die Wiedereinführung des katholischen

Gottesdienstes in dem bisherigen Dekadentempel des Schlosses Statt. Diese frühere Schloßkirche wurde dem Schulinstitute des Gymnasiallehrers Kügelgen überwiesen, der seit einiger Zeit in Godesberg eine höhere Lehranstalt unterhalten hatte. Lezai Marnesia war auf ihn aufmerksam geworden und hatte ihn ausersehen um das im Bonner Schlosse zu errichtende Lyceum zu leiten. Kügelgen folgte dem an ihn erlassenen Rufe und so sehen wir in dieser Maßregel den Anfang des Lyceums. Am Ende des Jahres traf man bereits Anstalten, um 150 interne Zöglinge in dem Lyceum aufzunehmen. Dasselbe blieb jedoch vorläufig noch ein Privatinstitut unter einer gewissen obrigkeitlichen Aufsicht. In der Stadt begrüßte man diese Einrichtung jedoch mit großer Freude; der Bergrath Rose schenkte dem Lyceum sogar seine sehr reichhaltige Mineraliensammlung und bestimmte, daß dieselbe nach allenfallsiger Aufhebung der Anstalt der Stadt zufallen solle. Es ist mir nicht geglückt den Verbleib der Sammlung nachweisen zu können. Das frühere kurfürstliche Schloß zu Röttgen wurde im August niedergelegt. Der größte Theil der Steine fand bei dem Festungsbau von Wesel seine Unterbringung, andere Theile des Materials erstanden Privatleute und benutzten dasselbe zu Privatbauten. Im Dezember zog eine große Menge Douaniers hier durch, welche nach Hamburg bestimmt waren. Dieselben fuhren zu Wasser und entgingen bei einem Sturm in der Nähe von Graw-Rheindorf kaum der Gefahr des Ertrinkens. Am 18. desselben Monats kaufte die Stadt den Rheinkrahnen für die Summe von 8350 Franken.

XVII.

Das Jahr 1807.

Abbruch des Schwibbogens auf der Franziskanerstraße. Die ara Ubiorum. Die Gestattung von Zeitungen.

Das Jahr 1807 war für Bonn arm an großen Ereignissen. Der Vorsteher der im Schlosse eingerichteten höheren Lehranstalt hatte den Durchgang in der Mittelpforte der Residenz wegen der

vielen Beunruhigung wieder schließen lassen, dies wurde von der Bevölkerung unangenehm empfunden. Man trug deshalb darauf an, daß das Thor am kleinen Höfchen wieder wie zur kurfürstlichen Zeit geöffnet werde, was auch ungeachtet des Widerspruchs des Kommandanten Cantobre geschah. Im Mai spielte die Befestigungsangelegenheit einmal wieder eine Rolle, denn es trafen Ingenieure in Bonn ein, welche die ganze Umgegend abmaßen und Pläne aufnahmen. In demselben Monate legte man den Grundstein zu dem neuen Arresthause, dessen Neubau Detier für die geringe Summe von 22000 Franken übernahm. Hierzu wurden ihm die Steine von den abzubrechenden Remigius- und Gangolfskirchen überwiesen. Die bisher im Kapuzinerkloster unterhaltene Mehlwage verlegte man in das untere Rathhaus.

Die Besetzung der Stadtrathsstellen, welche zur kurfürstlichen Zeit als Ehrenposten sehr angesehen waren, hatte in den letzten Jahren viele Mühe verursacht. Die Bürger weigerten sich vielfach in die Gemeindeverwaltung einzutreten, denn Ehre war dadurch nicht viel zu erwerben, wohl aber desto größerer täglicher Aerger. War es doch zeitweilig dahin gekommen, daß man die Uebernahme öffentlicher derartiger Posten als eine Pflicht der Bürger hinstellte und bei Weigerung mit Verhaftung gedrohet hatte. Am 18. Oktober traten Kemp, Mehlem, Nettekoven, Ostler und Quinck als Stadträthe ein, es ist aber nicht angegeben, ob ein gewisser Zwang dabei obgewaltet hat.

Im November wurde der monumentale Schwibbogen zwischen dem Schlosse und der Franziskanerkirche auf der Franziskanerstraße abgebrochen. Die dadurch gewonnenen Steine benutzte man dazu, in dem Neubau des Arresthauses einige Zimmer für Schwachsinnige herzustellen. Fast zu gleicher Zeit traf das für die Geschichte Bonns merkwürdige Denkmal, die sogenannte ara Ubiorum, ein Geschenk des Kanonikus Pick, von Blankenheim hier ein und wurde auf dem Remigiusplatze nach dem Abbruche der Kirche aufgestellt. Dasselbe befindet sich jetzt im Alterthumsmuseum des Schlosses. Am 25. November starb die Gräfin Belderbusch. Von dem Werft unterhalb der vinea lief am 26. November wieder ein hier gebautes Schiff vom Stapel.

Von großem Werthe war es für die Einwohner, daß den so lange unterdrückten Zeitungen endlich wieder der Vertrieb im

Lande gestattet wurde. Die Kölnische Zeitung so wie der Staatsbote konnten von diesem Zeitpunkte ab bezogen werden. Auch versuchte es das Wochenblatt des Bönnschen Kreises vom Januar des folgenden Jahres wieder zu erscheinen. Alles hing jedoch von der jeweiligen Stimmung der Machthaber und von den politischen Verhältnissen ab, ob man dieselben für gefährlich hielt oder nicht und sie somit erscheinen ließ oder verbot.

XVIII.

Das Jahr 1808.

Kaiserliche Stiftung des Lyceums. Große Feier des Napoleonsfestes. Ordnung der bürgerlichen Verhältnisse der Juden. Einführung der Schutzpocken.

Die Nachrichten über die letztverflossenen drei Jahre sind im Ganzen dürftiger Natur, von jetzt ab fließen dieselben wieder reicher. In der ersten Zeit der französischen Herrschaft, während des Kampfes zwischen den früher bestandenen und den werdenden Verhältnissen, hatte sich ein reges und eigenthümliches Leben entfaltet, dessen Vielseitigkeit durch die am Rheine sich abspielenden kriegerischen Ereignisse noch gehoben wurde. Als das Rheinthal aber französische Provinz wurde, da trat eine allgemeine Stagnation ein. Die neu eingerichteten Mairien verloren den letzten Schein von Unabhängigkeit und Selbständigkeit, welche die früheren Burgemeistereien besessen hatten. Die Einwohner versanken in eine Muthlosigkeit ohne Gleichen, die Stadt ging immer mehr zurück und verlor sich in der Reihe der vielen anderen kleineren Städte, deren Verhältnisse sich überall ähnlich waren. Alle innern Angelegenheiten traten in den Hintergrund, man hatte nur Aufmerksamkeit auf die großen kriegerischen Ereignisse, welche in Spanien, Italien, Oesterreich und Preußen, gegen England und Rußland in raschen Schlägen auf einander folgten. Deren Entscheidung war auch bestimmend für ihr eigenes Schicksal. An den Krieg selbst wurde man am Rheine nur durch die Konskriptionen

und den Durchmarsch der Armeen gemahnt, von denen jedoch Bonn im Allgemeinen während dieser Zeit nicht übermäßig zu leiden hatte. Meistens lagen nur wenige Truppen als Garnison in der Stadt. Selbst im Jahre 1804 befanden sich während eines großen Theils des Jahres nur 2 Chasseurs-Escadrons hier, im folgenden Jahre wechselte die Garnison mehrmals, worauf dann das neunte leichte Infanterie-Regiment einrückte und längere Zeit blieb. Im Jahre 1807 befand sich in Bonn eine Abtheilung des 95. Linien-Regiments mit dem Depot des 20. Chasseur-Regiments. Wegen dieser geringen Truppenzahl legte man großen Werth auf die in allen Städten organisirte Nationalgarde, deren Mannschaften im Lande selbst vielfach verwerthet wurden.

Die Gerichte befanden sich stets in einer gewissen Auflösung, es fehlte an einer ordentlichen Organisation und an Arbeitskräften, deshalb wuchs trotz des strengen militärischen Regiments überall die Unsicherheit. Räuberbanden durchzogen das Land. Der berüchtigte Schinderhannes trieb sich in der ersten Zeit des jetzigen Jahrhunderts viel in der hiesigen Gegend herum. Im Jahre 1802 war er bei Beuel gefangen worden und am 25. Juli sogar eine Nacht in dem vor Kurzem abgebrochenen hiesigen Gefängnißthurm in der Nähe des Theaters untergebracht, woraus er von seinen Genossen durch Untergrabung der Fundamente befreiet sein soll. Berichte über Diebstähle, Raubanfälle und Einbrüche hörte man täglich von allen Seiten. Es war zu Zeiten gefährlich bei hellem Tage sich bis an den Tannenbusch zu wagen, am 28. September 1801 hatte sich sogar eine Räuberbande dort fest gelagert. Auf der Kirmeß in Pützchen stahl ein Mitglied der Schinderhannesschen Gesellschaft, Namens Feßler, einer schlafenden Frau einen Korb. Als er denselben außerhalb der Budenreihe öffnete und ein Kind darin fand, ließ er denselben auf freiem Felde stehen, so daß das kleine Wesen verkommen ist. Es war hauptsächlich in den Jahren 1805 und 1806, wo das rechte Rheinufer aller Sicherheit entbehrte. Die Arresthäuser reichten nicht aus, um die Gefangenen zu beherbergen. Dieser schlimme Zustand wurde noch dadurch erhöhet, daß sich besonders zur Winterzeit Schaaren von Wölfen zeigten, die vom Trierer Hochwald, dem Hunsrücken und aus den Ardennen herüber kamen. Die Eifel war zeitweise von einem einzelnen Menschen gar nicht zu passiren, es mußten oft,

unter Anderen am 30. Dezember 1808, Verfügungen zur Ausrottung dieser Raubthiere, selbst durch Vergiftung, erlassen werden. Im Jahre 1814 wurde noch ein Wolf an der ersten Fährgasse geschossen.

Vom Jahre 1808 ab besserten sich aber doch im Allgemeinen die Verhältnisse. Belderbusch war als neu ernannter Maire eine in Paris wohl gelittene Persönlichkeit, nebenbei besaß er Organisationstalent und Festigkeit genug, um einflußreich zu wirken. Ueber seinen politischen Charakter ist es mir nicht gelungen klar zu werden. Dem Präfekten und der französischen Regierung gegenüber hat er mehrmals eine anerkennenswerthe recht deutsche Offenheit bewiesen, er scheute es selbst nicht in gegebenen Fällen offen die wahre der Regierung unangenehme Sachlage wohlmeinend zu enthüllen, im Ganzen aber scheint sein Hauptgrundsatz gewesen zu sein, in allen Lagen ein treuer Diener des Staates bezw. der bestehenden Regierung zu sein.

Mit dem Jahre 1807 begannen die Pläne der französischen Regierung zur inneren Entwickelung des Landes in den eroberten Provinzen greifbarer in den Vordergrund zu treten. Als Hauptpunkt ist hierbei die Ordnung der Schulverhältnisse hervor zu heben, besonders die Gründung oder vielmehr die vollständige Organisation des

Lyceums.

Schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatte man dafür Sorge getragen, für die Ausbildung der Lehrkräfte besondere Anstalten, sogenannte Normalschulen, einzurichten. Die Lehrer des Landes wurden aufgefordert, besondere Kurse während eines längeren oder kürzeren Aufenthalts in denselben durchzumachen. Eine solche Anstalt hatte auch in Bonn bestanden, war aber nach der Flucht des Kurfürsten eingegangen. Die Franzosen nahmen den Gedanken wieder auf und verlegten die Normalschule nach Koblenz. Unter den mit Preisen daselbst bedachten Zöglingen, die theilweise schon gewirkt hatten, finden wir im Jahre 1808 Lehrer von Duisdorf und Dransdorf aufgeführt. Die von den Franzosen in Bonn errichtete höhere, sogenannte Centralschule, so wie die ebenfalls gegründete Sekundärschule fristeten ein armseliges Dasein. Als dann Kügelgen mit gut besetzten Arbeits-

kräften von Godesberg nach Bonn übersiedelte, verloren sie den größten Theil ihrer Schüler und konnten sich nicht mehr halten. Kügelgens Anstalt war, wie bereits gesagt worden ist, vorläufig nur ein Privatinstitut unter dem Schutze der Regierung.

Dies Verhältniß änderte sich, als Napoleon am 7. Januar 1808 aus den Tuillerien die folgende Verordung erließ:

Auf den Bericht unseres Ministers vom Innern haben wir dekretirt und dekretiren was folgt:

Art. 2. Herr Kügelgen ist zum Provisor des Lyceums von Bonn ernannt. Herr Breuer ist zum Censor der Studien des nämlichen Lyceums ernannt.

Art. 3. Zu Professoren sind die Kandidaten, deren Namen folgen, ernannt, nämlich:
Klasse der schönen Wissenschaften, der lateinischen und französischen Sprache: Herr Johann Werner.
Für die Professuren der lateinischen Sprache: 1. Herr Niklas Lachaussée, 2. Herr Heinrich Kanne, 3. Herr Johann Pranghe.
Zu den drei Professuren der Mathematik: 1. Herr J. B. Alexis Lembert, 2. Herr Wilhelm Ließem, 3. Herr Adolf Schneider.

Art. 4. Unser Minister vom Innern ist mit dem Vollzug des gegenwärtigen Dekrets beauftragt."

Den Lehrern wurde ein jährlicher Gehalt von 1200 bis 1500 Franken zugewiesen. Die Centralschule hatte Anfangs noch den Charakter einer Universität gehabt, aber die Fächer waren durch den Abgang der Professoren immer mehr eingeschränkt, so daß die Schule kaum mehr den Anforderungen an ein Gymnasium entsprach. Bei Gründung der neuen Lehranstalt verfolgte man nur den äußersten praktischen Zweck, demgemäß war auch die Einrichtung derselben.

Das Lyceum sollte eine Pflanzstätte der Bildung, vor Allem aber des Patriotismus sein und begabte Schüler aus dem ganzen Departement aufnehmen. Besonders damit beauftragte Kommissare reisten deshalb im Lande herum dieselben auszuwählen. Aermeren war der Eintritt durch Schaffung vieler Freistellen erleichtert und möglich gemacht. An demselben Tage, an welchem das Gründungsschriftstück ausgefertigt wurde, erfolgte die Bekanntmachung

16

in dem zu Koblenz erscheinenden amtlichen Rhein- und Moselboten, daß vier junge Leute, unter ihnen Friedr. Simrock, Sohn des Musikalienhändlers, einen Freiplatz auf die ganze Pension erhalten hätten. 14 Schülern war die Zahlung von $^3/_4$ der Pension und 34 die Hälfte derselben geschenkt. Unter den Letzteren befand sich ein zweiter Sohn Simrocks, welchem als Vater von sieben Kindern dies Vorrecht zugestanden war, ferner ein Sohn des Garteninspektors Lenné, Namens Joh. Josef, ein Sohn des Maire von Poppelsdorf Heinrich Cassel und Jos. Bapt. Ries, Sohn des Musikmeisters, auch Ferd. Gerolt, Sohn des Mitgliedes des Gesetzgebenden Körpers und Anton Detroux, Sohn des Friedensrichters zu Bonn. Von Interesse ist es, daß auch zwei Knaben der Schule in Adendorf ausgewählt waren, dieselben hießen Baumann und Rolshoven. Der Theil des Schloßmittelbaues von dem Balkon und der Madonna bis zum östlichen Schlußthurme war dem Lyceum überwiesen worden, dort wohnten die eigentlichen Zöglinge auch mit ihren Lehrern und wurden vollständig beköstigt. Die Verpflegung soll jedoch etwas spartanisch- und dürftig gewesen sein. Die Zöglinge suchten sich in den Freistunden, wenn sie in dem Binnenhofe spielten, Nahrungsmittel von auswärts zu verschaffen. Sie steckten durch die Fugen der großen Pforte, welche sich nach der Franziskanerstraße befindet, Kupfermünzen, und Jungen aus der Stadt standen dort bereit, um für sie Waaren zu kaufen, die dann unter der Thür hergeschoben wurden. Eine in Bonn sehr bekannte Persönlichkeit, das sogenannte „Appeltrinchen", hatte deshalb ihren kleinen Kram dort aufgestellt und machte gute Geschäfte. Dieselbe zog sich später nach dem Neuthor zurück und war bei den Studenten nach Gründung der Universität eine sehr beliebte Persönlichkeit, da sie für Alle offenes Konto im Kopfe hielt. Sie ist erst im Jahre 1867 gestorben.

Die Lyceisten trugen eine blaue Uniform mit Käppi, hatten Waffen und Fahnen, waren überhaupt ganz militärisch organisirt. Als später wegen des Krieges mit England der Indigo nicht mehr zu beschaffen war, erhielten sie graue Kleidung. Bei allen feierlichen Gelegenheiten zogen sie auf, auch während der Hochmesse in der ihnen überwiesenen Schloßkirche bildeten sie in Wehr und Waffen Spalier und präsentirten während der Wandelung das Gewehr. Sie schliefen gemeinschaftlich in großen Schlafsälen, in

deren Mitte erhöhet das Bett eines Lehrers stand, so daß er den ganzen Raum überschauen konnte. Es gab unter den Zöglingen Gemeine, Sergeanten und einen Sergeant-Major, welche täglich unter Aufsicht eines Instrukteurs mehrere Stunden lang sich in den Waffen üben mußten. Der Exerziermeister machte mit den Knaben wöchentlich weite Ausflüge in den nahen Kottenforst über Godesberg hinaus, nach Meckenheim oder in das Siebengebirge. An diesen Fahrten nahmen die zahlreichen einheimischen Zöglinge, welche den Unterricht genossen, aber bei ihren Verwandten wohnten, ebenfalls Theil. Die Auswahl der Schüler fand übrigens ohne Rücksicht auf die Vermögensverhältnisse der Eltern Statt und sollte in erster Linie eine Belohnung für bewiesenen Fleiß sein, jedoch wurde auf die Mittellosigkeit gebührende Rücksicht genommen. Die Auszüge der Lyceisten erregten in der Stadt jedesmal großes Aufsehen, bei den Prozessionen bildeten sie ein stattliches Kontingent.

Am 4. Juli traf die Großherzogin Stephanie von Baden nach einem längeren Badeaufenthalte zu Ems in Godesberg ein, besichtigte in Begleitung von Belderbusch Poppelsdorf und bestieg sogar den Drachenfels, worauf sie noch einige Zeit in Godesberg blieb. Besonders festlich wurde in diesem Jahre das Napoleonsfest am 15. August begangen. Lezai Marnesia hatte unterm 28. Juni ein besonderes Programm dafür entworfen und gesagt, daß die Art der Feier so sein solle, daß sie der öffentlichen Freude entspreche. Er hatte bestimmt, daß in jedem Hauptorte eines Kantons Spiele, Tänze, Musik, Vogelschießen, Wettrennen zu Fuß und zu Pferde anzuordnen und dabei Preise, bestehend in Stücken Tuch oder anderen Erzeugnissen des Departements, auszutheilen seien. In den Landkantons sollten Pflüge, sächsische Flachshecheln, eine Racekuh oder ein Merinowidder als Preise gewonnen werden. Die Kosten waren selbstverständlich von den Gemeinden zu tragen. Der Bericht über die Bonner Festlichkeit spricht nur davon, daß die Spiele von Soldaten ausgeführt worden seien; das Volk hat sich also nicht an der Preiserwerbung betheiligt.

Während des Hochamtes in der Schloßkirche sammelte Fräu-

lein Kopp, welche von dem Lyceisten Nöggerath, einem Bruder des späteren Berghauptmanns, der bald darauf in Spanien geblieben ist, geführt wurde, Almosen für die Armen. Mittags fand großes Essen bei dem Major Barbé vom 20. Chasseurs-Regimente Statt, dann begannen die Spiele auf dem mittleren Rasenplatze der Poppelsdorfer Allee. Eine große mit Seife bestrichene Mastſtange erhob sich daselbst, auf deren Spitze Preise befestigt waren. Die Chasseure liefen in Säcken um die Wette zur Belustigung der vielen anwesenden Zuschauer, es wurde von Soldaten, denen die Augen verbunden waren, nach Gänsen geschlagen, die unter einem Topfe saßen und allerlei solcher Kurzweil getrieben, wozu die Musik spielte und die Böller erdröhnten. Man hatte auch in Aussicht genommen auf dem Rheine Wettfahrten in Nachen abzuhalten, die Schiffer hatten aber ihre Betheiligung versagt, somit unterblieb es. In Koblenz hatte der Wassersport einen Haupttheil der Belustigungen ausgemacht. Abends war großer Ball.

Einige Tage darauf ging in Bonn die von Bayonne vom 20. Juli datirte kaiserliche Verfügung in Betreff der Judennamen ein. Binnen 3 Monaten hatten die Israeliten ihre bisher geführten althebräischen Stammesbezeichnungen aufzugeben und dafür besondere Vor- und Zunamen anzunehmen. Die Juden mußten zu dem Zwecke sich nach dem Civilstandsbüreau verfügen und erklären, welchen Namen sie für die Folge führen wollten. Hierbei war ihnen die Beschränkung auferlegt, daß sie den Namen der Stadt, in welcher sie wohnten, nicht annehmen dürften. Fremden Israeliten, die sich in den französischen Staaten nieder zu lassen gedachten, war gestattet ihre bisherigen Vor- und Zunamen beizubehalten, sie hatten aber diesen Wunsch an amtlicher Stelle auszusprechen. Allen, welche sich diesen Bestimmungen nicht fügten, war die Landesverweisung angedroht, wer aber willkührlich ohne amtliche Anzeige seinen Namen ändern und sich so in öffentlichen oder privaten Schriftstücken bezeichnen werde, dem stand eine Anklage wegen Fälschung in Aussicht.

Seit ungefähr zwei Jahren war die französische Regierung darauf bedacht gewesen, die Impfung gegen die Pocken in ihren Landen einzuführen. Am Rheine, namentlich in Bonn, wie aus mehreren Berichten des Maire Belderbusch hervorgeht, fand diese Maßregel großen Widerstand. Man lachte darüber und hielt es

sogar hier und da für sündlich sich die Säfte einer Kuh einimpfen zu lassen. Besonders verdient machte sich hierbei in Bonn der früher mehr erwähnte Dr. Crevelt, welcher sich darum bemühte den Aberglauben, der die Einführung der Impfung hinderte, zu bekämpfen. In einem amtlichen Berichte des Präfekten Lezai Marnesia vom 31. Dezember finden sich über diese Angelegenheit interessante Angaben. Nach demselben sind im Rhein- und Mosel-departement vom 1. Januar 1801 bis 31. Dezbr. 1808 geboren 80,128 Kinder, von diesen starben 30,570, es lebten noch 49,558. Von den Letzteren hatten die natürlichen Pocken 16,578, geimpft wurden vor 1806: 3,643, im Jahre 1806: 2,985, im Jahre 1807: 5,358, im Jahre 1808: 22,572.

Unter den Aerzten, welche sich bei der Durchführung dieser Maßregel besonders ausgezeichnet hatten, wird in Bonn Dr. Thomas Tils und in Koblenz der Professor Wegeler, ebenfalls ein Sohn Bonns, in Rheinbach Dr. Best rühmend genannt. Die Schrift Lezai-Marnesias schließt mit den folgenden Worten: „Die gänzliche Reinigung der in diesem Jahrhundert geborenen Generation ist das große Resultat dieses Jahres."

XIX.

Das Jahr 1809.

Besteuerung aller Vergnügungen. Tod des Bischofs Berdolet. Der Münsterthurm und die Kirche auf dem Kreuzberge vom Blitze getroffen.

Die traurigsten Aussichten für die deutsche Sache leiteten dieses Jahr ein. Der Minister Stein sah sich genöthigt, um der drohenden Verhaftung zu entgehen, das Land zu verlassen, am Rheine herrschte wie überall Niedergeschlagenheit und Armuth. In Bonn wurden bereits im Januar 139 Mann für die Armee und 49 für die Reserve einberufen. Um der großen Armuth abzuhelfen wurde auf alle Belustigungen eine Steuer gelegt. An den Eingängen zu den Sälen, wo Schauspiele, Bälle, Konzerte,

Tanzmusik abgehalten wurden, mußten die Maire Leute hinstellen, welche die Eintrittskarten in Empfang nahmen, denn für jeden Franken war ein Decime oder im Ganzen ein Viertel der Bruttoeinnahme an die Kasse der überall errichteten Wohlthätigkeits-Büreaus abzugeben. Die Feuersbrünste vermehrten sich wieder in erschreckender Weise, man wußte nicht, ob man sie der Sorglosigkeit der Bewohner oder der Ruchlosigkeit von Brandstiftern zuschreiben sollte. Berichte von Einbrüchen, Diebstählen und Mord waren an der Tagesordnung, der lange Krieg verwilderte die Gemüther der Menschen. In dieser Zeit scheinen auch am Rheine die Steckbriefe mit genauer Beschreibung der betreffenden Persönlichkeiten, mochten es nun Deserteure oder Verbrecher sein, zuerst allgemeine Verbreitung gefunden zu haben. Als merkwürdiges Zeugniß aus jener Zeit befindet sich in dem städtischen Archive zu Bonn noch ein Aktenstück im schwarzen Umschlage, auf dessen Vorderseite ein weißes Kreuz als Todeszeichen geklebt ist. Es enthält Schriften über Refracteure, Deserteure und dergleichen anrüchige Leute, das Merkzeichen des Umschlages aber deutet auf mehr, als auf eine bloße Spielerei. Das Spionirsystem stand in voller Blüthe, für jede Anzeige eines widerspänstigen Konskribirten oder eines Deserteurs mußten die Gemeindekassen dem Verräther eine Belohnung von 12 Franken zahlen, diese Summe war in jener äußerst geldarmen Zeit nicht unbedeutend.

Um der großen Noth in der Stadt abzuhelfen, hatte sich in Bonn eine Gesellschaft von Leuten zusammengefunden, welche es unternahm in Ermangelung einer Schauspielertruppe öffentliche Vorstellungen zu geben und den Ertrag den Armen zu überweisen. Zu Fastnacht, welche auf den 13. Februar fiel, gab dieselbe im Schauspielhause die Entführung aus dem Serail. Zu den Armen gehörten auch die vielen Hofbeamten und Angestellten des früheren Kurfürsten, von denen Einzelne in den drückendsten Verhältnissen lebten. Sie hatten große Hoffnung auf eine Klage gesetzt, die sie wegen Gewährung ihrer Bezüge angestrengt hatten, waren aber abgewiesen worden. Die Noth dieser Leute fand so viele Theilnahme, daß Bäckermeister sich veranlaßt sahen, ihnen die gemachten Brodschulden zu erlassen. Im Mai wurden die Nationalgarde und die Veliten-Abtheilungen wieder neu organi-

firt. Am 13. Juni reisete die Königin von Westfalen nach Spaa durch Bonn, von besonderen Festlichkeiten wird jedoch nichts erwähnt. Der am 13. August erfolgte Tod des Bischofs Berdolet wurde durch einen Trauergottesdienst im Münster begangen.

Ein Unglückstag für Bonn war der 5. September. In den Nachmittagsstunden erhob sich ein schweres Gewitter. Zwischen 5 und 6 Uhr traf ein Blitzschlag den Münsterthurm, welcher alsbald in der obersten Spitze zu brennen begann. Rasche Hülfe war aber zur Hand, man rettete den Thurm dadurch, daß man den obersten Theil desselben absägte. Fast zu gleicher Zeit schlug ein anderer Blitz in den Thurm der Kirche auf dem Kreuzberge, welcher bis zur Gallerie abbrannte.

In dieser Zeit lebten die Leute am Rheine einmal wieder ohne alle Kenntniß der wirklichen Vorgänge in der Welt, denn fast alle Zeitungen waren verboten. Merkwürdig in Bezug auf die Stimmung der Bevölkerung ist der Umstand, daß so sehr viele Widerspänstigkeiten und Verunglimpfungen vorkamen, welche sich die Leute gegen Beamte zu Schulden kommen ließen. Sie wurden meistens durch längere Kerkerhaft und außerdem noch durch Geldbußen bestraft.

XX.

Das Jahr 1810.

Godard Direktor des Lyceums an Stelle des verstorbenen Kügelgen. Statistische Nachrichten. Fest zur Vermählung des Kaisers. Die Rosenjungfrau. Wechsel des Präfekten. Die Stadt übernimmt die fliegende Brücke und die Poppelsdorfer Allee. Die Befestigung Bonns.

Die seit kaum dreiviertel Jahr eingerichtete Nationalgarde wurde bereits im Januar dieses Jahres wieder aufgelöst. Die Bürgerschaft war froh, daß sie dieses lästigen Dienstes enthoben wurde. Als ein Ereigniß von größerer Tragweite erschien die Ehescheidung Napoleons und Josefinens, denn zu gleicher Zeit wurde das Gerücht

verbreitet, daß Ersterer sich mit einer österreichischen Erzherzogin vermählen werde. Die Einen sahen in dieser Verbindung günstige Aussichten zur Wiederherstellung des früheren Kurfürstenthums, wogegen Andere die Verstärkung der persönlichen Macht Napoleons für gefährlich hielten. Während der Fastnachtszeit herrschte ein größeres Leben in der Stadt, man sah viele Masken, auch führte die Dilettanten-Gesellschaft wieder zu Gunsten der Armen ein Schauspiel — das Rothkäppchen — auf. Im März starb Kügelgen, der Provisor des Lyceums, an seine Stelle wurde erst im Oktober Godard ernannt.

Mit diesem Jahre begann sich der bürgerliche Verkehr in der Stadt wieder etwas zu heben, die Bevölkerung hatte erfreulich zugenommen, so daß sie sich auf 9965 Seelen belief.

Nach der amtlichen Feststellung waren vorhanden: Katholiken 9113, Lutheraner 57, Reformirte 379, Juden 416.

Unter ihnen waren einbegriffen 191 junge Leute, welche sich bei der Armee befanden. Ueber die Statistik der letzten neun Monate des Jahres 1810 liegen ebenfalls genaue Verzeichnisse vor. Nach denselben sind während dieses Zeitraums in Bonn 243 Kinder, unter ihnen 13 uneheliche, geboren und 52 Heirathen abgeschlossen worden, es starben 218 Personen. Diese Angaben sind, wie ich mehrmals Gelegenheit gehabt habe festzustellen, im Ganzen sehr zuverlässig, denn die französische Regierung übte in Bezug auf die vorhandene Bevölkerung eine strenge Kontrole. Auf weniger sicherer Unterlage standen die Konskriptionslisten. Vor Allem fällt es auf, daß die Verzeichnisse der Deserteure stets so sehr umfangreich waren, man würde jedoch sehr irren, wenn man annehmen wollte, alle die aufgeführten jungen Leute seien fahnenflüchtig gewesen. Aus einem Berichte des Maire Belderbusch geht hervor, daß diese Listen mit einer großen Sorglosigkeit aufgestellt waren. Man fertigte dieselben auf Grund der Taufregister an, so kam es dann vor, daß längst Verstorbene und Söhne von Familien, welche zeitweise hier gewohnt hatten, darin erschienen. Jeder, der nicht als todt nachgewiesen werden konnte, galt als Deserteur. Manche in den Taufregistern vorgekommene Irrthümer wurden jedoch durch das bei der Konskription beobachtete Verfahren ausgeglichen. Dies bestand darin, daß alle in dem bestimmten Jahrgange geborenen jungen Leute durch per-

sönliche Einladungen aufgefordert wurden sich auf dem Gemeindehause einzufinden um sich messen zu lassen. Wer aber keine Ladung erhalten hatte, mußte sich freiwillig melden bei Androhung, daß er bei Unterlassung der Meldung unter den Ersten unfehlbar zur Armee abgesendet werden würde. Spione gab es genug, somit war es gefährlich sich der Aufforderung zu entziehen.

Im Februar wurde der Präfekt Lezai-Marnesia in gleicher Eigenschaft nach Straßburg versetzt, an seine Stelle trat Doazan. Das Bönnsche Wochenblatt wurde wieder mehrmals wöchentlich, wenn auch etwas unregelmäßig, ausgegeben. Als ein Beweis des erwachenden Lebensmuthes mag es auch gelten, daß während des Winters eine deutsche Schauspielergesellschaft Vorstellungen im früheren Hoftheater gab. Dieselbe nannte sich, wie es scheint, die Nationale Bergische. Unter den aufgeführten Stücken sind angegeben: Hieronimus Knicker, komische Oper von Dittendorf, das Donauweibchen, des Teufels Mühle am Wiener Berge, Kotzebuesche Lustspiele und dergleichen. Am 29. April fand zur Vermählungsfeier des Kaisers Napoleon mit Marie Luise eine besondere Festvorstellung Statt. Es wurde ein großes Ritterschauspiel in 4 Akten „Klara von Hoheneichen" von Spieß gegeben, in welchem eine Mad. Lay die Hauptrolle spielte. Ihr Mann war, wie es scheint, Direktor der Truppe.

Das Fest selbst beging man in folgender Weise: Morgens früh wurde dasselbe durch Glockengeläute und Böllerschüsse angekündigt. Um 11 Uhr versammelte sich der Gemeinderath auf dem Rathhause, wo durch den Civilstandsbeamten die Heirath eines verabschiedeten Soldaten mit einem Rheindorfer Mädchen abgeschlossen wurde. Ihnen wurde im Namen des Kaisers und der Stadt eine Aussteuersumme von 600 Franken ausgezahlt. Derartige Ausstattungsheirathen sind während der französischen Herrschaft mehrmals vorgekommen, auffallend ist es hierbei, daß die Brautpaare immer aus nahen Dörfern gebürtig waren. Ob dies auf einem Zufalle beruht oder ob man den widerspänstigen Städtern diese Vergünstigung nicht zuwenden wollte, vielleicht auch ob die Letzteren nicht geneigt waren dieselbe in Anspruch zu nehmen, ist schwer fest zu stellen.

Abends um 9 Uhr fand allgemeine befohlene Beleuchtung der Stadt wie des Rathhauses Statt, während derselben spielte

ein Musikkorps auf der Treppe des letzteren, auch wurde ein Feuerwerk auf dem Markte abgebrannt. In der illuminirten Synagoge hielten die Juden einen besonderen Dankgottesdienst ab. Der Maire gab einen großen Nachtsball. Alle Spiele und Tänze waren an diesem Tage von Abgaben befreit.

Die Regierung hatte die fliegende Brücke zwischen Bonn und Beuel unter dem Vorbehalte einer Entschädigung der früheren Eigenthümer, welche auf 27,948 Franken abgeschätzt worden war, in Besitz genommen und die Verwaltung derselben der Stadt überwiesen. Am 17. Mai war desalb eine Fahrordnung eingeführt worden, wonach die Ueberfahrten durch Nachen aufhören mußten. In ähnlicher Weise erhielt die Stadt durch Ministerial-Verfügung vom 1. Mai die Poppelsdorfer Allee als Gemeinde-eigenthum. Sie legte den mittleren Platz zwischen den Baumreihen, welcher jetzt mit Rasen belegt ist, damals sich aber in einem sehr verwahrlosten Zustande befand, als breiten Weg an. An die Außenseite der Bäume schlossen sich Felder. Bei dieser Gelegenheit kam es zur Sprache, daß der Kurfürst Clemens August bei Einrichtung der Allee zu beiden Seiten einen gewissen Raum für den Schatten der Bäume angekauft habe, durch Abpflügen war jedoch dieser sehr eingeschränkt worden und es hielt jetzt schwer die richtige Grenze festzustellen. Es wurden nach den Vermessungen neue Merkzeichen gesetzt und die benachbarten Eigenthümer mußten den unrechtmäßigen Besitz herausgeben. Der vor der Allee früher befindliche, später von den Franzosen abgehauene und bei Bivouaks verbrannte Schlagbaum erhielt Ersatz. Für alles Fuhrwerk war der Weg durch den Hofgarten und die Allee gesperrt, dasselbe mußte durch das Sternthor fahren. Vor dem neuen Thore wurde der Platz gesäubert, geebnet und mit Sand befahren. Auch für die Reinhaltung der äußerst verkommenen Straßen der Stadt traf der Maire dankenswerthe Anordnungen, der Badeplatz wurde von der Gronau bis zu der noch jetzt stehenden Pappelweide verlegt, jeder Hund mußte an die Leine gebunden werden, wenn er über die Straße geführt wurde. Nur die Metzgerhunde, wenn sie mit einem Maulkorbe versehen waren, durften frei herum laufen. Der Verkauf des Fleisches und Brodes wurde wieder geregelt. Der Hektoliter Weizen kostete im Juni 17 Fr. 45 Ct., Korn 8 Fr. 45 Ct., Gerste 8 Fr. 70 Ct., Hafer 5 Fr. 35.

Aus allen diesen neuen Einrichtungen ersieht man, daß sich das innere Leben der Stadt, welches so lange geschlummert hatte, wieder zu regen begann. Ein Theil des Schlosses und zwar die westlich gelegenen Flügel, wurde an Fabrikanten verpachtet, das Kloster Kreuzberg erstand ein Käufer für 9000 und das frühere Komödienhaus in Godesberg ein Anderer für 1000 Franken. Diese und ähnliche Erwerbungen zu äußerst billigen Preisen begünstigten den Gewerbefleiß. Die Thätigkeit der Quadrataufsichter wurde wieder mehr in Anspruch genommen, zu Gunsten armer Wöchnerinnen bildete sich in Bonn nach dem Muster und auf Befehl des Kaisers eines in Paris erstandenen Damenvereins die sogenannte „Mütterliche Gesellschaft", welche viel Gutes that. An der Feier des Napoleonsfestes betheiligte sich die Bürgerschaft diesmal in größerer Weise. Es wurde ein Vogelschießen abgehalten, der Dilettantenverein gab sogar den Titus recht gut, die Beleuchtung soll prachtvoll ausgefallen sein.

Zwischen alle diese friedlichen Bestrebungen fiel es im November plötzlich wie ein Schreckschuß, als sich das Gerücht verbreitete der Befestigungsplan sei von der Regierung wieder aufgenommen worden. Wirklich erschien der Genie-Oberst Bizot um die Lage der Stadt von Neuem zu prüfen. Was er feststellte, erfuhr man nicht, jedoch hatten einige Aeußerungen von ihm große Besorgniß erregt. Der nochmalige Besuch des Kaisers zu diesem Zwecke war in Aussicht gestellt worden und wirklich war derselbe in Paris beschlossen, denn er konnte sich um so weniger dazu entschließen den ganzen Mittelrhein ungeschützt zu lassen, als er großartige Pläne mit sich herum trug. Am Ende des Jahres wurde die Kontrole wieder sehr strenge gehandhabt, auch das unschuldige Bonner Wochenblatt durfte nicht mehr erscheinen. Erwähnenswerth ist noch, daß am 12. Oktober wieder die Verbrennung einer großen Menge englischer Waaren auf dem Viereckplatze Statt fand, welche viel Aufsehen erregte.

XXI.

Das Jahr 1811.

Anzeichen französischer Sympathien. Camus zum Bischof ernannt. Der Verkauf der mit Beschlag belegten Klosterbibliotheken. Feier der Geburt des Königs von Rom. Einrichtung des Tribunals erster Klasse. Der Kaiser in Bonn. Statistische Nachrichten.

Anstatt des Bonner Wochenblattes wurde am 5. Januar die erste Nummer eines amtlichen „Nachrichts- und Anzeigeblattes — feuille d'affiches" herausgegeben. Aus demselben mußten politische und Unterhaltungs-Nachrichten fortbleiben, alle anderen Mittheilungen durch Druck oder Anheften waren verboten. Die Aussichten auf eine friedliche Fortentwickelung der inneren Verhältnisse der Stadt schienen sich wieder sehr zu trüben, und dennoch zeugen die Vorgänge dieses Jahres nicht von einer sehr gedrückten Stimmung der Einwohner. Wollte man dieselbe nach den stattgehabten Festlichkeiten beurtheilen, so fühlte man sich sogar vielleicht veranlaßt, sie als eine sehr günstige und zufriedene aufzufassen. Unzweifelhaft ist es aber jedenfalls nach allen Anzeichen, daß die Bestrebungen der Regierung, die Einwohner der eroberten Lande durch Druck und Pomp zu franzosiren, ihre guten Früchte trugen. Es bildete sich allmälig eine Partei, die aus der Noth eine Tugend machte, an den Festlichkeiten Vergnügen fand und das Gefühl der gloire-Lust nicht von vornherein in sich erstickte. Vor Allem war es von Bedeutung, daß die Jugend in französischen Verhältnissen aufwuchs, sich in den militärischen und bürgerlichen Schauspielen leicht zurecht fand und sich darüber freute. Die Jungen, welche den großen Kaiser, dessen Menschenfreundlichkeit sie rühmten, mit seinem stolzen Blicke, im grauen Rocke, mit dem bekannten dreieckigen Hütchen, auf seinem feurigen Rappen hatten heranreiten gesehen, bildeten jene Sorte zahmer Franzosen, die später das Bild Napoleons über dem Bette oder in der Wohnstube aufhingen und für ihn schwärmten. Sein Andenken hing ja mit den Jedem theuern Erinnerungen aus der Jugendzeit zusammen,

und wer reißt diese leicht und erbarmungslos aus dem Herzen, wo sie wurzeln? Es war ein stiller Kultus, wie man wohl eine Blume als Erinnerung an eine süße Stunde aufbewahrt, die Folgezeit hat es bewiesen, daß die Träger desselben sich aber doch ein gutes deutsches Herz bewahrt hatten, und ihre Söhne haben ehrenvoll auf den Schlachtfeldern von 1870—71 gegen den Erbfeind gekämpft.

Am 21. Januar besuchte der neue Präfekt Doazan und bald darauf der ebenfalls vor Kurzem angestellte Bischof Camus die Stadt Bonn. Der Professor Breuer am Lyceum wurde im März durch den bekannten unruhigen Kopf Gall aus Aachen ersetzt, welcher die Censorstelle übernahm. Ein bedauernswerthes Ereigniß, welches am 9. März stattfand, ging damals spurlos vorüber. Es war der amtliche Verkauf der Bibliotheken, welche aus den aufgehobenen Klöstern zusammen geschleppt worden waren. Eine große Masse werthvoller Bücher, deren Verlust sehr zu beklagen ist, wanderte damals in die Kram- und Metzgerläden. Vierzehn Tage lang hat das Fortschleppen derselben gedauert. Der Sohn eines der Hauptsteigerer hat mir erzählt, daß man in seinem elterlichen Hause den Ofen damit geheizt habe, um sie los zu werden, es seien auch viele schön geschriebene Manuskripte darunter gewesen, von den Pergamentblättern hätten sie noch lange nachher Umschläge um die Bücher gemacht.

In jener Zeit, wo Könige und Fürsten fast unbeachtet eine Zeit lang vom Schauplatze der Welt verschwanden, erregte die Geburt eines Kindes ein desto größeres Aufsehen bei Freund und Feind. Es war der König von Rom, Sohn Napoleons und Marie Luisens, welcher am 20. März 1811 das Licht der Welt erblickte. Drei Tage darauf gelangte diese Nachricht nach Bonn und versetzte einen großen Theil der Bevölkerung in einen gewissen Taumel, der ansteckend wirkte. Drei Tage lang wurde unaufhörlich geschossen und durch die Straßen getrommelt. Man hat allein für 58 Franken 75 Cent. amtlich Pulver beschafft ohne den Vorrath, welcher von freien Stücken dazu geschenkt worden ist. Am 27. März war dann noch allgemeine Beleuchtung angeordnet. Auf städtische Kosten waren 803 Lampions geliefert, welche 120 Fr. 45 Ct. kosteten, ebenso 2 Hektogrammes Kerzen und viele Transparente. Dies war der Anfang, denn die Hauptfeier hatte man

auf den 9. Juni von Paris aus für das ganze Reich festgesetzt. Es befindet sich über diese Vorgänge ein amtlicher weitläufiger Bericht in dem Archive der Stadt Bonn, welchen der Maire Belderbusch unterschrieben hat; diesem schließe ich mich in der nachfolgenden Schilderung genau an.

Das glückliche Ereigniß wurde mit großem Enthusiasmus, wie es dies erheischte, begangen. Das Fest war angekündigt am Abend des 8. Juni 7 Uhr durch Artilleriesalven und Glockenläuten aller Kirchen. Das Stadthaus, die Hotels der Behörden und Verwaltungen, der Eingang der Kantonalkirche von St. Martin waren mit Blumen, Guirlanden, Festons und Blumentöpfen geziert. Das Palais des Unterpräfekten zeichnete sich durch allegorische Festons und Inschriften aus. Um 9 Uhr (Morgens) rückte eine Abtheilung Sapeurs auf die Wälle, ein Detachement der Nationalgarde, die Eleven des Lyceums stellten sich in Parade vor dem Hotel des Unterpräfekten und auf dem Markte auf. Zu gleicher Zeit sammelten sich die Spitzen der Behörden mit allen öffentlichen Civil- und Militär-Beamten im höchsten Staate im Präfekturhotel. Von dort begaben sie sich im geordneten Zuge unter dem Klange der Regimentsmusik zum Stadthause, wo der Civilakt der Trauung einer Rosenjungfer mit einem Invaliden vorgenommen wurde. Von der Stadt waren 1200 Franken dazu ausgeworfen worden, um zwei Brautpaare (rosiers) mit je 600 Franken auszustatten, es fand sich jedoch nur ein solches vor, da als Hauptbedingung galt, daß der Bräutigam ein entlassener Soldat sein mußte. Elisabeth Rech hieß die Rosenjungfer, war 24 Jahre alt und aus Rheindorf gebürtig, ihr Verlobter war der Füselier Christian Faßbender vom 100. Regimente. Die höchsten anwesenden Beamten unterzeichneten den Akt als Zeugen. In dem Augenblicke der feierlichen Vereinigung des Paares gab der Beigeordnete des Maire der Musik, welche auf der Treppe des Rathhauses aufgestellt war, ein Zeichen, worauf sie sofort zu spielen begann. Salven krachten und Alle riefen: „Es lebe der Kaiser, die Kaiserin, der König von Rom!"

Dann zog man durch eine Reihe präsentirender Soldaten um 10 Uhr zur Kantonalkirche. Die Straßen waren mit Blumen gestreut, das Brautpaar ging in Mitten junger weißgekleideter Mädchen, geschmückt mit Rosen und bekränzt mit Blumen, sie

warfen Rosen auf den Weg des Brautpaares. Nach der Hochmesse fand in der ebenfalls reich verzierten Kirche die kirchliche Trauung Statt. Die Brautleute, welche Ehrenplätze eingenommen hatten, wurden zum Altare geführt, der Mann durch zwei der höchsten Beamten, die Frau durch zwei Damen aus den angesehensten Familien. Nach der Trauung stimmte man das Te deum an, wozu Artilleriesalven und Musketenschüsse von draußen herübertönten. Während des Gottesdienstes sammelten angesehene Damen, geführt von Lyceisten, für die Armen, wobei die Summe von 72 Franken herauskam. Der Maire steuerte noch 500 Franken hierzu aus dem Stadtsäckel bei. Gegen 12 Uhr war diese Feierlichkeit zu Ende, worauf sofort nach einer bereits aufgestellten Liste die Vertheilung des Geldes vorgenommen wurde. Die Wittwe eines kurz vorher ermordeten Mannes erhielt 100 Franken.

Wie es in dem Berichte heißt, gaben die Dankbarkeitsthränen der Armen dem Feste den schönsten Schmuck.

Gegen 2 Uhr begann das veranstaltete große Festdiner im Stadthause, woran alle öffentliche Beamte Theil nahmen. Es herrschte allgemeine Heiterkeit, Toaste als Ausdrücke der tiefsten Ergebenheit für das kaiserliche Haus folgten in rascher Reihe auf den Kaiser, seine Gemahlin und den König von Rom, wozu Salven krachten und die Glocken läuteten. Das junge Ehepaar saß auf Ehrensitzen. Die jungen Mädchen seines Gefolges wurden zum Nachtisch an den Beamtensitz geführt, wo ihnen der Wein kredenzt wurde und sie darauf zu gleicher Zeit jede ihr Glas in die Höhe hoben und riefen: „Es lebe der König von Rom!“ Allgemeiner Jubel folgte diesem Rufe.

Des Nachmittags rief lauter Trommelschall auf den Straßen die Bürger zum Vogelschießen auf dem Exerziergraben (dem jetzigen Boden der Wilhelmsstraße, wohin damals vom Viehmarkte aus der Weg durch eine große Pforte führte). Der Maire hatte die Preise hergegeben, welche aus hier gefertigten Gegenständen bestanden. Der Hauptpreis war ein silberner Becher mit der französischen Inschrift: „Seiner Majestät dem König von Rom den 9. Juni 1811 die Stadt Bonn“. Denselben gewann ein Bürger Namens Panzer. In der Nähe des Schießgrabens auf dem Walle, welcher damals viel als Spaziergang benutzt

wurde, hatte man einen großen Luftballon aufgehängt, den man unter lautem Jubel aufsteigen ließ.

Abends fand allgemeine Beleuchtung Statt, wobei sich auch der Aermste nicht ausschloß. Die öffentliche Fontaine auf dem Markte und das Stadthaus waren auf Kosten der Stadt glänzend illuminirt, das Präfekturgebäude, der Gerichtshof und der Belderbuscher Hof zeichneten sich vor Allen aus. Die Unterpräfektur war von hunderten farbigen Lampions erhellt, welche Lichtchiffern und symbolische Festons zeigten. Mitten vor dem Hause brannte eine lichte Sonne in den Namen:

Salus — Napoleon — Publica
Maria Louise
Napoleon, Franciscus, Carolus, Josefus.

umgeben von anderen Inschriften. Tief unten war eine Erdkugel angebracht, beleuchtet durch eine „symbolische Sonne". Der Marktplatz wird in dem Festberichte Siegesplatz genannt, denn es war daselbst ein großer Triumphbogen und ein architektonisch schöner jonischer Tempel aufgestellt. Zur Linken und Rechten stand Herkules und Minerva zwischen Marmorsäulen und hielten den Bogen. Das ganze Bauwerk war mit Statuen, Emblemen, kaiserlichen Adlern überreich geziert. In einer Nische z. B. sah man auf einem Sockel eine Rosenkrone und Hymens Fackel und daneben lagernd den Gott Hymen selbst umgeben von friedlichen Gegenständen; eine andere enthielt den Kriegsgott unter Waffen und den Attributen des Ruhmes. In der Judengasse zeigte sich ein Bild, welches sehr gefiel. Durch einen Bogen erblickte man perspektivisch Frankreich, sich stützend auf die Pyramiden. Ein Spruch aus Jesaias Hptst. 9 V. 6 bildete die Inschrift: „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn gegeben, die Herrschaft ist auf seiner Schulter". Am Fuße der Pyramide saß die Zeit, ein offenes Buch haltend, worin man las: Romulus, Numa, Tullius, Ancus Martius und die Hälfte des Namens Napoleon. Eine im Hintergrunde angebrachte Sonne durchstrahlte den unlesbaren Schluß des Namens. An der Pforte des Belderbuscher Hofes erhob sich ebenfalls ein reich verzierter dorischer Tempel in hellem Lichtglanze. Vor dem Rathhause stand eine riesige Mannesfigur, welche ungebeugt eine Weltkugel empor hielt.

Es muß wirklich Bonn an diesem Abende, der vom besten Wetter begünstigt war, einen zauberhaften Anblick geboten haben, wie man ihn seit der Eröffnung der kurfürstlichen Universität im Jahre 1786 nicht genossen hatte. Musikbanden spielten fortwährend auf der Terrasse des Stadthauses Fanfaren und Arien. Eine ungeheuere Menge von Zuschauern wogte auf den Straßen am Rheinufer und im Hofgarten. In allen Augen soll sich Heiterkeit abgespiegelt haben. Den Schluß der Feierlichkeit bildete ein großer Nachtsball, welchem der Maire und sämmtliche Beamte mit ihren Damen beiwohnten. Zum Besten des Volkes hatte der Maire noch zwei Tanzsäle, einen in der vinea und den anderen im Gemeindehause eröffnen lassen, wozu Jedem der freie Eintritt gestattet war.

Alle Berichte, die uns über diese Festlichkeiten hinterlassen sind, ergehen sich in überschwänglichen Schilderungen einer nie gesehenen Pracht. Man muß hiernach die Ansicht gewinnen, daß es mit den Mitteln der Stadt und der Bevölkerung damals nicht mehr so schlecht bestellt gewesen sei, als vorher. Das frohe Ereigniß in der kaiserlichen Familie, welches der Herrschaft Napoleons eine bedeutende Stütze bot, wurde jedenfalls von sehr Vielen als das Pfand einer gesicherten Zukunft aufgefaßt. Mögen die öffentlichen Kundgebungen der Freude auch theilweise von den Behörden ausgegangen und eine natürliche Folge der Verhältnisse gewesen sein, so läßt die allgemeine Betheiligung der Bevölkerung, von der übereinstimmend berichtet wird, doch nicht daran zweifeln, daß sich eine gewisse Begeisterung an dem Festtage gezeigt hat. Die Regierung und die städtische Behörde hatten Alles aufgeboten, um die Einwohner in die nöthige Stimmung hinüber zu leiten, die Bonner besaßen aber von jeher vielen Sinn für glänzende Lustbarkeiten, und so mag sich leicht ein gewisser Wetteifer kund gegeben haben, um die Feier so prachtvoll wie möglich zu begehen. Unter allen Umständen muß man den Franzosen zugestehen, daß sie auch damals die Kunst besessen haben zu blenden und in dieser Hinsicht können wir viel von ihnen lernen. Erst in neuerer Zeit scheint diese Erkenntniß bei uns Boden zu gewinnen, indem man durch patriotische Festlichkeiten im größeren Maßstabe angenehme Erinnerungen im Volke zu erwecken sucht, die nachhaltig in den Erwachsenen, hauptsächlich aber in der Jugend wirken.

Interessant ist es in der städtischen Rechnung die Ausgaben zu verfolgen, wofür die Kosten aus Gemeindemitteln angewiesen worden sind. Es waren von vornherein 2399 Franken 3 Cts. dafür ausgeworfen worden. Die große Illumination erforderte einen Aufwand von 1057 Fr. 48 Cts., die Damenfesttafel kostete 35 Fr. 40 Cts., der Luftballon 72 Fr. An Bonbons und Zuckerzeug, welche an die jungen Mädchen vertheilt wurden, die das Gefolge des Brautpaares bildeten, gab man 18 Fr. 95 Cts. aus und für die dreifarbige seidene Geldbörse, worin die 600 Fr. überreicht wurden, 2 Fr. 55 Cts. Das Siegesdenkmal auf dem Markte bezahlte man mit 144 Fr., für den dazu gehörenden Tempel 150 Fr. Für 18 Fr. Pulver ist aus groben Karthaunen verschossen worden, außerdem verbrauchten noch 2 Mann, die 12 Böller bedienten, 36 Fr. Die Sänger in der Kantonalkirche erhielten 24 Fr. Die Musik kostete im Ganzen 73 Rchsthlr. 50 Stüber. Unter den Musikanten begegnet uns eine damals allgemein bekannte Persönlichkeit, der Trompeter Louis Josef Döpfer, welcher eine besondere Rechnung mit folgenden Worten einreichte: „Wie das mir 4 Trompetter und 1 Pauker habe geblasen in der Mieß in der Münsterkirche vor Se. Kaiserl. und Königl. Majestät Napolion den 9. Juni 1811, macht 4 Rchsthlr. spec. und 50 Stbr.“ Der gute Mann hatte zur kurfürstlichen Zeit die Verpflichtung, jedesmal wenn in der Residenz eine große Hoftafel begann, dies der Stadt durch eine Fanfare aus einem Fenster des Schlosses nahe der Schloßkapelle zu verkünden. Am Tage der letzten Flucht des Kurfürsten trug Döpfer, welcher einen guten Tropfen liebte, traurig seine Trompete nach Hause. Ein Bekannter, welcher ihm begegnete, sagte: „Ihr habt manches Stückche geblase.“ — „Ach ja“, antwortete er seufzend, „und manches Kännche gedronke.“

Ein großer Transparent auf dem Remigiusplatze kostete 150 Fr. Für 2370 gefüllte Lampions hatte man 118 Rchsthlr. 30 Stbr. bezahlt und für den silbernen Preispokal der Schützen 20 Fr. 50 Cts. an Silberwerth, die innere Vergoldung war noch für 6 Fr. hergestellt. Wegen der Kürze der Zeit hatte der Goldschmied Tag und Nacht daran arbeiten müssen. Andere Preise waren für 18 Rchsthlr. 59 Stbr. beschafft. Die Kronleuchter und Kerzen in den Tanzsälen erforderten noch kleinere Summen. Für „Bisquits, Mandeln, Kränzger, Schnitgen, spanischen Wind und

Zuckerstengelcher“ wurden verausgabt 6 Rchsthlr. 19 Stbr. Man hatte Fleisch und Weißbrod an das Volk für 500 Fr. vertheilt.

Am 31. März war auch im Schloßgarten zu Poppelsdorf ein Trauerspiel „Wattron“ aufgeführt worden, dessen Beziehung zu den Festlichkeiten mir nicht klar ist. Es muß eine Art militärischen Schauspiels gewesen sein, denn die Garnison war dazu aufgeboten worden, um mit zu spielen. Der Garten hat jedenfalls sehr wüst gelegen, daß eine solche Aufführung darin stattfinden konnte. Die vorstehenden Ereignisse sind des Zusammenhanges wegen hier eingereihet worden, andere Vorgänge aus den ersten Monaten des Jahres mögen deshalb nachträglich erwähnt werden. Am 8. April trafen wieder mehrere Ingenieure in Bonn ein, um zum letzten Male vor der angekündigten nahen Ankunft des Kaisers die Gegend wegen der beabsichtigten Festungsanlage aufzunehmen. Sie arbeiteten zwei Tage und äußerten sich bei ihrer Abreise in beruhigender Weise, daß sich Bonn nicht gut für eine Festung eigene. Die Brückenbeerbten, welche eine Entschädigungsklage gegen die Stadt wegen der Abnahme der Ponte angestrengt hatten, wurden am 17. April abgewiesen. Die Stadt suchte die ihnen überwiesenen Gerechtsame und Liegenheiten so praktisch wie möglich zu verwerthen. So legte sie im Hofgarten eine große Bleiche an, die gerade nicht zur Verschönerung der nächsten Umgebung des Schlosses beitrug. Sie besteht leider noch, wenn sie auch nicht mehr zum Auslegen von Wäsche benutzt wird. Der prächtige Platz bietet einem Gartenkünstler einen so geeigneten Raum zur Schaffung von Anlagen, wie er ihn sich nicht besser wünschen kann. Jetzt dient er in seinem ungepflegten Zustande dazu, um Pferdefutter hervorzubringen. Möge dem allseitigen Wunsche, diese Lage zu bessern, bald entgegen gekommen werden! Einen deutlichen Beweis, daß die Franzosen keine Gelegenheit vorüber gehen lassen mögen, wo sich eben etwas Pomp entfalten läßt, lieferte die Einrichtung des Tribunals in Bonn. Seit 1803 war ein Bezirksgericht freilich vorhanden, jedoch mit ungenügenden Kräften und noch unzulänglicheren Instruktionen versehen gewesen. Es war eine Einrichtung, die der übermächtigen Militär- und Polizeigewalt gegenüber vollständig ihren Zweck verfehlte. Erst die im Jahre 1807 erfolgte

Einführung des code Napoleon gab ihr eine festere Stellung. Es ging ihr die erforderliche Selbständigkeit ab, da sogar zeitweilig der amtliche Friedensrichter aus der Wahlurne hervorging. Diese Beamten galten freilich mehr als Friedensstifter und weniger als Urtheiler in Rechtssachen. Durch Verfügung des Gerichtshofes in Trier vom 27. April war ein Rath desselben, Namens Seyppel, beauftragt worden, um ein Tribunal erster Instanz in Bonn einzurichten. Am 4. Mai traf Seyppel in Bonn zu dem Zwecke ein, und es wurden rasch Anstalten getroffen, um auch eine Art Fest an dieses Ereigniß anzuknüpfen. Tages darauf kündete Glockengeläute dasselbe an. Die durch Ordre vom 2. April ernannten Mitglieder des neuen Tribunals, de Bouvier als Präsident, die Richter Mastiaux und Stengel, die Suppleanten Hansmann, Detroux und Lamberz, der Procureur Gerolt, dessen Stellvertreter Fischenich und der Gerichtsschreiber Pille versammelten sich in der Staatsamtstracht im Audienzsaale des Gerichtspalastes. Die obersten Beamten des Civils und Militärs, die Professoren des Lyceums mit ihren Zöglingen sowie die Gemeindebeamten waren ebenfalls zugegen. Eine Abtheilung des 20. Jäger-Regiments mit der Musik hatte sich dort aufgestellt, um den Zug nach der Kirche, welchen die Lyceisten mit Trommeln und Fahnen eröffneten, zu begleiten. Dort wurde ein Hochamt abgehalten, worauf Alle nach dem Audienzsaale zurückkehrten und die neu ernannten Herren vor dem Bildnisse des Heilandes und der Büste des Kaisers Gehorsam den Satzungen des Reiches und Treue dem Kaiser gelobten.

Nachdem die betreffenden Dekrete verlesen waren und Seyppel den Nutzen der neuen Gerichtsorganisation in einer längeren Rede auseinander gesetzt hatte, schloß die Feier mit Jubelrufen auf die kaiserliche Familie. Nach dem Diner auf dem Rathhause stieg zur Belustigung des Volkes ein Luftballon im Hofgarten auf.

Im Juli wurde in Bonn das Tabacksmagazin angelegt, das große Orangeriehaus auf dem alten Zoll aber dagegen abgebrochen und der Rest der kurfürstlichen Orangerie durch Lenné nach Koblenz gebracht. Die Feier des Napoleonsfestes fand in gewöhnlicher Weise Statt. Am 25. August traf die Kaiserin Mutter auf der Durchreise von Aachen hier ein, welche der zum Senator ernannte Maire Belderbusch am Posthause begrüßte.

In demselben Monate wurde von d'Anthoine in dem westlichen Flügel des Schlosses, der sogenannten Katze, eine Runkelrübenfabrik errichtet. So schwand immer mehr die Poesie der früheren Residenzstadt, aber die Arbeitskraft war reger geworden, das Geld mehr in Umlauf gekommen und Vieles geschah, um die Stadt zu heben, auch der heitere Sinn der Bürger erhielt Anregung durch die vielen Festlichkeiten. Im Allgemeinen muß man zugestehen, daß die beiden Jahre 1810 und 11 eine ziemlich leidliche und die beste Zeit während der französischen Herrschaft für Bonn waren. Sie ist es auch, für welche die sogenannten Franzosenfreunde geschwärmt haben, und es läßt sich nicht läugnen, daß in ihr viele Keime zu einer glücklichen Fortentwickelung verborgen lagen. In dem nächsten Jahre trat jedoch mit den kriegerischen Ereignissen bereits wieder eine Stockung ein. Die Festlichkeiten hatten ihren Höhepunkt überschritten, die Konskriptionen erregten bereits am Schlusse des laufenden Jahres viel Unbehagen, die wieder anwachsenden Steuern wurden mit Strenge eingetrieben. Diese Verhältnisse trugen dazu bei, den in einigen Schichten der Bevölkerung aufkeimenden französischen Patriotismus zu dämpfen und die Gemüther wieder der Theilnahme für die deutsche Sache zuzuwenden, um so mehr, als die Siege der Verbündeten neue Hoffnungen zu wecken begannen.

Ein Umschwung der öffentlichen Meinung ist schon im November zu erkennen, als der seit dem Monat Juli fest angekündigte Besuch des Kaisers Napoleon wirklich erfolgte.

Die zweite Anwesenheit des Kaisers in Bonn.

Der Präfekt Doazan hatte die Aufforderung erlassen, zur Begrüßung des Kaisers eine Ehrengarde zu bilden, welche ihn auf seiner Reise durch das Departement begleiten solle. Die Betheiligung an dieser Fahrt erklärte er für eine Ehrensache der Bürger, denn nur denjenigen jungen Leuten von Stande, die sich durch Treue und Sittlichkeit auszeichneten, war ein Platz in dieser Leibwache vorbehalten. Mit der Bildung derartiger Ehrengarden war es aber immer schlecht bestellt gewesen. Die Ausrüstung, welche an 600 Franken betrug, wozu noch die Stellung eines Pferdes kam, denn die jungen Leute mußten beritten sein, wurde Vielen schwer. Für die zweifelhafte Ehre waren sie nicht

gesonnen so viel Geld aufzuwenden. Dann stand ihnen bevor längere Zeit vom Hause entfernt zu sein, wo ihre Anwesenheit doppelt nöthig war, da ihre Brüder und Verwandten schon in übergroßer Anzahl sich auswärts im Heere befanden. Unter diesen Umständen ist es erklärlich, daß die zehn Mann, welche die Stadt Bonn zur Ehrengarde stellen sollte, nicht aufgetrieben werden konnten. Die Präfekten befanden sich in großer Verlegenheit, da auch das Anerbieten von Belderbusch, Pferde zur Verfügung zu stellen, ohne Erfolg blieb. Belderbusch nahm sich warm der Bonner an und erklärte es seien keine jungen Leute vorhanden, welche die Ausstattungskosten bestreiten könnten. Er hätte noch vielleicht hinzufügen können, daß durch die im Laufe des Jahres veranstalteten Festlichkeiten Ansprüche genug an die Börsen der Bürger gemacht worden seien. Wahrscheinlich würden die Franzosen Zwangsmaßregeln angewendet haben, wenn sich die Sache nicht glücklicherweise dahin gewandt hätte, daß sich in Koblenz anstatt der für diese Stadt veranschlagten 20 Mann, zehn junge Leute mehr zum Eintritt meldeten. So blieb Bonn verschont. Der Bezirk Simmern stellte fernere zehn Mann, die ganze Ehrengarde bestand aus 40 Reitern.

Ein zweiter bedenklicher Punkt bestand darin, die Kosten für die Empfangsfestlichkeiten des Kaisers aufzubringen. Belderbusch setzte eine Liste zur Einzeichnung von Beiträgen in Umlauf, sie wies jedoch nach vielen Mühen nur 293 Franken auf. Die Bürger betheiligen sich erwiesener Maßen selten bei derartigen Zeichnungen, in die gewöhnlichen Kreise ist die Liste auch, wie es scheint, gar nicht gekommen. Gerade diejenigen Klassen, welche zu den angesehenen gehörten, waren aber am wenigsten der französischen Herrschaft günstig gestimmt. Die Sympathien des Adels und der Geistlichkeit waren auf Oesterreich gerichtet, auch die hervorragenden Glieder des achtbaren festen Bürgerthums hatten durch die französische Herrschaft ihren Boden verloren. Sie stellten sich in den Schmollwinkel, hatten auch starke finanzielle Einbußen erlitten. Die ganze aufgebrachte Summe wird daher allein durch Beamte gezeichnet worden sein. Belderbusch wünschte aus Gemeindemitteln mit Erlaubniß Doazans, welche erforderlich war, das an den Kosten Fehlende zu ergänzen und benutzte, wie es mir scheint, eine Finte, um den Präfekten günstig zu stimmen.

Er sagte es sei von der Summe, welche zur Geburtsfeier des Königs von Rom angewiesen war, noch der Betrag von 600 Franken frei. Wie ich vorstehend nachgewiesen habe, kann dies schwerlich der Fall gewesen sein. Entweder sind nun außer der Summe von 2399 Franken noch andere Beträge aufgebracht worden, oder Belderbusch hat es für eine Ehrensache gehalten selbst unter der Hand für die 600 Franken einzutreten. Für die erstere Annahme gibt es einen Anhaltspunkt. Es wird nämlich berichtet, daß zu dem großen Balle 480 Billete zu 9 Franken abgesetzt worden seien, von welcher Summe noch etwas flüssig gewesen sein mag. Jedenfalls hat sich Belderbusch sehr ehrenwerth in dieser Angelegenheit benommen. Er versuchte es nochmals durch eine neue Herumsendung der Einzeichnungsliste größere Beträge zu erzielen, aber es blieb ohne Erfolg. Glücklicher Weise kamen ihm jedoch die Reisebestimmungen des Kaisers zu Statten, wonach derselbe nur einige Stunden am Tage in Bonn verweilen und hauptsächlich einige hierher beorderte Regimenter besichtigen wolle.

Die Einwohner wurden aufgefordert ihre Häuser zu schmücken und die Straßen mit Asche oder Sand zu bestreuen, wogegen der Pächter des Straßenkoths noch nebenbei Einspruch that, weil die Nutzbarkeit des Schmutzes durch ein solches Verfahren beeinträchtigt werde. Unter allen Umständen wollte sich der Unternehmer nicht dazu verstehen, in diesem außerordentlichen Falle die Straßen wieder zu reinigen. Am 5. November traf Doazan in Bonn ein und fand die Empfangsvorbereitungen sehr ungenügend. Er beorderte eine französische Schauspielergesellschaft, um auf Kosten der Stadt, wogegen wieder Belderbusch protestirte, dem Volke ein freies Schauspiel zu bieten. Es herrschte eine allgemeine Mißstimmung in der Stadt, welche die Hauptursache der Unzugänglichkeit der Bürgerschaft war und sich darauf gründete, daß man die Anwesenheit des Kaisers mit der endgültigen Entscheidung über die Befestigung der Stadt nicht ohne Grund in Zusammenhang brachte. Soviel wußte man schon einige Tage vor seiner Ankunft, daß Befehl ergangen war, die Schiffbrücke für ihn bereit zu halten, da er den Finkenberg auf dem rechten Ufer besichtigen wolle, ob er zur Anlegung eines Vorwerkes geeignet sei.

Am 3. November fand schon die Vormusterung der Kürassire

und Chasseure auf der Poppelsdorfer Allee Statt, zwei Tage darauf traf ein kaiserlicher Stallmeister in Bonn ein, um Stallungen für 80 Pferde zu ermitteln, welche an demselben Tage noch anlangten. Eben so fanden sich 20 Ehrengardisten von Koblenz ein. Ueberall war man eifrig bemühet die Straßen und Häuser zu schmücken und zu reinigen. Am Kölnthore und auf dem Markte vor dem Rathhause hatte man Triumpfbogen errichtet. Die Schauspielergesellschaft gab freie Vorstellung im früheren Hoftheater, die natürlich Viele anlockte. Bezahlung hat der Direktor jedoch erst am 3. März 1813 erhalten, denn Niemand wollte für die Kosten aufkommen. Doazan wies 600 Frk. dafür auf die städtische Kasse an.

Nach dem amtlichen Berichte des Maire ist Napoleon am 6. November um ein Viertel vor 10 Uhr Morgens in Begleitung des Präfekten, der Ehrengarde und des Unterpräfekten, welche ihn von der Distriktsgrenze abgeholt hatten, in Bonn angelangt. Der Maire mit dem Municipalkorps, den angesehensten Bürgern, der Veteranen-Ehrengarde von Bonn und den Zöglingen des Lyceums erwarteten ihn 500 Schritte vor der Stadt. Der Kaiser ließ den Wagen halten und nahm die Begrüßung so wie die Schlüssel der Stadt huldvoll entgegen. Noch zwei Wagen begleiteten ihn. Unter dem Krachen der Geschütze, dem Geläute der Glocken und dem Vivatrufen des äußerst zahlreich versammelten Volkes fuhr er zum Belderbuscher Hofe, wo er das Frühstück einnahm. Hierauf begab er sich mit seinem Gefolge durch die Gartenpforte zum Rheine, wo die Ponte für ihn bereit lag. Er fuhr mit einem Gefolge von 20 Personen, worunter Marschälle, Generäle und Ingenieur-Offiziere sich befanden, so wie mit einer Escorte von Grenadieren zu Pferde hinüber, bestieg am anderen Ufer seinen Schimmel und ritt nach dem Finkenberge, wo er an der bekannten Stelle, die jetzt die Napoleonseiche trägt, nach einem mitgebrachten Plane die Gegend musterte, ohne ein Wort über seine Beobachtungen zu äußern. Vorreitende Ordonanzen zwangen Jeden, der dem kaiserlichen Zuge entgegen kam, seitwärts von der Straße abzubiegen und sich im Felde aufzustellen. Der Burgemeister Stroof von Vilich begleitete den Kaiser auf dieser Fahrt. Mit ihm unterhielt sich Napoleon fast ausschließlich. Er erkundigte sich eingehend nach den Verhältnissen des Landes. Besonders scheint ihm der gute Zustand der kurz vorher in Stand gesetzten

Landstraße gefallen zu haben. Nach einer Stunde kehrte er zur Stadt zurück und ritt langsam durch die Straßen nach der Poppelsdorfer Allee, wo vier Kürassier-Regimenter, das in Bonn liegende 20. Chasseursregiment und eine Artillerie-Abtheilung ihn erwarteten. Er hielt große Revue über diese Truppen ab, ging aber sehr in die Einzelheiten ein. So forderte er dem Obersten eines Regiments, weil er Pferde durch den Sattel gedrückt fand, den Degen ab, vertheilte dagegen an andere Offiziere Orden. Als einige Batterien reitender Artillerie vorbei defilirten, tadelte er die Wendung. Der Anführer, ein junger Offizier, fühlte sich dadurch unangenehm berührt, ritt mit gesenktem Degen auf den Kaiser zu und wagte eine Entschuldigung vorzubringen, die wegen ihrer Kühnheit allgemeines Aufsehen erregte. „Sire, sagte er, wollen bemerken, daß ich keinen Raum hatte, um die Wendung in anderer Weise zu machen." Der Kaiser sah ihn einen Augenblick ruhig an, entgegnete aber nichts, worauf sich der Offizier wieder zu seiner Batterie begab. In der Stadt glaubte man allgemein, der Letztere müsse eine dem Kaiser näher stehende Persönlichkeit gewesen sein, daß er sich ungestraft eine solche Aeußerung heraus nehmen könne. Es soll ein Korse gewesen sein: Das glänzende Schauspiel der Parade hat sich bis jetzt im Gedächtnisse der Leute erhalten. Einen besonders stattlichen Anblick sollen das 20. Chasseurs- und das 2. Carabinier-Regiment abgegeben haben. In dem Letzteren befanden sich viele Spanier. Sämmtliche Regimenter waren hier durch die eingezogenen Rekruten vervollständigt worden, um dann sofort nach Rußland zu marschiren, wo sie fast sämmtlich aufgerieben worden sind. Zwei Jahre nachher kamen drei Kürassiere des einen Regiments von dort hierher zurück, zerhauen und zerfetzt, und erzählten vor dem Rathhause, wo sie hielten, einigen hinzugetretenen Bürgern, sie seien die einzigen Uebriggebliebenen des ganzen Regiments.

Der Meckenheimerstraße entlang, in der Umgebung des Poppelsdorfer Schlosses und in der Poppelsdorfer Allee standen die Regimenter mit ihren Musikkorps aufgestellt, der Kaiser war abgestiegen und besichtigte Alle zu Fuß. Er ließ sich Pistolen, Karabiner und andere Gegenstände der Bewaffnung zeigen, prüfte sie eingehend und gab sie zurück. Einem Offizier soll er öffentlich und eigenhändig die Epauletten von der Schulter gerissen haben.

Manche Anekdoten leben noch als Erinnerung an diese Parade im Munde des Volkes.

Der Hofgarten und der Weg durch die Poppelsdorfer Allee war während der Anwesenheit des Kaisers für alle Passanten abgesperrt, wer von Süden her in die Stadt wollte, der mußte am Rheine her nach dem Sternthore oder über den Kessenicher Weg nach dem Koblenzer Thore einbiegen. Ein Grenadier-Regiment, Leute in weißen Hosen und schwarzgrauen Gamaschen, bildeten Spalier von der Katze bis zur Poppelsdorfer Allee. Nach der Landseite zu standen dicht gedrängt Tausende von Zuschauern, deren Vivatrufe bei der Ankunft des Kaisers unaufhörlich und gewaltig erklungen haben sollen. Napoleon ritt vom Koblenzer Thore durch den Hofgarten langsam auf seinem arabischen Schimmel daher, die Beschläge des Zaums so wie die Steigbügel waren von Gold. Er trug das bekannte Hütchen mit dreifarbiger Kokarde über der Jägeruniform, einen grauen Rock, weiße Weste, Lederhose und hohe Stiefeln und grüßte freundlich nach allen Seiten. Bei dieser Gelegenheit mußte man die Taktik der Franzosen anerkennen. Die Grenadiere ließen nämlich keinen Erwachsenen auf den inneren Raum, wo der Kaiser passiren sollte, den Jungen, welche sie baten: Camerades, laissez nous passer s'il vous plait! spreizten sie aber die Beine auseinander, so daß sie durchkriechen konnten. Dies hätten die Soldaten sicher nicht gethan, wenn ihnen nicht hierzu eine wohlberechnete Anweisung gegeben worden wäre. So erwarteten viele Kinder auf gesichertem Platze den Kaiser, traten dicht an ihn heran und berührten seinen Steigbügel. Napoleon winkte ihnen lächelnd zu.

Nach der Revue ritt der Kaiser durch den Graben zum Sternthore, wo er den ihn erwartenden Wagen bestieg, um über Köln nach Aachen weiter zu reisen.

Die Befestigungsfurcht, welche seit der Errichtung des Kaiserthrons wie ein Damoklesschwert über Bonn gehangen hatte und, wie gesagt, hauptsächlich der größeren Entwickelung einer Zuneigung zu Frankreich hemmend entgegentrat, war auch jetzt noch nicht beseitigt. Ueber den Befestigungsplan, wie er im Jahre 1811 in's Auge gefaßt war, gibt Bleibtreu in seinen Denkwürdigkeiten (Bonn 1834 Seite 403), gestützt auf die Angabe eines höheren französischen Offiziers, folgende Auskunft. Bonn

sollte eine Festung ersten Ranges werden. Durch Benutzung der Ueberreste der ehemaligen Befestigung hoffte man einige Millionen Franken ersparen zu können. Die vielen das Thal beherrschenden Anhöhen mußten jedoch in Betracht gezogen werden, deshalb war die Anlage eines Forts auf dem Kreuzberge unerläßlich. Darüber war man unschlüssig, ob der auf der anderen Seite liegende Finkenberg ganz abzutragen oder durch ein Vorwerk zu schützen sei. Jedenfalls mußte, um der Beherrschung des Finkenbergs durch den Ennert vorzubeugen, an einer dortigen Stelle eine größere Befestigung vorgenommen werden. Diese sollte einen Umfang von 400 Toisen (Klaftern) haben, wobei eine theilweise Ausfüllung des zwischen beiden Anhöhen liegenden Thales vorausgesehen war. Auch die Abtei Siegburg wollte man nicht unberücksichtigt lassen. Zum Schutze der Verbindungsstraße und des Siegübergangs mußte dann das ehemalige Kloster in ein großes Vorwerk umgeschaffen und selbst die Höhe, worauf sich das Bleibtreusche Alaunwerk befindet, in den Bereich des Planes mit hinein gezogen werden. An dem weiten Umfange dieser Arbeiten scheint auch hauptsächlich das Vorhaben gescheitert zu sein. Fast zwei Jahre nachher, am 4. August 1813, ging erst die Nachricht ein, daß der Plan Bonn zu befestigen aufgegeben worden sei, und dennoch zeigte es sich vier Wochen darauf, daß dieser Beschluß noch nicht endgültig gewesen war. Am 7. September traf nämlich der Inspecteur general Graf Dejean noch einmal in Bonn ein, um auf höheren Befehl festzustellen, ob der Lieblingswunsch des Kaisers nicht doch verwirklicht werden könne. Von dieser Zeit ab wurde nicht mehr davon geredet, und so war der Ausspruch des Generals bei der ersten Anwesenheit Napoleons endlich dennoch zur Wahrheit geworden. Der Oberburgemeister a. D. Kaufmann hat über diesen zweiten Besuch des Kaisers in der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, Hannover 1875, einen sehr lesenswerthen Aufsatz veröffentlicht, worin er die Beweggründe, warum Bonn nicht Festung geworden ist, nach der correspondance de Napoleon I publiée par ordre de l'Empereur Napoleon III mittheilt, worauf ich mir erlaube hinzuweisen.

Am 1. Dezember wurde noch das Krönungsfest mit außerordentlicher Pracht gefeiert. Die Mairie bewilligte 77 Frk. 10 Cent., hauptsächlich um dafür Pulver zu kaufen, man ließ des-

halb 10 Kilogramms von Köln kommen. Eine Rosenjungfrau wurde wieder ausgestattet, unter die Armen vertheilte man 150 Frank. Es ist besonders anerkennungswerth, daß keine Festgelegenheit vorüber ging, ohne daß der Bedürftigen gedacht wurde. Am 26. desselben Monats hing man die Bilder des Kaisers und der Kaiserin feierlich im Sitzungssaale des Rathhauses auf.

Von Wichtigkeit ist noch, daß am 8. Dezember der Doyen der Rechtsschule v. Lassaulx in Bonn erschien, um die Einkünfte der hiesigen Schulfonds zum Besten der kaiserlichen Universitäten, deren Centralverwaltung sich in Paris befand, mit Beschlag zu belegen.

Eichhof war zu dieser Zeit Direktor des Rheinschifffahrts-Octroi und richtete die Unterbehörden in den einzelnen Orten bis Amsterdam ein. Dies war seine letzte amtliche Beschäftigung. Er starb jedoch erst 65 Jahre alt am 2. Dezember 1827 und ruhet auf dem Kirchhofe zu Kessenich vorn am Eingange, wo ihm seine Söhne ein wohlverdientes Denkmal errichtet haben. Wenn er für sich selbst auch große Strebsamkeit entwickelte, so opferte er doch auch seine Kräfte stets unermüdlich seinem Amte und hat sich von den Gemeinheiten der Klubisten stets fern gehalten.

Das Jahr 1811 war ein heißes, zeichnete sich aber vor Allem durch den großen Kometen, welcher damals noch nach der Ansicht der Leute Kriegsunglück bedeutete, und durch den außerordentlich guten Wein aus. Der Schluß der Weingärten erfolgte schon am 10. August, und am 17. September begann die Lese, der Komet wurde am 21. September hier zuerst beobachtet. Es lagen in der Umgegend, besonders in der zweiten Hälfte des Jahres, viele Truppen, dadurch war das Leben theuer. 3 Kilogramm Schwarzbrod kosteten durchschnittlich 8½ Stüber, 4½ Loth Franzbrod, 3½ Loth Milchbrod, 5½ Loth Weckbrod, 9½ Loth Röggelger bezahlte man mit 1 Stüber, 57 Loth Graubrod mit 6 Stüber. Anfang des Jahres 1812 wurde die Bevölkerung aufgenommen. Es waren vorhanden:

Katholiken	8452
Evangelische	71
Reformirte	443
Uebertrag	8966

Uebertrag	8966
Juden	458
in Rheindorf	574
in Dransdorf	226
die Mittelzahl der Garnison betrug	446
im Ganzen	10670 Einwohner;

die Bevölkerung hatte sich also gehoben.

XXII.

Das Jahr 1812.

Der Einsturz der Martinskirche. Statistisches. Blitzableiter am Münsterthurme. Einrichtung der Gesellschaft Concordia. Umfang der Weinkultur. Erdbeben.

Dieses Jahr begann unter den kriegerischsten Aussichten, überhaupt aber bildete es einen Wendepunkt in der Weltgeschichte. Die glänzenden Tage der französischen Herrschaft gingen ihrem Ende mächtig entgegen, wie die Verhältnisse, so begannen auch die Gemüther, die ja immer im engsten Zusammenhange zu denselben stehen, sich einer Umwandlung zuzuneigen. Das deutsche Gefühl fing an sich mächtig Bahn zu brechen, und selbst am Rheine zeigten sich die Spuren davon. Das Blendewerk durch Feste aller Art schrumpfte zusammen und verlor somit auch seine Wirkung. Die Gerüchte von einem Kriege gegen Rußland beunruhigten Alle. Wenn auch das Bonner Wochenblatt wieder erschien, so erfuhren die Leute durch dasselbe doch gar nichts von der allgemeinen Weltlage. Alle andern Blätter standen unter der strengsten Aufsicht. Das Gensdarmeriekorps wurde verstärkt und im Februar in das Minoritenkloster gelegt, die Fremdenkontrole handhabte man mit äußerster Schärfe. Viele Generale passirten nach einander die Stadt, auch der König von Neapel fuhr durch Bonn. So deutete Alles auf ernste Auftritte. In der Nacht vom 26. zum 27. März, am Charfreitage, wüthete ein arger Sturm. Die altehrwürdige Martinskirche, ein Gebäude, dem man ein Alter bis in die Heidenzeit zuschrieb, fiel während desselben zusammen. Gegen 8 Uhr

Morgens erfolgte der letzte Zusammensturz unter großem Gekrach, welches alle Einwohner der Stadt erschreckte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine Partei in der Stadt schon lange dieses Ereigniß sehnlichst herbeiwünschte. Die Erhaltung des altehrwürdigen Gebäudes hatte für sie keine Bedeutung, ihr lag die Freistellung des Münsters so wie die Ersparung der nicht übergroßen Herstellungskosten, welche nebenbei gesagt der brave Präfekt Lezai-Marnesia sogar angewiesen hatte, um das Gebäude zu retten, näher. Man wandte das Geld nicht an, ließ die Kirche ihrem Untergange entgegen gehen, und so beugte sie sich vor der Wucht des Sturmes, was sehr zu beklagen ist. Am 12. April wurde durch eine Anzeige im Wochenblatte angekündigt, daß die Trümmer meistbietend versteigert werden sollten. Die Gemeinde Poppelsdorf kaufte dieselben an, um ihr noch jetzt stehendes Gotteshaus daraus zu errichten, wie es auch durch eine Inschrift über der Thür desselben angegeben ist. An der Südseite dieser Kapelle sieht man noch eine Säulenfront der alten Martinskirche, an der Hausthür einer Schmiede, etwas näher dem Kreuzberge, bilden zwei andere Säulen die Pfosten. Der Taufstein soll als Fleischsarg im Böselagerschen Keller verwendet werden.

Im Juni wurde eine neue Fuhr- und Kutschenordnung herausgegeben, auch der Weg von der großen Sandkaule an der Poppelsdorfer Allee an dem Ausgange durch einen Schlagbaum gesperrt, um die Fahrten nach dem Neuthore zu verhindern. Die Sandbauern durften von diesem Zeitpunkte ab ihre Waare nicht mehr wie bisher auf dem Gemüsemarkte feilbieten. Ihnen wurde der sogenannte Holzmarkt am Schlosse als Standort angewiesen. Interessant ist das Ergebniß einer Zusammenstellung, wie hoch sich der Verzehr in der Stadt Bonn während des verflossenen Jahres gestaltet hatte. Derselbe betrug unter Anderen: 9635 Hektoliter Landeswein, 1425 Flaschen fremden Weines, 884 Hektoliter Brandwein, 611 Flaschen Liqueur, 3813 Hektol. Bier, 794 Hektol. Apfelkraut, 769 Krüge Mineralwasser, 318 Ochsen, 1340 Kühe und Rinder, 4709 Kälber, Hämmel und Schafe, 688 fette Schweine, 414 Hasen, 208 Gänse und Schruten, 13,227 Hühner, Hähne, Enten, 708 Paar Tauben, 831 Spieß Krametsvögel, 36 Stück Salm, 1/8 Tonne Austern und eben so viel Muscheln, 84,980 Kilogr. frische Fische, 97,280 Kilogr. Stockfische, Laberdan

und Bücklinge, 8135 Kilogr. ausl. Käse, 73 Hektol. Kastanien, 1062 Kilogr. getrockn. Pflaumen, 1827 Kilogr. Feigen, Rosinen und Mandeln, 683 Karren Heu, 307 Karren Stroh, 7644 Hektol. Hafer, 32,716 Hektol. schwarzen Brand, 2513 Centner Steinkohlen, 3988 Kilogr. spanische und 28,025 Kilogr. schwarze Seife u. s. w.

Den Fruchtmarkt verlegte man auf den Viehmarkt, zu welchem Zwecke dort eine besondere Halle errichtet wurde. Die vielen Beschädigungen, welche der Münsterthurm durch Blitzschläge erlitten hatte, gaben die Veranlassung, an demselben durch den Mechanikus Heidel einen Ableiter anbringen zu lassen. So traf der Maire Belderbusch manche segensreiche Einrichtungen. Am 19. Juli wurde damals sogar zum ersten Male der Grundriß der Stadt aufgenommen und das sogenannte Alignement für die Baulustigen festgesetzt. Die Stadt besaß noch viele Besitzungen von Ländereien, welche man zur Verpachtung ausbot. Man ging auch damit um, ein besonderes Bettelhaus zu errichten, um dem Bettel-Unwesen zu steuern. Dort wollte man alles lose Gesindel welches sich massenweise herumtrieb, unterbringen. Der Festbericht über das Napoleonsfest schloß mit folgenden Worten: „Der beste Geist der Eintracht hat überall den Vorsitz geführt; überall war Bestreben, dem großen Manne, der die Schicksale der Erde leitet, neue Huldigungen zu bringen und Bewunderung an den Tag zu legen.“ Der Vorkauf auf dem Markte wurde geregelt. Vom 1. Mai bis 1. Oktober gab um 10 Uhr Morgens die Marktglocke das Zeichen, daß derselbe gestattet sei, Winters begann die Erlaubniß eine Stunde später.

In der Bürgerschaft regte sich ein lobenswerther Geist der Selbsthülfe, die Meister und Gesellen vereinigten sich, um eine Krankenkasse zu gründen, deren Errichtung am 9. Juli von dem Minister genehmigt wurde. Das alte Jagdgesetz vom Jahre 1790, wonach es durch Lösung eines Jagdpasses Jedem gestattet war, dies Vergnügen zu genießen, setzte man wieder in Kraft, was in so fern von Belang ist, als man hieraus ersieht, daß man in Bezug auf das Verbot, Waffen zu führen, nachsichtiger verfuhr. Die Jagden sollen übrigens damals wenig ergiebig gewesen sein, denn die französischen Offiziere genossen dies Vergnügen ohne Schein und pürschten viel, außerdem waren die Wälder sehr ge-

lichtet. Raubthiere, namentlich Wölfe und Füchse, trugen dann noch dazu bei, um unter dem eßbaren Wild aufzuräumen. Aus der Umgegend von Bonn lesen wir, daß die Jagden viel verpachtet waren.

Je geräuschvoller sich das Leben in Bonn im vorhergehenden Jahre entfaltet hatte, desto stiller ging es jetzt dort her. Es war, als wenn die Ahnung schwerer Ereignisse auf allen Gemüthern lastete. Truppendurchzüge fanden zwar wenig Statt, die Maßregeln, welche die Regierung ergriff, um immer neue Heere auf die Beine zu stellen, ließen jedoch keinen Zweifel übrig, daß der Kaiser große Pläne mit sich herumtrug. Für das laufende Jahr war die Konskription für das ganze Land auf 120,000 Mann bemessen worden, im September erfolgte die Bekanntmachung, daß fernere 120,000 Mann für das stehende Heer und 17,000 Nationalgardisten ausgehoben werden sollten. Der auf Bonn fallende Theil stellte sich zwar nur gering, denn es war nur die Einreihung von 18 Konskribirten und 8 Nationalgardisten verlangt, es ist hierbei aber zu berücksichtigen, daß die Blüthe des Landes sich bereits im Heere befand, theils in Spanien, theils an der östlichen Grenze des deutschen Reiches. Wenige von den jungen kräftigen Leuten sind aus diesen fernen Ländern zurückgekehrt. Das bergische National-Theater fand sich am 13. September in Bonn ein und gab den „Rochus Pumpernickel“. Wie es scheint, hat der Direktor jedoch kein Geschäft gemacht und ist wieder abgereist, denn wir finden keine weiteren Vorstellungen erwähnt. Der Krieg mit Rußland war entbrannt, alle Völker waren bei diesen Ereignissen mehr oder weniger betheiligt, mit Spannung sah man den Nachrichten aus dem Norden entgegen. Mehr um dem gepreßten Herzen Luft zu machen, als rauschende Vergnügungen zu genießen, bildete man im August im botanischen Garten auf der jetzigen Wilhelmsstraße eine Gesellschaft Concordia.

Im September wurde die Erhebung des städtischen Octroy's der Regie der droits reunis überwiesen, die früher dabei angestellt gewesenen Kommunalbeamten, Direktor Müller und Controleur Bauer, von denen der Erstere 700 und der Letztere 600 Franken bezogen hatten, enthielten ihre Entlassung. Ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, welches zugleich von dem Umschlage der öffent-

lichen Meinung Kunde gibt, war es, daß große Weiterungen in demselben Monate entstanden, als es sich darum handelte, dem sehr unbeliebten Präfekten Doazan bei seiner zu erwartenden Ankunft die üblichen Ehrenbezeugungen zu Theil werden zu lassen. Die Bürgerschaft hielt sich vollständig fern von allen Kundgebungen, wodurch sich Doazan sehr beleidigt fühlte. Er ließ sich von seinem Unwillen so weit hinreißen, daß er es einige Monate nachher sogar wagte, gewissermaßen zur Strafe mehreren Einwohnern willkührlich besondere Steuern, angeblich für die Armen, aufzuerlegen. Diese Maßregel trug nicht wenig dazu bei, die durch Doazan geweckte Mißstimmung gegen die französische Regierung zu erhöhen.

Von Interesse ist es, aus einer bei Gelegenheit der Weinlese erlassenen Anweisung zu ersehen, wie weit sich damals die Weinberge in der Nähe der Stadt erstreckt haben. Der städtische Bann war in sechs Bezirke eingetheilt worden. Den ersten bildeten die Ländereien unterhalb der Stadt, der zweite begann vom Stockenthore und ging bis zur ersten Fährgasse, ein folgender umfaßte den Raum zwischen den beiden Fährgassen. Das Eschenbäumchen war die nächste Grenze, dann folgte die Strecke so weit als noch Trauben vorhanden waren. Einen besonderen Bezirk machte die Richtung nach der Gronau aus. Hiernach kann man also bemessen, wie stark der Weinbau noch von den Bürgern betrieben wurde, da die Grenzen so enge gesteckt waren.

Im Oktober feierte man noch in Bonn ein Dankfest zu Ehren der französischen Siege in Rußland, während die Lage Napoleons so mißlich wie möglich war. Gerüchte hierüber schwirrten jedoch schon im Lande umher und verstärkten die alte Meinung von der Unüberwindlichkeit der Russen. Am 18. Nov. spürte man ein sehr starkes Erdbeben, welches über 2 Minuten in heftigen einzelnen Stößen sich äußerte und großen Schrecken hervorrief. Um diese Zeit langte auch die Nachricht von dem Brande Moskau's hier an, man wagte jedoch nicht laut darüber zu sprechen. Bezeichnend für die Stimmung war aber der Umstand, daß man vielfach schon bedenklich in der Annahme der französischen Scheidemünze wurde. Es mußten Strafen dafür angedrohet werden, wie es am 12. November geschah, wenn Jemand die 1- und 2-Sousstücke im Verkehre verweigern wolle. In

dieser Lage ist es erklärlich, daß das Krönungsfest, obgleich noch ein Rosenmädchen von Dottendorf ausgestattet wurde, keinen Eindruck mehr machte.

Die über die Bevölkerung des Jahres 1812 angestellten Ermittelungen zeigten nur eine unerhebliche Zunahme. Es wurde festgestellt, daß vorhanden waren:

	Katholiken	8543
	Lutheraner	71
	Reformirte	561
	Juden	474
die Einwohnerschaft von Rheindorf betrug		591
„ „ „ Dransdorf „		222
	im Ganzen	10,462
die Mittelzahl der Garnison bezifferte sich auf		302
		10,764 Seelen.

Die Reformirten und Juden wiesen das Hauptwachsthum gegen das Vorjahr nach, Rheindorf hatte unbedeutend zugenommen, Dransdorf dagegen hatte an Einwohnern verloren.

XXIII.

Das Jahr 1813.

Schulverhältnisse. Einführung des Katasters. Konskription. Flüchtlinge. Einziehung der städtischen Besitzthümer. Findelhaus. Durchreise der Kaiserin Marie Luise. Drohende Aussichten, Abbruch der Brücke. Bildung des Landsturmes vom Siebengebirge. Ueberfall der vinea durch Russen.

Unter allen den kriegerischen Ereignissen, welche beim Beginne dieses Jahres die Gemüther in Spannung hielten, ist es erfreulich zu bemerken, daß der Maire Belderbusch der Hebung des Volksunterrichts seine Aufmerksamkeit zuwendete. Für die höhere Ausbildung der Jugend war die Regierung durch die Einführung der Centralschule und des Lyceums, allenfalls auch der Secundärschule (des Gymnasiums), in etwa vorgegangen, in Bezug auf die Elementarfächer hatten die Einrichtungen jedoch nur geringe segensreiche Erfolge erzielt. Während der wilden republikanischen Zeit

war das ganze städtische Schulwesen sehr in Verfall gerathen, es scheint sogar zeitweilig an ausreichender Gelegenheit zur Ausbildung der Kinder gefehlt zu haben. Als das Kaiserreich eintrat, wurde dem Bedürfniß durch Einrichtung der Primär- und mehrerer Privatschulen zwar in etwa abgeholfen, die daran wirkenden Lehrer hatten aber zum größten Theile ihre Befähigung nicht nachgewiesen. Am 14. Dezbr. 1812 schloß Belderbusch alle diese Schulen und machte bekannt, daß nur die Lehrer Laufenberg, Velten und Trevisanty in Bonn, Nocker in Rheindorf und die Nonnen in Dransdorf gesetzlich befugt seien, Primärschulen zu unterhalten. Den abgesetzten Lehrern und Lehrerinnen gab er auf, sich von einer Kommission des Lyceums, welche aus dem Censor Gall und dem Professor Ließem bestand, prüfen zu lassen. Die Primär- (Elementar-) Schulen bestanden überall aus zwei Klassen.

Eine gleich wichtige, wenn auch bei der Bürgerschaft nicht so beliebte, Einrichtung war die Einführung des Katasters zur Festsetzung der Grundsteuer. Der Maire von Poppelsdorf, Cassel, der Kontroleur Limbach von den direkten Steuern und der Polizei-Kommissar Altstädten waren damit beauftragt, die desfallsigen Arbeiten vorzunehmen. Diesen Herren rühmte man nach, daß sie rücksichtsvoll hierbei zu Werke gegangen seien, dennoch klagte man nachher sehr über zu hohe Veranschlagung der Häuser.

Große Mißstimmung erregte die am 19. Januar erlassene Bekanntmachung, wonach der Kaiser „zur Bekämpfung der Feinde von Europa's Wohl und Ruhe und zur Erlangung eines dauerhaften Friedens" durch die Konskription 250,000 Mann und 15,000 Pferde verlangte. Stellvertreter waren fast nicht mehr zu beschaffen, wenn auch nachgegeben worden war sie aus dem ganzen Reiche nehmen zu dürfen, so blieb den Pflichtigen keine Aussicht sich frei zu machen, und die Einstellung galt einem Abschiede vom Leben zum Tode gleich. Keine höheren Gefühle machten sich aber geltend, um diese bitter empfundene Lage zu versüßen. Man hielt allgemein die politischen Verhältnisse für sehr mißlich, um so mehr, als der Maire in Folge höheren Auftrags am 28. Januar eine Aufforderung zur Zeichnung von freiwilligen Beiträgen für die Bedürfnisse der Armee erließ. Dieselbe fand keinen besonderen Anklang, es gingen aber doch 5659 Fr. 09 Cts. ein. Wie dieser Betrag zusammen gebracht worden ist, mag jetzt schwer

zu ergründen sein. Der Haupttheil kommt auf die Beamten der douane und der droits reunis, welche allein über 2072 Franken gezeichnet haben. Dann sind die Pferdebesitzer mit 638 Franken aufgeführt. Wahrscheinlich hat man für jedes Pferd, welches für die Konstription angekauft worden ist, eine hierauf bezügliche Steuer erhoben. Außer vielen Israeliten erscheinen keine eigentlichen Bürger in der Liste. Die Juden waren stets gut französisch gesinnt und hatten auch Grund dazu, denn sie hatten ihre bessere Stellung allein den Fremden zu verdanken. Bemerkenswerth ist, daß sich das Lyceum bei dieser Sammlung auch mit 500 Franken betheiligte, woraus eines Theils erhellt, daß es eine gewisse Selbständigkeit bei Verwendung seiner Mittel besessen hat, anderen Theils aber auch, daß es gut gestellt gewesen sein muß. Ueber die innere Organisation des Lyceums fehlt leider jede Auskunft, da bei der Flüchtung desselben im nächstfolgenden Jahre alle Akten nach Brüssel und Paris gebracht worden sind. Der Maire Belderbusch zeichnete persönlich für sich 150 Franken und außerdem noch für den Schatz der Ehrenlegion 687 Franken. Der Magistrat als solcher erscheint in der Liste nicht, was ihm, wie es scheint, der Präfekt Doazan, als er am 21. Januar nach Bonn kam, vorgeworfen hat. Wenigstens sehen wir, daß der Stadtrath an demselben Tage den Beschluß faßte, 15 equipirte Pferde freiwillig zu stellen.

Spurlos ging in Bonn die am 28. Februar erfolgte Veröffentlichung des Konkordats zwischen Napoleon und dem Papste Pius VII. vorüber, wenn auch darin gesagt war, daß der Kaiser allen Geistlichen, welche im Gefolge der zeitweiligen Ereignisse seiner Ungnade unterfallen gewesen wären, seiner Huld wieder gewiß sein könnten. Ich habe keine Andeutung gefunden, daß dies Ereigniß kirchlich gefeiert worden wäre. Die politischen weltlichen Verhältnisse nahmen eben die Aufmerksamkeit Aller zu sehr in Anspruch. Die französische Regierung übte im Gefühle ihrer Schwäche einen so großen Druck auf die Bevölkerung aus, daß aller Verkehr erlahmte. Die Beaufsichtigung der Fremden war sehr strenge, kein solcher durfte ohne sofortige Meldung beherbergt werden. Unter Umständen war es aber gefährlich, eine solche Anzeige zu machen, da man nicht wissen konnte, ob der Gast nicht in irgend einer Weise anrüchig war. Zur Ehre der

Bönner muß ich anerkennen, daß mir in dieser mißlichen Zeit keine Beweise einer gemeinen Spionirerei aufgefallen sind. Das frühere Gesetz, wonach den Soldaten nach 9 Uhr Abends keine Getränke mehr verabreicht werden durften, wurde mit aller Strenge wieder in Kraft gesetzt. Diese Maßregeln hingen theilweise damit zusammen, daß auf der rechten Rheinseite, namentlich im Bergischen, der Geist des Aufstandes begann rege zu werden. In Schwelm hatte sich das Volk besonders gegen die Konskription offen erhoben, an 50 Insurgenten wurden verhaftet und mehrere erschossen. Starke Truppenabtheilungen, besonders Nationalgarden, zogen durch Bonn, meistens nach dem Oberrheine, wo man auch Unruhen befürchtete. Halb mit Mitleid, halb mit Ingrimm sah man diese Regimenter vorüber ziehen, unter denen besonders Spanier vom Regimente Josef Napoleon durch die Jugendlichkeit der Soldaten die allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Es sollen Bürschchen von 16—17 Jahren darunter gewesen sein. Man fragte sich, ob wohl jemals die Eltern dieser Kinder etwas Sicheres über das Schicksal derselben erfahren würden. Von vielen Seiten ist mir versichert worden, daß beim Anblicke solcher Truppen viele Zuschauer, namentlich Frauen, bitter geweint haben.

Die Verbindung zwischen dem Heere und dem Vaterlande war möglichst schlecht, Einzelnachrichten gingen daher spärlich ein. Eben so mangelhaft waren die Einrichtungen, um den Tod der in den vielen Schlachten Gefallenen festzustellen. Ein Rechtsgelehrter, Namens Ducray, in Paris hatte hierauf eine Spekulation gebauet, indem er überall bekannt machte, er stehe zum Kriegsministerium in naher Beziehung und sei daher im Stande, über den Verbleib jedes Konskribirten gegen eine Vergütung von 4 Franken Auskunft zu ertheilen und allenfallsige Todtenscheine zu beschaffen. Obgleich diese Einrichtung amtlich nicht anerkannt wurde, so benutzte man sie in Bonn doch viel, fand aber, daß das voraus-bezahlte Geld in fast allen Fällen verloren war.

Am 11. März reiste die Königin von Westfalen auf ihrer Flucht vor den nahenden Russen bereits mit ihren Hofdamen nach Paris durch Bonn. Auch der König Lustik fühlte sich nicht mehr heimisch in seinem Lande und folgte ihnen am 20. mit 8 Prachtwagen. Dies waren schon mahnende Zeichen der Wendung der Dinge. Alle auswärtigen Zeitungen wurden verboten. Wenn

auch nicht in so großem Maßstabe, wie im Jahre 1794, trafen hauptsächlich im April täglich Flüchtlingsabtheilungen mit ihrer Habe von der rechten Seite in Bonn ein. Besonders waren es die verhaßten Douaniers aus Hamburg und anderen Städten, die mit ihren Familien oft im erbärmlichsten Zustande ankamen, aber wenig Theilnahme fanden.

Die Franzosen schienen selbst auf die Dauer ihrer Herrschaft nicht mehr zu bauen. Sie suchten aus dem drohenden Sturze so viel baares Geld zu retten, als möglich war. Durch Verfügung vom 10. Februar hatte der Kaiser der Stadt Bonn eine jährliche Summe von 2700 Franken aus der Einnahme ihres Budgets (wohlverstanden) überwiesen, um zur Zahlung ihrer Schulden verwendet zu werden. Alle Gemeindegüter waren dagegen aber eingezogen und der Amortisationskasse überwiesen worden. Die Stadt besaß viele Bogen- und andere Häuser, die sie jährlich zu einem nicht hohen Pachtzinse vermiethete. Diese Einnahme fiel nun fort, das ihr gewährte Geld mußten die Bürger aber selbst aufbringen, somit war die Gnade sehr zweifelhafter Natur. Alle die bisherigen Besitzungen der Stadt wurden zu Koblenz von der Regierung am 5. August zum Verkaufe gestellt. Dieselben bestanden in 26 Häusern, 8 einzeln aufgeführten und mehreren nicht näher bezeichneten Gärten; außer der großen Wiese in der Gronau, welche zu 2940 Franken geschätzt war, aus 599 Aren Wiesen und über 995 Aren Ackerland, deren Gesammtwerth auf 67,172 Franken angesetzt worden war. Das Verkaufsgeld mußte in baarem Gelde in bestimmten Raten gezahlt werden, es fanden sich jedoch keine Käufer, die Regierung sah sich daher gezwungen, die Taxpreise herunter zu setzen und schließlich die Liegenheiten zu jedem Angebote zu verschleudern. Der Martinsplatz lag nach dem Einsturze der Kirche noch immer in einem verwahrlosten Zustande und bot einen traurigen Anblick dar, so daß sich die Stadtverwaltung desselben annehmen mußte. Es wurde der erste Anfang damit gemacht, denselben zu ebnen, die Mittel müssen jedoch nicht ausgereicht haben, das Werk gründlich auszuführen, denn noch mehrmals wird in der Folge berichtet, daß die Arbeit fortgesetzt worden sei.

Von Paris aus wurde durch Senatskonsult vom 3. und 4. April die Bildung von 4 Regimentern Ehrengarde angeordnet,

wozu wie gewöhnlich Freiwillige gesucht wurden. Die Lust zum Eintritt war jedoch sehr schwach. In Bonn meldete sich ein Israelit Namens Fränkel zuerst, dann Petazzi. Vorsorglich war man aber darauf bedacht, die geeigneten Persönlichkeiten amtlich zu bezeichnen. Unter diesen befanden sich Becker, Dernen, Gerolt, Hauptmann und Wrede. Zum Ausbildungsort war Metz ausgewählt worden.

Ein Vorfall machte im April großes Aufsehen in Bonn, denn es erschien plötzlich ein Specialkommissar der Polizei, um nach entwendeten Gegenständen aus dem Schlosse Haussuchung zu halten. Diese Diebstähle rührten noch aus dem Jahre 1794 her. Als nämlich der Kurfürst zum zweiten Male geflohen und die erste Trauer in den Herzen seiner Unterthanen verraucht war, begaben sich Massen Volkes in das Schloß, um sich die Herrlichkeiten daselbst anzusehen. Da keine Wache Ordnung hielt, so nahmen sich Viele Andenken an den Landesvater mit. Es waren nicht allein eine Menge vergoldeter Engelsköpfe und dergleichen Zierrathen, sondern schön geschnitzte Möbel, Vorhänge und andere in den Hauseinrichtungen zu verwerthende Gegenstände. Später hatten die Franzosen auch mancherlei Sachen unter der Hand verkauft und verschenkt. Viele Gemälde, Marmor- und andere Gegenstände wurden jetzt mit Beschlag belegt und fortgeschleppt. Man glaubte allgemein, daß dies in Folge einer böswilligen Anzeige geschehe. Napoleon reiste am 17. April durch Mainz, um sich zur Armee nach der Elbgegend zu begeben. Preußen hatte sich offen mit den Russen verbündet und erließ wenige Wochen darauf bereits die Aufforderung zur Bildung des Landsturmes, welche großen Anklang fand. Mainz wurde stark verproviantirt. Ein beängstigendes Gefühl lag auf allen Gemüthern, ja man möchte sagen, in der Luft, welches sich selbst auf die Thiere zu erstrecken schien. Man wollte nämlich ein Ereigniß, welches damals viel besprochen wurde, damit in Verbindung bringen. Das Gestrüpp an der Siegmündung wird bekanntlich von jeher von tausenden Krähen bewohnt. Plötzlich verschwanden diese Vögel aus der ganzen Gegend, als wenn sie eine Vorahnung schwerer Ereignisse hätten. Vielleicht hatte dies seinen natürlichen Grund, denn man traf Anstalten die schon früher aufgeworfenen Verschanzungen in der Nähe von Graw-Rheindorf wieder herzustellen. Die Fran-

zosen, welche Freunde von Krähenbraten waren, räumten gewaltig unter den Thieren auf und sollen sogar mit Kanonen, die sie mit kleinen Steinen luden, in die Schwärme geschossen haben. Durch Verfügung des Präfekten vom 13. Mai wurden die Bürgerspitäler von Bonn, Koblenz und Kreuznach für die Aufnahme von Findelkindern aus der Provinz bestimmt. Die Unterhaltungskosten sollten aus Staatsmitteln und aus den Erträgen der Polizeistrafen bestritten werden. Ein Mitglied der Verwaltung dieser Städte wurde beauftragt, die Vormundschaft über die Waisenkinder zu übernehmen, nebenbei war es den Pfarrern an das Herz gelegt über die Anstalt zu wachen.

Trotz der traurigen Lage feierte die Lesegesellschaft am 15. Juli den 25jährigen Tag ihres Bestehens im Schlosse zu Poppelsdorf durch ein großes Essen, wobei viele Reden gehalten wurden, in denen sich aber nicht der Geist der Zeit abspiegelte. Einige Aufregung bewirkte am 4. August in gewissen Kreisen der Bevölkerung die Anwesenheit der Kaiserin Marie Luise in Bonn. Sie fuhr gegen 5 Uhr Abends unter dem Geläute aller Glocken auf beiden Ufern und dem Donner von Kanonen in der Nassauischen Yacht auf dem Rheine hier vorüber und hielt kurze Zeit auf dem Strome, um die Begrüßung der Behörden und einiger jungen Ehrendamen, welche mit einem Nachen an ihrem Schiffe anlegten, entgegenzunehmen. Fräulein Nettekoven überreichte ihr einen prachtvollen Blumenstrauß mit einigen Versen, die Kaiserin nahm Beides huldvoll auf. Am 22. August sandte die Marschallin, Herzogin von Montebello, im allerhöchsten Auftrage an den Maire von Bonn aus St. Cloud eine prachtvolle goldene Uhr, auf deren Rückseite sich ein N umrahmt von einem Perlenkranze befindet, mit dem Auftrage sie „dem jungen Frauenzimmer, welches der Kaiserin bei der Passage Blumen präsentirt hat“, zu übergeben. Dieselbe befindet sich noch mit Kette im Besitze des Sohnes von Fräulein Nettekoven, welche später den Apotheker Keller geheirathet hat.

Nachdem die früheren Besitzungen der Stadt fast sämmtlich verschleudert worden waren, kamen nun auch die Liegenheiten zum Verkaufe, welche der Kaiser der Senatorie von Trier bei der Vertheilung der Gemeindegüter als Eigenthum überwiesen hatte. Es war die Windmühle unterhalb der Stadt, welche noch jetzt als

Wahrzeichen der Stadt vorhanden ist, und die Wassermühle mit Wohnhaus, Kuh- und Pferdestall in der danach benannten Gasse. Schaaffhausen kaufte dieselben am 6. September für den ziemlich hohen Preis von 40,600 Franken. Die Franzosen zeigten bei allen ihren Unternehmungen eine eigenthümliche fieberhafte Hast, in dem Benehmen der Bürger ihnen gegenüber dagegen machte sich immer mehr eine gewisse Zurückhaltung, ja oft volles Mißtrauen geltend. Man fing an die feindliche Stellung der Fremden von der richtigen Seite aufzufassen und vermied Alles, wodurch man den Schein einer allzu großen Sympathie mit den langjährigen Unterdrückern hätte auf sich laden können. Die französischen Beamten schlichen muthlos über die Straßen, Niemand wollte mehr begeisterter Franzosenfreund sein. Gegen die Konskriptionen wagte man nicht offen wie im Bergischen aufzutreten, die jungen Leute ergriffen aber einen anderen Ausweg um sich vor derselben zu retten. Sie verstümmelten sich selbst, und dies kam so häufig vor, daß am 12. Septbr. öffentlich bekannt gemacht wurde, ein solches Unternehmen werde Keinen mehr schützen, indem man Alle diejenigen, welche sich untauglich gemacht hätten, in den Schanzen oder sonst wo unterbringen werde.

Eine ähnliche, vielleicht begründetere Vorahnung wie bei den Krähen mag auch den tapferen „König Lustik", Jérôme von Westfalen, bewogen haben, seine Hofhaltung in Kassel ganz aufzuheben. Er besaß eine gewaltige Furcht vor den Russen, welche bereits im Februar einen Aufruf an die Deutschen erlassen hatten, der nicht ohne tiefe Wirkung auf alle Klassen der Bevölkerung geblieben war. Als sich nun in Hessen wie in Preußen überall der Landsturm bildete, welcher seinem auf thönernen Füßen stehenden Königreiche Gefahr drohte, da nahm man in Kassel darauf Bedacht, den Rest der Prachtwagen des Königs und sonstige werthvolle Zeichen seiner Würde in Sicherheit zu bringen. Diese Gegenstände trafen am 5. Oktober 1813 unter starker militärischer Begleitung in Bonn ein und erregten großes Aufsehen. Das Gerücht ihrer Ankunft hatte sich schon vorher verbreitet, eine große Menge Volks erwartete sie daher am Thore und begleitete den Zug durch die Stadt. Am 7. Oktober traf Jérôme wieder in Koblenz ein, fuhr aber bald nach Paris zurück.

Schon seit der Mitte des Sommers hatte man die Gegend

von Truppen fast ganz entblößt. Die Besatzung von Bonn war über die dort befindliche Schiffbrücke auf die rechte Rheinseite geschafft worden, auch die Verschanzung bei Graw-Rheindorf befand sich ohne Truppen. Als nun nach der Schlacht bei Leipzig die flüchtenden Regimenter massenhaft eintrafen, war es mit dem stillen Leben in Bonn auf einmal am Ende. Aerger, wie es je der Fall gewesen war, wurden die Einwohner der Stadt und der Umgegend durch Einquartirung belästigt. Es fehlte an Raum, die Truppen unterzubringen. Die Neuangekommenen legten sich ohne Umstände zu den schon dort befindlichen Soldaten in die Häuser, wo sie von der Hausflur, den Gängen, dem Speicher und den Zimmern Besitz nahmen und es den Eigenthümern überließen, zuzusehen, wo sie Platz fänden. Ueberall herrschte das Recht der Gewalt, so daß sich die Soldaten untereinander um die Räume prügelten und mehrfach Verwundungen vorkamen. Selbst die Offiziere machten keine Ausnahme. Der General Roussel kam in ein ihm genehmes Haus, welches der General St. Germain bewohnte; Letzterer war zufällig nach Köln gereist, sollte aber an demselben Tage wieder eintreffen. Roussel ließ einfach die Habe seines Kameraden fortschaffen und nahm selbst die Wohnung in Besitz.

Unterdessen entschied sich immer mehr das Geschick Napoleons, mit dem großen Siege der Verbündeten bei Leipzig am 18. und 19. Oktober war dasselbe besiegelt. Es ist merkwürdig, daß weder der Tag, an welchem diese wichtige Nachricht in Bonn eingetroffen ist, erwähnt wird, noch daß darüber Mittheilungen vorhanden sind, welchen Eindruck dieselbe auf die Einwohner hervorgerufen hat. Man sollte nach dieser Schweigsamkeit fast annehmen, daß man den gewaltigen Ereignissen nicht den Werth beigelegt habe, welchen sie verdienten. Möglicher Weise sind die Franzosen selbst darauf bedacht gewesen, die für sie ungünstigen Berichte nicht in ihrer vollen Wahrheit in das Volk dringen zu lassen. Die Mißlichkeit der Lage konnte aber dennoch nicht lange ein Geheimniß bleiben, denn flüchtige Truppen langten immer mehr am Rheine an. Am 6. November traf das Hauptquartier des Herzogs von Tarent, am 8. der General Sebastiani in Bonn ein, ihnen folgten, wie man sagte, in sehr gedrückter Stimmung die Generale Roussel und St. Germain, sowie der Herzog von

Padua mit ihrem Gefolge. Um dem Volke zu imponiren hielt General Nansouty nochmals am 21. November eine Revue auf der Poppelsdorfer Allee über seine Kürassiere ab, das Schauspiel verfehlte aber seinen Zweck. Niemand aus dem zuschauenden Volke stimmte in den Ruf ein, als ein Lebehoch auf den Kaiser ausgebracht wurde. Es war die letzte Parade, welche die Franzosen in Bonn abhielten; man sagte, es sei eine Todtenschau gewesen. Die Uniformen waren zerfetzt und die Soldaten sahen in Folge der Entbehrungen leidend aus, auch der französische Uebermuth war von ihnen gewichen.

Dieses Regiment hatte seinen Weg an der linken Seite des Stromes genommen, denn die Verbindung mit dem anderen Ufer war bereits seit dem 10. November vollständig aufgehoben, seitdem Tages vorher sich bereits Vorposten der Verbündeten bis an den Rhein hin gewagt hatten. Mit der Beköstigung der immer mehr anwachsenden Truppenmassen sah es schlecht aus, sie brachten keinen Mundvorrath mit und die Bürger wurden unterm 10. November angewiesen für deren leibliche Nothdurft zu sorgen. Die rückständigen Steuern trieb man mit der rücksichtslosesten Strenge ein, so war die Lage der Bürgerschaft wieder so schlecht, wie je. Alle öffentlichen Plätze waren von den Soldaten in Beschlag genommen, es befanden sich auf dem Münsterplatze und dem Markte so viele Kanonen und Bagagewagen, daß man am 20. November den zu jener Zeit eintreffenden Jahrmarkt nach dem Raume am Hof vor der Schloßkapelle verlegen mußte. Die Leute zeigten sich widerspänstig bei Bezahlung der Steuern. Der Präfekt Doazan mahnte deshalb in einer Verfügung vom 20. November die Pflichtigen, „es sei ein eitler Vorwand für die Weigerung, wenn sie davon ausgingen, daß die Erscheinung einiger feindlichen Truppen auf dem rechten Rheinufer sie schützen könne“ und drohte mit Gewaltsmaßregeln. Er gewährte ihnen einen achttägigen Ausstand, die Bürger aber hielten zurück und hofften auf eine Wendung der Dinge. Diese sollte denn auch nicht lange ausbleiben. Bekanntlich wirken die Geldangelegenheiten mächtig auf die Stimmung der Leute, die Verhältnisse der letzten Tage blieben somit auch nicht ohne Wirkung auf die Gemüther.

Die scharfe Besetzung der Rheinufer, der ab und zu von der anderen Seite herüber dröhnende Kanonendonner erfüllte

Alle mit Besorgniß, aber auch mit einer gewissen Hoffnung die Franzosen los zu werden. Es war als wenn sie jetzt erst aus dem Glanze der Kaiserzeit ihre eigene traurige Lage herausgeschält hätten. Die Rheinbrücke war nur in den Händen des Heeres, sie wurde ausschließlich zum Uebersetzen von Truppen benutzt. Es überraschte jedoch nicht, als es hieß dieselbe werde in den nächsten Tagen abgebrochen werden. Wirklich erging am 9. Novbr. eine Weisung an alle Zimmerleute, sofort sich am Rheine einzustellen, um bei dem Abbruche der Brücke behülflich zu sein. Am anderen Ufer harrten noch 400 gardes d'honneur der Ueberfahrt. Mit der größten Eile setzten sie über und dann begann die Lösung der Brücke und das Ausfahren der Bugnachen. Es herrschte Todtenstille am anderen Ufer, alle Nachen waren in Sicherheit gebracht, das Leben auf dem Strome war ganz erstorben. Die Franzosen fühlten sich so unsicher, daß der General Sebastiani sogar am 10. Novbr. die hiesige Landungsbrücke vollständig zerstören ließ. Die hier liegenden Nachen wurden theilweise angebohrt, sämmtlich aber versenkt. Starke Patrouillen hielten die Wachen am Rheinufer, den Bürgern wurde schon seit mehreren Tagen der Spaziergang auf dem Werfte verwehrt, eine dumpfe Schwüle herrschte wie im Jahre 1794 in der Stadt. Der Abbruch der Brücke nahm drei Tage in Anspruch, man schrieb den schlechten Fortgang der Arbeit der Unwilligkeit der Handwerker zu, die sich vielleicht gern durch die Kosacken bei ihrem Unternehmen gestört gesehen hätten. Während das Zerstörungswerk betrieben wurde, standen in der Nähe der Stadt Kanonen aufgepflanzt, bei welchen Artilleristen mit brennenden Lunten Wache hielten. Am rechten Ufer zeigten sich jedoch keine Russen, nur vereinzelt sah man ab und zu bewaffnete Mannschaften des Landsturmes herum schwärmen. Sie wagten sich von den Bergen bei Oberkassel bis in das Thal vor, verschwanden aber wieder rasch, wenn ihnen die Franzosen einen scharfen Gruß aus den Kanonen zusandten.

Diese Mannschaften führten eigentlich noch nicht den Namen „Landsturm vom Siebengebirge“, sondern bildeten eine Wachtkette, welche es sich zur Aufgabe gestellt hatte, die Sicherheit des Eigenthums sowohl gegen heimische Aufrührer als gegen Marodeure der verschiedenen Truppen im Auge zu halten. Die Auftritte,

welche im bergischen Lande so wie im Siegthale von den sogenannten Knüppelrussen ausgegangen waren, hatten die erste Veranlassung zu dieser Organisation gegeben. Arbeiter und sonstiges gewöhnliches Volk zogen in starken Haufen im Lande herum, zerstörten die Mairiehäuser, plünderten wo sie etwas fanden und trieben den größten Unfug. Weil sie mit Knütteln bewaffnet waren und unter dem Rufe: „Hurrah Kosack" stets den Kaiser Alexander hoch leben ließen, so hatte man ihnen den Namen Knüppelrussen gegeben. Sonst hießen sie auch Speckrussen, weil sie überall Speck verlangten. In der zweiten Hälfte des November fand dann auf Veranlassung des Majors von Boltenstern eine Versammlung der angesehensten Einwohner der Umgegend in Königswinter Statt, wo die Errichtung des Landsturmes beschlossen wurde. Eine höchst patriotische Stimmung machte sich bei dieser Gelegenheit geltend, es galt nicht mehr allein der Abwehr, sondern dem Angriff zu Gunsten des deutschen Vaterlandes.

Die innere Einrichtung war den augenblicklichen dringenden Verhältnissen angepaßt, bis durch Regierungsverordnung vom 25. Dezember 1813 die staatliche Anerkennung und Organisation für die am Rheine belegenen Gegenden in's Leben trat. Die Bezeichnung Landsturm des Siebengebirges war von dem Bergmeister Bleibtreu in Vorschlag gebracht worden, ebenso daß man das alte landständische Wappen der sieben Pfeile als Wahrzeichen annehmen solle, was jubelnd angenommen wurde. Der durch seine Eigenthümlichkeiten bekannte Freiherr von Hallberg, später auch Eremit von Gauting benannt, hatte von der preußischen Regierung den Auftrag erhalten, den Landsturm in der Gegend von der Lahn bis zur Maas zu organisiren. In der Gegend von Bonn führte der Unterbanner Bleibtreu, welcher als solcher nach der Angabe des Kriegskommissars Brügelmann den Rang eines Major hatte, den Oberbefehl. Bleibtreu war ein im ganzen Lande äußerst geachteter Mann, echt deutschen Sinnes, der seine Leute und das Land kannte und stets aufzutreten verstand, wie es die Umstände erheischten. Er hat sich damals unbestreitbar die größten Verdienste um die ganze Gegend erworben und jetzt noch wird sein Name überall hier mit Ehren genannt. Einen großen Beweis für seine rühmenswerthen Leistungen liefert auch noch der

Umstand, daß dieselben von der preußischen Regierung im vollsten Maße anerkannt wurden und man ihn zu den schwierigsten Arbeiten heranzog, als es sich später darum handelte beim Friedensschlusse die Saarbrücker Kohlenbergwerke für Deutschland zu erhalten. Seinen Auseinandersetzungen ist es vor Allem zuzuschreiben, daß dieser Erfolg erreicht wurde. Volle Ehre also dem braven tüchtigen Manne, von dem man mit Recht sagen kann, daß er mit jedem Zoll ein Mann war!

Der Bewachungsbezirk des Landsturms vom Siebengebirge erstreckte sich vom Honnefer Graben bis zur Siegmündung. Er bestand aus Leuten jeden Standes und Gewerbes im Alter von 18 bis 60 Jahren, sie mußten jedoch makellos sein. Es waren 2500 Mann, zu welchen sich später noch die Banner Menden und Oberpleis mit 12—1500 Mann als Reserve gesellten. Das Vilicher Banner unter der besonderen Führung Bleibtreus bildete gewissermaßen den Mittelpunkt. Man hat nachträglich mancherlei Makel auf die braven Leute zu häufen versucht und sie als eine eigenthümliche Sorte von Freischärlern bezeichnet. Es sind Thatsachen verbreitet worden, welche auf einen all zu großen Kriegs- und Mordeifer derselben gedeutet werden könnten. Sie sollten unter Anderen in der Stille Einzelne, die sie für Franzosen hielten — wie man es nannte — „fortgeblasen" haben.

Stramberg, der Verfasser des rheinischen Antiquars, hat im 8. Bde. III. Abth. besonders den Pächter des Wülsdorfer Hofes Genger scharf angegriffen und ihn der Mordlust gezeiht. Seine Aussagen haben dem Andenken dieses Mannes leider mehr geschadet, als verantwortet werden kann. Betrachte man unbefangen die Sachlage, wie sie war, und das Urtheil wird milder ausfallen. Genger war nach allgemeiner Ansicht ein Mann voll Muth, den er vielfach bewiesen hat, nebenbei besaß er glühenden Haß gegen die Franzosen und große Liebe zu seinem Vaterlande, dessen Befreiung er unter Lebensgefahren fördern wollte. Bleibtreu nennt ihn in seinen Aufzeichnungen, die noch vorhanden sind und mir zugänglich waren, stets den „braven Genger". Er bedauert sehr seinen Tod, die Regierung aber hat Gengers aufopfernde Thätigkeit selbst durch Gunstbezeigungen an seine hinterlassene Familie anerkannt. Bleibtreus Urtheil, der den Verhältnissen näher stand, als Stramberg,

hat jedenfalls mehr Gewicht, als das des Letzteren, welcher der preußischen Bewegung nicht besonders hold gewesen zu sein scheint. Genger hatte den Auftrag, die Verbindung der Franzosen zwischen Oberwinter und Bonn zu verhindern. Um diesen Auftrag auszuführen, stellte er sich auf der Insel Nonnenwerth auf und schoß auf einen nachweislich bewaffneten französischen Vorpöstler, der unverletzt blieb, aber im nächsten Augenblicke auf ihn anlegte und ihn tödtete. Die Franzosen kannten die Lage sehr gut, und es ist fast mit Gewißheit anzunehmen, daß der Vorposten im Anschlage und vorsichtig seines Weges gegangen ist. Von einer Mordlust Gengers kann hiernach also gar nicht die Rede sein. Aehnliche Vorfälle kommen in Kriegszeiten jeden Tag vor und Niemand wirft einen Stein auf einen einzelnen Mann, der in ähnlicher Weise verfährt, oft um sein eigenes Leben zu sichern. Bei Genger ist noch hervorzuheben, daß er zu einer staatlich anerkannten Truppe gehörte, also nicht einmal als marodirender Freischärler betrachtet werden kann. Dies mag als Ehrenrettung des Mannes gelten!

Die Kleidung der Landstürmer war dem unstäten Leben, welches sie führten, angemessen. Um den Rock trugen sie einen breiten Gürtel, aus dem Pistolen drohend hervorschauten; meistens hing auch noch ein wuchtiger Schleppsäbel an demselben. Wer von ihnen in den Besitz von Kanonenstiefeln hatte gelangen können, der stolzierte in ihnen einher. Ein breiter Schlapphut beschattete das meistens im Vollbarte prangende Antlitz. So sahen die Stattlichsten dieser Freischärler aus; die Ausrüstung der Andern richtete sich nach den vorhandenen Mitteln. Ihr keckes Auftreten hat damals jedenfalls dazu beigetragen, den Muth der Bevölkerung zu heben. Auf der Höhe des Drachenfels hat man ihnen später ein Denkmal gesetzt, welches erst in letzter Zeit erneuert wurde. Wenn auch einzelne zweideutige Persönlichkeiten sich unter ihnen befunden haben sollten, welche die günstige Gelegenheit benutzten, um in Feindesland — wie sie das linke Ufer nannten, — Freibeuterei auf eigene Hand zu treiben, so muß man im Ganzen doch zugestehen, daß die Hauptanführer bestens darauf bedacht waren, die Mannszucht unter ihren Leuten aufrecht zu halten. Ein besonderes Verdienst erwarben sie sich dadurch, daß sie den Marodirgelüsten des russischen Vortrabs mit

Festigkeit entgegentraten. Oft brachten sie solche Marodeure gefänglich ein. Nicht immer gelang es ihnen aber, die Bestrafung der Uebelthäter zu erlangen. So hatten sie einmal 49 russische Plünderer abgeliefert, ein von Düsseldorf angekommener russischer Major gab dieselben aber am folgenden Tage frei und erklärte, diese Kosacken hätten den Auftrag gehabt, zu requiriren.

Ueberfall der Vinea domini durch Russen.

Am 10. November ereignete sich ein Vorfall, welcher in Bonn große Aufregung hervorrief. Russische Vorposten, welche sich bereits seit 24 Stunden am rechten Rheinufer auf der Strecke vom Siebengebirge bis zur Siegmündung herumgetrieben hatten, kamen gegen Abend in ein am südlichen Ende des Bonn gegenüber liegenden Oertchens Beuel befindliches Wirthshaus. Dort verkehrten hauptsächlich die Schiffleute, da die frühere Schiffbrücke unweit davon gemündet hatte und sich eine Nachenstation daselbst befand, wo Personen nach der ersten Fährgasse, etwas unterhalb des bekannten Wohnhauses des alten Arndt, übergesetzt wurden. Die Kosacken fanden mehrere Fährleute vor, welche nach dem Bonner Ufer hin auslugten und ihre Aufmerksamkeit besonders auf die frühere kurfürstliche Vinea domini gerichtet hatten. Es war dies damals noch ein niedliches Weinbergschlößchen, bestehend aus einem mehreckigen thurmartigen Gebäude, welches noch jetzt, obgleich mit einem größeren stattlichen Hause verschmolzen, auf der Uferhöhe zu erkennen ist. An das Schlößchen war ein kleines Haus angebaut, zu dem man vom Rheine aus geraden Weges hinauf steigen konnte. Die Franzosen hatten dieses herrschaftliche Besitzthum eingezogen und verpachtet. Ein Bonner Bürger Namens Wahl richtete dort ein Wirthshaus ein, welches vielen Zuspruch fand, weil man von der hochgelegenen Stelle aus das gegenüberliegende flache Ufer weithin überschauen konnte. Aus diesem Grunde hatten die Franzosen schon mehrmals diesen Ort als Signalstation benutzt, wenn sie nach der rechten Rheinseite etwas mittheilen wollten. Unter Anderem war dies, wie früher berichtet worden ist, geschehen bei Gelegenheit des im Jahre 1795 von Preußen mit Frankreich abgeschlossenen Sonderfriedens zu

Basel. Seit dieser Zeit galt die Vinea stets als Beobachtungsstation, als welche sie auch viel benutzt wurde.

Das Gespräch zwischen den Fährleuten und den Kosacken, von denen einige der deutschen Sprache ziemlich mächtig waren, wurde lebhaft, zumal die Ersteren den Rettern des Vaterlandes in patriotischem Eifer tüchtig Wein auftischten. Die Russen überboten sich gegenseitig im Bramarbasiren und prahlten mit Heldenthaten, die sie vollführen wollten. Da machte einer den Vorschlag, nach dem linken Ufer überzusetzen, einen Franzosen zu fangen und denselben hinüberzubringen. Dies fand allgemeinen Anklang, und sofort begab sich ein Dutzend der Anwesenden hinab zum Rheine, um die kecke That auszuführen. Es war bereits nach 7 Uhr Abends und ziemlich dunkel. Ohne Licht steuerten sie unbemerkt über den Strom und gelangten glücklich am Fuße des Weinberges an. Ihr Vorhaben, womöglich einen uniformirten Franzosen abzufassen, schlug fehl, denn die Wirthsstube war bereits leer, da sie mehr bei hellem Tage besucht wurde und Niemand sich gern Abends bei der eingeführten strengen Kontrole außerhalb der Stadt sehen ließ. Die Kosacken schauten ärgerlich durch die Fenster in die erleuchtete leere Stube, bemerkten aber in dem Nebengebäude den Wirth und neben ihm seine Frau, welche am Spinnrade saß und ruhig arbeitete. Ohne Ergebniß wollten die Russen nicht zurückkehren; sie beschlossen deshalb, den Wirth mitzunehmen und drangen in die Stube. Bei ihrem Anblicke wurde die Frau sehr erschreckt und erhob, als sie sah, daß die Eindringlinge über ihren Mann herfielen, ein lautes Geschrei. Ein Kosack schoß sie fluchend mit seinem Karabiner nieder. Der Wirth wurde nun rasch gefaßt und den Abhang hinunter zum Rheine geschleppt, wo er unter Todesdrohungen in den Nachen niedergelegt wurde. So fuhren sie nun wieder hinüber und behandelten den trostlosen Wirth als Kriegsgefangenen. Dieses Ereigniß hängt unzweifelhaft mit einem Handstreiche zusammen, welchen einige Kosacken und Beueler Schiffer in der verwegensten Weise kurz vorher an demselben Abende etwas unterhalb des Schauplatzes dieser That ausgeführt hatten. Um den anrückenden Russen die Gelegenheit zu benehmen auf das linke Rheinufer überzusetzen, waren alle Beueler Nachen von den Franzosen bereits am 31. Oktober mit Beschlag belegt und nach dem Bonner

Ufer geschafft worden, wo sie theils am Rhein=, theils am Josefsthore lagen. Der Oberst der zuerst anrückenden russischen Streifabtheilung, Siliwanow, welcher sich General nannte, um seiner Kolonne ein stärkeres Ansehen zu geben, hatte seine Kosacken angewiesen es zu versuchen, einige Nachen hinüber zu holen. Eilf kühne Schiffer waren bereit bei diesem Wagestücke zu helfen, wenn jedem von ihnen acht Kronthaler als Entgelt gegeben werde. Dieser Betrag wurde ihnen im voraus gezahlt, und so holten sie zwei im Gestrüpp der Siegmündung versteckte leichte Nachen herbei, umwickelten die Ruder, um jedes Geräusch zu verhindern, mit Tuchlappen und steuerten dem Rheinthore zu. Sie kamen glücklich an und brachten vier Nachen mit nach Beuel. Das an diesem Tage herrschende nebelige Wetter war ihnen hierbei zu Statten gekommen, so daß man die That in Bonn nicht bemerkt hatte. Kosacken und Schiffer befanden sich aber nach diesem günstigen Erfolge in der besten Stimmung, um durch einen weiteren ähnlichen Versuch ihrem Werke die Krone aufzusetzen.

Das Geschrei der Frau und der Schuß waren jedoch nicht unbemerkt geblieben; eine Magd lief sofort zur Stadt und meldete bei der Thorwache den Ueberfall. Der Commandant ließ Generalmarsch schlagen und die Sturmglocke läuten, so daß die ganze Stadt in Aufruhr gerieth. Streifwachen wurden das ganze Rheinufer entlang ausgesandt. Wenn man irgend ein verdächtiges Geräusch auf dem Flusse zu bemerken glaubte, so schickte man Späherboote dahin oder richtete einige Kugeln nach der betreffenden Stelle. Der Lärm war jedoch unnütz, denn die Kosacken hüteten sich wohl, zum zweiten Male auf das französische Ufer überzusetzen. An dem Schauplatze der That fanden sich rasch viele Leute zusammen, welche die todte Frau in ihrem Blute liegen sahen und weidlich auf den Uebermuth der Kosacken schimpften. Man hatte in den letzten zwanzig Jahren viele Greuelscenen erlebt; diese That erschien aber Allen als die ruchloseste. Der Volksmund malte sie noch mehr ins Ungeheure aus. Andere dagegen behaupteten, daß ein Fährmann und nicht ein Kosack den Mord begangen habe. Ganz klar ist die Sache nie gestellt worden, da der Mann in dem Tumulte, wobei die Lampe ausgelöscht wurde, die That nicht gesehen hatte und er sofort weggeschleppt worden war. Die Frau lag am folgenden Tage noch an dersel=

den Stelle, wo sie zusammengesunken war, neben dem Spinnrade. Erst drei Tage nachher gelang es der Vermittelung einflußreicher Leute, die Befreiung des in Beuel zurückgehaltenen Mannes zu erwirken, damit er dem Leichenbegängnisse seiner Frau beiwohne. Der Aufenthalt in Bonn war ihm aber durch diesen Unglücksfall verleidet, er ging bald darauf nach Wien, wo er verschollen ist.

Dieser Vorfall erschien den Franzosen wichtig genug, um die weitgehendsten Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen. Die Einwohner der Stadt wurden aufgefordert, eine Bürgerwache zu bilden, welche Tag und Nacht den Dienst an allen Thoren und auf den Straßen zu versehen hatte. Der General St. Germain, welcher überhaupt sehr schroff auftrat, wüthete sehr wegen dieses Ereignisses. Man hatte ihm fälschlich mitgetheilt, es sei Hurrah geschrien worden, was ihn hauptsächlich empörte. Er drohte dem Maire und den Brückenaufsichtern, sie sofort wegen ihrer mangelhaften Wache erschießen zu lassen. Die Verschanzung gegenüber der Siegmündung stellte man wieder her und legte eine starke Besatzung hinein. Alle Kähne wurden unter Aufsicht genommen und an einzelnen Stellen am Rheine mußten stets bewaffnete Leute bereitstehen, um jeden Nachen, der vom anderen Ufer übersetzen wollte, anzuhalten. Sämmtliche Eingänge in die Stadt schützte man durch Pallisaden, und schon um 5 Uhr wurden die Thore geschlossen, so daß jeder Verkehr mit der Umgegend aufhörte.

Es herrschte eine sehr gedrückte Stimmung in der Stadt. Gelegentlich der früher stets mit vielem Pompe begangenen Krönungsfeier (am 4. Dez.) wurde nur ein Gottesdienst im Münster abgehalten. Das frühere kecke Auftreten der französischen Behörden war verschwunden und an dessen Stelle eine Zaghaftigkeit getreten, welche auf die Stimmung der Bevölkerung nicht ohne Einfluß blieb. Es schien eine Ahnung in den Gemüthern aufzudämmern, daß es mit der Herrschaft der Franzosen zu Ende gehe. Viele begannen schon die stille Hoffnung zu hegen, daß nun das alte Kurfürstenthum in neuem Glanze erstehen werde.

Seit diesem Umschlage der öffentlichen Meinung wurde das Volk immer widerspenstiger, das deutsche Bewußtsein erwachte wieder, wenn dasselbe sich auch vorerst auf einen gewissen Lokalpatriotismus beschränkte. Es waren kleine Aeußerlichkeiten, wo-

durch sich die Umwandelung der Geister bekundete. Man grüßte die französischen Beamten nicht mehr, sondern schaute sie spöttisch lächelnd an, erzählte ihnen, daß am anderen Ufer großer Jubel herrsche, weil Preußen und Russen massenhaft dort eingerückt seien, und nur zögernd befolgte man die Befehle der Obrigkeit. Die Stellung der Franzosen wurde mit jedem Tage unsicherer.

Der heftige Widerstand, welchen Napoleon in der am 28. Oktober stattgefundenen Schlacht bei Hanau gefunden hatte, ließ ihn die Unmöglichkeit einsehen, einen festen Stützpunkt am Rhein zu gewinnen. Er konnte sich jedoch nicht entschließen, denselben vollständig aufzugeben und ordnete deshalb an, auf das Schleunigste die beiden Festungen Wesel und Mainz zu verproviantiren. Die Burgemeistereien des linken Rheinufers erhielten am 30. Oktober die Weisung, sofort große Vorräthe an Wein nach Wesel zu schaffen. Vilich sollte unter Anderm 66 Ohm, Obercassel und Königswinter je 96 Ohm liefern. Der letzte Herbst hatte nur geringen Ertrag gebracht, die Vorräthe in den Kellern aber waren verschwindend klein. Von allen Seiten gingen daher Gesuche ein, die Ausschreibung herabzusetzen. Als die Franzosen sich hierauf nicht einlassen wollten, setzten die Weinbauern ihnen überall einen passiven Widerstand entgegen und ließen es auf das Aeußerste ankommen. Da auf dem Landwege die Fortschaffung der Vorräthe wegen der immer näher rückenden Schwärme der Kosacken fast unmöglich war, so sollte sie auf dem Rheine bewerkstelligt werden. Es handelte sich also um die Beschaffung von Nachen. Einen großen Theil derselben hatte die Kommandantur von Bonn nach der linken Rheinseite hinüber holen lassen, die Bauern thaten nun das Ihrige, um die zurückgebliebenen ebenfalls zu beseitigen. Französische Streifwachen erschwerten zwar ein solches Unternehmen, dennoch gelang es einzelnen verwegenen Leuten, mehrere große Kähne fortzuholen und in Sicherheit zu bringen. Hierdurch wurde die Ausführung der Maßregel fast ganz vereitelt. Die Stadt Bonn sollte sich an der Verproviantirung von Mainz betheiligen. Parmentier erbot sich, die Lieferung für 17,000 Franken zu übernehmen, die Municipalität hielt es jedoch für vortheilhafter, den Unternehmer Behr zu beauftragen, dieselbe im Namen der Stadt zu bewerkstelligen.

Die Bewohner des rechten Rheinufers hatten durch die vielen

Truppenzüge viel zu leiden, abwechselnd fanden sich bald französische, bald russische Abtheilungen in den Dörfern ein und brandschatzten. Hierbei kamen viele Mißhandlungen, oft aber auch die spaßhaftesten Auftritte vor, besonders wenn stärkere feindliche Kolonnen plötzlich erschienen und Marodierlustige von wohlbesetzter Tafel forttrieben. Mit der Verpflegung sah es auf beiden Seiten schlecht aus, die Soldaten waren deshalb darauf angewiesen, für sich selbst zu sorgen und thaten dies in der unverschämtesten Weise. Die Russen zeigten sich aber doch gutmüthiger, als die Franzosen. Um den Uebergriffen der Letzteren zu steuern, erließ der Chef des Generalstabes aus Kleve unterm 8. Dezbr. eine strenge Drohung, sich aller Mißhandlungen der Wirthe zu enthalten und vor Allem keine Forderungen außer den feststehenden Rationen zu machen. Die sofortige Verhaftung und harte Strafen wurden für solche Fälle in Aussicht gestellt.

Auf dem Markte und dem Münsterplatze befand sich während der beiden letzten Monate des Jahres stets ein ganzes Feldlager, so daß sogar die gewöhnlichen Märkte vor dem Schlosse von der Fürsten- bis zur Franziskanerstraße abgehalten werden mußten.

Der Verkehr über den Rhein war nach einem Tagesbefehle des Herzogs von Tarent vom 13. Dezbr. für alle Privatpersonen vollständig gehemmt. Man sammelte in Bonn alle Mandate und Quittungen über geleistete Lieferungen, um, wie gesagt wurde, die Regierung in Stand zu setzen, die Vorschüsse zu vergüten. Die Bewohner trauten jedoch diesem Verfahren nicht und verstanden sich nur schwer dazu, die Beläge aus der Hand zu geben. Das Lazarethfieber, welches in Koblenz arg wüthete, brach auch wieder in Bonn aus. Die Franzosen befanden sich in großer Geldnoth, sie verkauften zu immer mehr herabgesetzten Preisen alle früheren städtischen und herrschaftlichen Besitzungen, die bisher keine Liebhaber gefunden hatten. Auf alle Steuern setzte man einen Zuschlag, dieser betrug bei der Grundsteuer auf jeden Frank 21 Cent. 88 d. m., bei der Thür- und Fensterabgabe 26 Cent. 54 d. m., bei der Personal- und Mobilarsteuer 73 Cent. 98 d. m. Glücklicherweise war die Zahlungsfrist bis auf das Ende des Monats Januar 1814 hinausgeschoben worden, die meisten Pflichtigen aber beeilten sich nicht und blieben durch den

baldigen Einmarsch der Verbündeten von dieser Abgabe verschont. Einen gleichen Widerstand setzte die Bevölkerung einer Aufforderung des Präfekten zur Ablieferung aller Schießwaffen, die in irgend einer Weise in Privatbesitz übergegangen seien, entgegen. Für jede wurde eine Taxvergütung von 6—18 Frank versprochen, die Leute hielten es jedoch für nützlicher, sie zu ihrer Vertheidigung zu behalten. Bemerkenswerth ist wie glimpflich die Franzosen diesmal bei der Waffeneinforderung verfuhren. Es wurde nämlich den Bürgern mitgetheilt, sie möchten nur getrost die Waffen einliefern; denn es werde Niemand befragt werden, wie er zu denselben gekommen sei.

XXIV.

Das Jahr 1814.

Blinder Lärm in der Neujahrsnacht. Scharmützel bei Oberwinter. Abzug der Franzosen. Die Erstürmung des Tabaks- und Douanen-Magazins durch das Volk. Ankunft der Russen. Weitere Ausschreitungen des Volkes, lustiger Auftritt der Landstürmer. Umschwung zum Deutschthum.

Die Neujahrsnacht 1814, in welcher Blücher den berühmten Uebergang seines Heeres über den Rhein in der Nähe von Bacharach bewerkstelligte, war mit einer großen Aufregung für die Bewohner des Rheinthales verbunden. Es war Alles aufgeboten worden eines Theils die Franzosen über die Gegend, wo übergesetzt werden sollte, zu täuschen, anderen Theils die Bewohner des rechten Ufers zur allenfallsigen wirksamen Unterstützung bereit zu halten. Die widersprechendsten Gerüchte hatte man in Umlauf gesetzt und sorgte dafür, daß an verschiedenen Stellen die Bewohner der Gegend durch die Sturmglocken und Trommelschlag zusammen berufen wurden, um die Aufmerksamkeit der Franzosen nach scheinbar bedrohten Punkten hinzulenken. Die letztere Maß-

regel hatte man jedoch natürlich geheim gehalten. Zwischen den Führern des Landsturms, Major von Boltenstern und Feldobrist von Hallberg, herrschte damals ein Mißverständniß. Der Erstere wollte den Landsturm vollständig militärisch einrichten, Hallberg aber hatte, wie es häufig der Fall war, seine eigenen Gedanken, die etwas an Romantik streiften, welche er gern zur Geltung bringen wollte. Boltenstern schrieb deshalb an Bleibtreu er möge es versuchen Hallberg zur Nachgiebigkeit zu bewegen, da durch Zwistigkeiten der guten Sache nur geschadet werde. Bleibtreu begab sich nach Siegburg, wo Hallberg, vielleicht in einem Anfalle von Unmuth und um sich zu zerstreuen, im kaiserlichen Hofe einen großen Neujahrsball veranstaltet hatte. Es gelang den Bemühungen Bleibtreus Hallberg vollständig umzustimmen, so daß dieser in recht patriotischer Weise erklärte, er sei bereit seinen Organisationsplan aufzugeben und, wenn Gefahr drohe, allenfalls als gemeiner Wehrmann die Lanze zu ergreifen. In gehobener Stimmung setzten sie sich zu einer Flasche Wein nieder, als gegen 8 Uhr Abends ein Eilbote mit der Nachricht eintraf, der General-Lieutenant Graf St. Priest sei in der vorigen Nacht bei Neuwied über den Rhein gegangen und habe bereits Vorposten bis Linz aufgestellt. Diese Nachricht erschien Bleibtreu wichtig genug, um sofort den Ball zu verlassen und nach dem Rheine zu reiten.

Schon unterwegs bemerkte er auf dem ganzen rechten Rheinufer, soweit der Blick reichte, Signalfeuer auf den Höhen und als er dann bei der Vorpostenkette anlangte, theilte man ihm mit, es sei so eben der Befehl eingegangen Sturm läuten zu lassen. Dies geschah, und binnen kurzer Zeit stürmten die Glocken der ganzen Umgegend. Von allen Seiten sah man die bewaffneten Landstürmer nach den Sammelplätzen eilen. Die stille Neujahrsnacht war mit einem Schlage in ein wildes Treiben umgewandelt worden, Niemand aber wußte worum es sich handle. Man rief nach Bonn hinüber, ob sich der Feind dort sammle, bekam aber keine Antwort, selbst Flintenschüsse erhielten keine Entgegnung. In Bonn verursachten diese Auftritte jedoch große Aufregung, die Wachen am Rheine wurden verdoppelt, man schlug Generalmarsch, keinem Bürger gestattete man den Zutritt zum Werft. Es hieß, die Kosacken seien im Begriff überzusetzen und man erwartete jeden Augenblick den Beginn des Kanonendonners.

Die Landstürmer hatten sich bei diesem Allarm ausgezeichnet bewährt und waren vollzählig erschienen. Sie erfreuten sich in Ermangelung einer anderen Arbeit an der prächtigen Erleuchtung der ganzen Gegend. Selbst auf der Abtei Siegburg und den weiter liegenden Höhen bis zum Westerwalde loderten hohe Feuer durch die dunkle Nacht, die Glocken stürmten und Wachrufe erklangen von allen Seiten. Es soll ein wundervoller Anblick gewesen sein, dessen Bedeutung durch die allgemeine Begeisterung noch gehoben wurde. Zur Abwechselung schossen die Landstürmer auch volle Salven in den Rhein und die Führer wehrten ihnen nicht. Dies vermehrte jedoch die Aufregung in der Stadt. Die Bürger erwarteten angstvoll die Entwickelung der Feindseligkeiten, welche jedoch nicht Statt fand, es war nur ein blinder Lärm. Gegen Morgen vertheilten sich die Landstürmer und kehrten in ihre Heimathsorte zurück. Für die Bewohner Bonns war es aber eine Nacht des Schreckens gewesen. Bereits im Laufe des Tages hatte sich daselbst die Nachricht verbreitet, die Verbündeten hätten bei Neuwied und Andernach den Rhein überschritten. Der nach Koblenz abgefahrene Postwagen war von Oberwinter nach Bonn zurückgekehrt und die Beamten hatten jene wichtige Nachricht mitgebracht, welche natürlich unter der Besatzung die größte Aufregung hervorbrachte. Nach allen in der Umgegend liegenden Truppen und nach Köln wurden Eilboten mit der Bitte um Hülfe abgefertigt, der General Molier ritt auf die benachbarten Höhen, um die Gegend in Augenschein zu nehmen. Der Stadtkommandant hatte sich geäußert, er werde sich in Bonn bis auf den letzten Mann halten. Bei dieser Aussicht auf einen hartnäckigen Kampf entstand große Bestürzung in der Einwohnerschaft. Man räumte die Keller aus, um dort einen Zufluchtsort einzurichten, denn Flucht war unmöglich. Die Furcht wurde glücklicherweise durch eine Estafettennachricht von Köln gehoben, welche die Besatzung anwies, sich bereit zu halten, um den Verbündeten entgegenzurücken. Wirklich langten am folgenden Morgen Truppen und Kanonen an, mit denen der Haupttheil der in Bonn befindlichen Regimenter rheinaufwärts abzog. Der General Albert theilte mit, daß feindliche Vorposten bereits ins Ahrthal gerückt seien. Es wurden Boten als Kundschafter abgesandt, welche bei ihrer Rückkunft diese Thatsache bestätigten.

Der General Sebastiani, welcher von Köln herübergekommen war, befehligte die Truppen. In der Stadt erfuhr man, daß die Verbündeten die Ahrbrücke bei Sinzig besetzt hätten. Die russische Magd einer in Godesberg wohnenden Dame hatte auf einem kleinen Ausfluge Kosacken getroffen und in der Freude ihres Herzens, Landsleute gesehen zu haben, einem als Kundschafter abgesandten Bonner Bürger mitgetheilt, daß sie von einem Kosacken erfahren habe, der Präfekt Doazan und der General Guerin seien aus Koblenz geflüchtet und die Verbündeten über die Moselbrücke gezogen. Diese Nachricht verbreitete sich rasch unter den Einwohnern. Man zweifelte keinen Augenblick, daß die Russen, denen von Moskau aus der Ruf der Unüberwindlichkeit vorausging, siegen würden. Man besprach schon die Maßregeln, welche man anwenden wollte, um den flüchtenden Franzosen den Eingang in die Stadt und in die Häuser zu verwehren. Leider besaßen die Bürger aber nur wenige Waffen. Aengstlich wartete man auf den Kanonendonner, hörte jedoch nur selten ein dumpfes Geräusch, denn der entgegenstehende Nordwind und die Berge waren der Verbreitung des Schalles ungünstig; außerdem herrschte eine schwere Luft.

Die Franzosen waren südlich von Oberwinter auf die Russen gestoßen und es entwickelte sich dort ein größeres Scharmützel, welches erst mit der Dunkelheit abgebrochen wurde. Auf beiden Seiten hatte man wacker gekämpft, die Franzosen behaupteten, den Feind vollständig zersprengt zu haben; sie hielten es aber nicht für gerathen, die neu gewonnene Stellung zu behaupten, sondern kehrten nach Bonn zurück.

Die Bürger hatten nicht gewagt, früh zu Bett zu gehen, und liefen eilig zusammen, als gegen 10 Uhr Abends lauter Trommelschlag von der Godesberger Landstraße her erscholl. Man wußte es schon eine halbe Stunde vorher, daß die Franzosen sich als Sieger betrachteten. Die zurückgebliebene Garnison, den Stadtkommandanten an der Spitze, erwartete sie am Koblenzer Thore und geleitete sie unter Trommelschlag zum Markte. Die Bewohner der an dem Wege liegenden Häuser erhielten die Aufforderung, ihre Fenster zu erleuchten; ebenso war das Rathhaus erhellt, der weite Marktplatz erschien im vollen Lichte. 160 gefangene Russen und 2 Kanonen, welche vor der Rathhaustreppe aufgestellt

wurden, waren die Beute des Tages. Die französischen Beamten hatten sich besonders zahlreich eingefunden, ihre Freude über den gewonnenen Sieg war so groß, daß ein Receveur mit ausgebreiteten Armen auf eine Kanone losstürzte, sie umarmte, küßte und laut „vive l'Empereur!“ rief. Nach ihm kletterte der Stadtkommandant mühsam über die Speichen des Lafettenwagens auf das andere Geschütz, stellte sich breitspurig über die Kanone hin, wobei ihm ein Artillerist mit einer Stalllaterne leuchtete, und wiederholte den Ruf, in welchen die Truppen einstimmten. Die Bürger hielten sich jedoch verdrossen im Hintergrunde und schwiegen. Viele Verwundete kamen noch während der Nacht an und wurden in den Lazarethen untergebracht.

Dieser Erfolg hatte das Siegesgefühl der Franzosen jedoch wenig gehoben, denn sie dachten mehr an Vertheidigung, als an den Angriff. Am folgenden Morgen wurden alle Kassenbeamten angewiesen, ihre Bücher auf dem Rathhause abzuliefern; die Bürger mußten alle Transportmittel zur Verfügung halten, um die Beamten fort zu schaffen. Die Landstraße von Godesberg ließ der Ingenieur-Lieutenant Solier in der Nähe der ersten Fährgasse durchstechen, um von dem dort fließenden Bache die Stadtgräben zur allenfallsigen Vertheidigung mit Wasser füllen zu können. Dieses geschah am 6. Januar. Die Verbündeten hielten zu dieser Zeit noch Sinzig besetzt, während die Franzosen in geringer Anzahl sich bei Oberwinter verschanzt hatten.

Am folgenden Tage erhielten die Letzteren Verstärkung durch Jäger, Kürassiere und Infanterie-Abtheilungen, welche gegen 11 Uhr Vormittags von Bonn dorthin abmarschirten. Sie konnten sich jedoch nicht halten, denn die Kosacken schickten Streifzüge in das Ahrthal hinauf bis Ahrweiler und drohten, sie von dort über das Vorgebirge zu umgehen. Eine von Bonn nach Meckenheim abgesandte Kolonne von 25 Mann fand in letzterem Orte nur eine schwache Besetzung von 30 Infanteristen vor. Diese kehrten sofort sämmtlich nach Bonn zurück, da sie den stündlich anwachsenden Truppen der Verbündeten gegenüber ihre Stellung als unhaltbar erkannten. In Bonn sahen die Franzosen sich der Gefahr der Gefangennehmung ausgesetzt; der größte Theil der Truppen mit der Besatzung der Rheindorfer Schanze zog es daher vor, am 10. Januar mit den Kanonen nach Köln abzurücken.

Einen kleinen Rest von Kanonen mit wenigen Leuten brachte man zwar noch nach der halb aufgegebenen Verschanzung, es war aber keine Aussicht vorhanden, dieselbe zu halten, denn am anderen Ufer sammelten sich immer mehr Truppen der Verbündeten an, welche den ganzen Strich vom Siebengebirge bis zur Siegmündung abstreiften und häufig mit den Franzosen über den Rhein Kugeln wechselten, allerdings ohne großen Schaden anzurichten.

Die nach Remagen beorderten Truppen marschirten am 12. Januar rheinabwärts durch Bonn, es war somit keinem Zweifel mehr unterworfen, daß sie ihre Stellung oberhalb ganz aufgegeben hatten. Der General Jacquemot forderte die Kreis- und Kassenbeamten auf, sich sofort zur Abreise zu rüsten, und an demselben Tage traten sie bereits zur Freude aller Einwohner die Flucht nach Köln an. Zwanzig Karren standen bereit, um das Lyceum ebenfalls über Düren nach Belgien fortzuschaffen. In der Eifel hatten sich, wie man hörte, die Bauern in hellem Aufstande erhoben und sich jeder Steuerzahlung widersetzt.

Die Reihen der Franzosen lichteten sich immer mehr in Bonn; ganz still zogen sie bei Nacht und Nebel ab, eine Besatzung war nicht mehr vorhanden, nur durchziehende Abtheilungen belebten die Straßen und suchten die Einwohner in Schranken zu halten, was ihnen auch gelang, denn man wußte nicht wie viele noch nachfolgen würden. Die Franzosen zogen mit geladenen Gewehren ihres Weges, einige Regimenter waren dabei so vorsichtig, daß sie dicht an den Häuserreihen herschlichen und die Mündungen der Gewehre nach den gegenüberliegenden Fenstern richteten, während sie die eigentliche Straße frei hielten. Zeigte sich ein Kopf am Fenster, so legten sie darauf an, so wenig trauten sie den Bürgern. Es wagte sich selbstverständlich keiner der Letzteren auf die Gasse hinaus.

In der denkwürdigen Nacht vom 13. zum 14. Januar 1814 herrschte ein unheimliches Treiben in der ganzen Stadt. Den Einwohnern war die Weisung zugegangen, sich zu Hause zu halten; die Franzosen wagten nicht einmal eine Beleuchtung der Fenster zu fordern. Pferdegetrappel, Wagengerassel, lärmende Stimmen hörte man überall. Mit Stall- und anderen Laternen versehene Männer eilten über die Straßen, weinende Frauen standen bei ihrer Habe, die hier und da auf die Wagen geladen wurde. Ver-

mummte Kinder harrten in der kalten Winternacht der Abfahrt. Ab und zu dröhnte ein Schuß durch die Straßen oder vom Rheine her und brachte Verwirrung bei Freund und Feind hervor. Der letzte Rest der hier ansässigen Franzosen und das Lyceum unter Anführung seines Provisors Godard traten auf Nimmerwiedersehen die Flucht an, wenige Truppen begleiteten sie. Es sollen höchstens 100 Soldaten dabei gewesen sein, nur wenige Chasseure blieben zurück. Tages vorher hatten auch die verhaßtesten französischen Beamten, 60 Dauaniers mit ihren Familien, welche sich in Poppelsdorf angesammelt hatten, die Gegend verlassen. Auch ihnen folgte kein Segensruf nach.

Als am Morgen des 14. Januar bei Tagesanbruch die Bürger die Luft für rein hielten und auf die Straße zu treten wagten, herrschte überall Grabesstille. Am Hof (vor dem Schlosse und neben dem Eingange zum Lyceum) lag ein zertrümmerter Wagen, er war unter der Last der darauf verpackten Kisten zusammengebrochen und man hatte ihn einfach in die Ecke geschoben. Es war ein Bild der hoffentlich für ewige Zeiten zerschmetterten Herrschaft der Franzosen am Rheine. Häuflein Stroh und Heu, welches zum Verpacken benutzt worden war, hatten die Franzosen überall als Zeugen ihrer Abfahrt auf den unreinlichen Straßen zurückgelassen. Den Bürgernerf chien diese Ruhe, wenn auch etwas unheimlich, aber doch sehr wohlthuend, sie athmeten tief auf, als wenn ihnen eine schwere Last von den Herzen abgewälzt wäre.

Zwischen 9 und 10 Uhr Morgens traf eine Abtheilung Chasseure zu Pferde von Godesberg ein und ließ drei Mann bei den Pallisaden am Coblenzer Thore zurück. Diese blieben mit der Pistole in der Hand dort stehen, während die letzte Kolonne durch die Stadt zum Kölnthore zog. Ihr schlossen sich die wenigen französischen Soldaten, welche sie bereits marschfertig auf dem Markte erwarteten, an. Unter den Letzteren befanden sich mehrere, welche seit längerer Zeit bei Bürgetn im Quartier gelegen hatten. Ihre Wirthe hatten sie auf den Markt begleitet, sie drückten sich auch wohl gegenseitig die Hand und die Franzosen riefen zum Abschiede: „à revoir“. Wenn die Deutschen auch: „Ja wohl, auf Wiedersehen“ — antworteten, so lebte doch gewiß in Keinem der Wunsch, die Abziehenden im Gefolge von Kanonen recht bald

auf den heimischen Fluren wieder zu erblicken. Die Infanteristen, welche außer den Chasseuren die letzte abziehende Truppe bildeten, sahen ziemlich zerlumpt aus. Ein alter greiser Offizier machte den Schluß; sein lahmes Pferd führte ein Mann neben ihm am Zügel. Diese Erscheinung ist allen Zuschauern damals im Gedächtnisse geblieben. Es war der letzte französische Stadtkommandant von Bonn.

Die Erstürmung des Tabaks- und Douanen-Magazins.

In der Stadt hatte sich schon seit 7 Uhr Morgens, wo die Abfahrt des Lyceums und der letzten Einquartirungstruppen erfolgt war, allmälig ein reges Leben entfaltet. Leute, welche derselben zugeschaut hatten, berichteten, die Franzosen seien zwar vorsichtig und langsam durch die Straßen gezogen, der Stadtkommandant habe nach allen Fenstern ausgeschauet, und wenn er Leute bemerkte, freundlich den Hut gelüftet und mit den Händen zum Abschiede gewinkt, kaum aber vor dem Thore angelangt, sei eine gewaltige Verwirrung eingetreten. Ein Jeder habe dem Andern einen Vorsprung abgewinnen wollen, und so sei der Zug wie eine wilde Jagd die Anhöhe hinauf dahin gebraust. Auf einen Fuhrmann, welcher zögerte weiter zu fahren, hatte ein Chasseur die Pistole unter der Drohung, ihn sofort nieder zu schießen, wenn er nicht seine Pflicht thue, angelegt. Die Furcht vor den Franzosen war wirklich seit der langen Zeit ihrer gewaltthätigen Herrschaft so tief in den Herzen der Einwohner eingewurzelt, daß der Muth ihnen gegenüber sehr geschwunden war. In tausend Beispielen hatte man es erlebt, daß ein Widerstand bei den Wechselfällen des Krieges stets die bittersten Früchte getragen. Wer könnte wissen, ob die jetzt flüchtenden Franzosen nicht am folgenden Tage mit verstärkter Macht zurückkehrten? Erst allmälig brach sich an jenem Morgen ein gewisses Sicherheitsgefühl Bahn, als der anständigere Theil der Bürgerschaft sich auf die Straße wagte und sich deren Ansicht von der Lage der Dinge unter dem niederen Volke, das zuerst auf den Beinen war, verbreitete. Als das letztere in den besseren Bürgern einen Hinterhalt zu haben glaubte, da warf es alle Zaghaftigkeit ab. Besonders die Bewohner der sogenannten „Sandkaule", eines damals übel beleumundeten Stadtviertels, überboten

sich bald in Zügellosigkeiten aller Art. Sie hielten die Gelegenheit für günstig, als Erben der allenfallsigen Hinterlassenschaft der Franzosen einzutreten. Unter Absingung von Spottliedern „auf den Coujon Napoleon" zogen sie, mit Knitteln, theilweise auch mit Aexten bewaffnet, durch die Straßen. Gegen 8 Uhr entwickelten sich schon an vielen Stellen großartige Prügeleien, denen Niemand steuerte, da ein Jeder es für besser hielt, diese Raufbolde sich untereinander austoben zu lassen. Endlich fanden sie ein angemessenes Feld ihrer Thätigkeit. Ein Schiffer hatte ihnen den Rath ertheilt, die Pallisaden und Baracken vor den Thoren wegzuräumen. Der Holzmangel war damals sehr groß, weshalb dieser Vorschlag allgemeinen Anklang fand.

Die stärkste Verpallisadirung war am Koblenzer Thore angebracht. Vor dem sogenannten Alten Zoll, einem alten Bollwerk am Rheinufer, standen zwei Reihen Holzpfähle, welche nur einen schmalen Durchgang frei ließen. Auch das Thor, wo sich der Eingang in den westlich gelegenen Hofgarten befindet, war versperrt; ebenso hatte man den Stadtgraben, welcher dort von Süden mündete, durch tiefeingerammte Holzpfähle geschützt. Nur eine Wagenbreite war für die Landstraße von Koblenz freigehalten, doch war es durch eine ungefähr 20 Schritte weiter angebrachte zweite Pallisadenreihe ermöglicht, auch diesen Zugang nöthigen Falles zu vertheidigen. Hunderte von mächtigen Balken lagen noch aufgeschichtet zur Seite. Hier gab es also viel Gelegenheit zum Arbeiten, und sie wurde redlich benutzt, um für den kalten Winter einen Holzvorrath einzuheimsen.

Wie sich erwarten läßt, machte sich der Eigennutz bei dieser Arbeit mit all seiner Ungeschliffenheit im höchsten Maße geltend. Unter Schimpfen, Flüchen und Püffen suchte Jeder einen Balken zu erobern, und wer so glücklich gewesen war, einen solchen zu erhalten, zog eilig mit demselben ab, wobei es an Kopfstößen nicht fehlte, die zu manchen spottenden Witzworten Veranlassung gaben. Der angeborene rheinische Humor gewann jedoch bald die Oberhand und es kam eine gewisse Ordnung in die lärmende Thätigkeit. Die freiliegenden Balken waren binnen kurzer Zeit fortgeschleppt, man gab sich deshalb daran, die eingerammten Pfähle durch Schläge mit dem stumpfen Ende der Aexte zu lösen, denn man wollte sie nicht oberhalb der Erde abhauen. Als diese

Arbeit im besten Gange war, wurde sie plötzlich durch einen unbequemen Zwischenfall unterbrochen. Eine Menge lärmenden und schreienden Volkes, unter welcher sich viele Bauern beiderlei Geschlechts befanden, kamen eilenden Laufes auf der Koblenzer Landstraße nach der Stadt zu gelaufen und verkündeten, daß ein ganzes Regiment französischer Chasseure im Anzuge sei. Es war dies die vorstehend erwähnte Kolonne. Diese Nachricht verbreitete großen Schrecken unter den Anwesenden, von denen Viele nach Hause eilten. Die Muthigsten wollten sich freilich Anfangs nicht stören lassen und prahlten, den Zugang zur Stadt vertheidigen zu wollen. Als aber kurz darauf ein schmetternder Trompetenstoß sich hören ließ, wandten sich Alle rasch zur Flucht. Einige Verwegene zogen sich hinter die noch stehenden Pallisaden auf den alten Zoll zurück und berechneten ganz richtig, daß die Franzosen keine Zeit haben würden, abzusitzen, und daß sie mit den Pferden ihnen nicht nachfolgen könnten. Dort stellten sie ihre Aexte in die Ecken und erwarteten neugierig den Feind.

Durch die Spalten zwischen den Pfählen bemerkten sie, daß es eine Abtheilung von ungefähr 150 Mann war, die einen Augenblick anhielt und sich das Zerstörungswerk besah. Ein Jeder trug eine Pistole zum Anschlage bereit in der Hand. Sie zogen durch das Thor und ließen die drei letzten Leute als Wache an dem Eingange zur Stadt zurück. Diese ließen Keinen passiren. Kaum war die Colonne ungefähr 5 Minuten fort, als sich einige Verwegene bereits hinter der Verschanzung hervorwagten, aber ohne ihre Waffen. Sie erkundigten sich bei den noch immer von der Landstraße her nachstürmenden Leuten, ob noch Franzosen nachkämen, und als dies verneint wurde, holten sie getrost ihre Aexte hervor und hieben zuerst wie zum Scherze gegen die Pallisaden. Die drei Chasseure, welchen die Lage auch nicht sehr behaglich vorkommen mußte, erhoben keinen Einspruch und so war die Zerstörungsarbeit bald wieder im besten Gange.

Die Wachen wurden von der Stadt und Landseite arg bedroht, so daß sie es für gerathen hielten, den Platz zu räumen. Sie galoppirten nicht ihrem Corps nach, sondern bogen in die erste Straße, die Voigtsgasse, neben dem jetzigen Oberbergamte, ein, und stürmten über das Werft in der Richtung nach Köln zu weiter. Am Ende der Stadt wandten sie sich neben dem dort

befindlichen Schänzchen dem Kölnthore zu, wo sie sich bald mit ihrer Abtheilung vereinigten.

Auf dem Alten Zoll befanden sich um diese Zeit viele Leute jeden Standes und Alters und beobachteten neugierig die Vorgänge am anderen Rheinufer. Es schienen sich dort wichtige Begebenheiten vorzubereiten, denn es handelte sich darum, den seit längerer Zeit gehemmten Verkehr zwischen den beiden Ufern des Stromes wieder zu eröffnen. Dies war das beste und erste Friedenszeichen. Der Rhein trieb schwach mit Eis. Durch mitgebrachte Fernröhre sah man bewaffnete Landstürmer in der Nähe eines großen Kahns gruppirt und wollte den Eremiten von Gauting deutlich darunter gewahren. Mehrere Mann stiegen ein, die Kette wurde gelöst und der Kahn stieß ab. Ein kühner Beueler Schiffer Josef Körber, damals bekannter unter dem Namen Wasems Jusef, der schon im österreichischen Feldzuge manches Wagestück gemacht und sich als Freiwilliger zur Rekognoscirung mit Thiebes und einem paar anderen Schiffern angeboten hatte führte sie an. Derselbe war ein verwegener Schmuggler, sonst aber ein tüchtiger, gutmüthiger und patriotischer Mann. Ein halbes Jahr vorher war er einmal in seinem Nachen auf die linke Rheinseite übergesetzt und von sechs Franzosen angegriffen worden. Mit einem schweren Seile hatte er sie jedoch zu Boden geschlagen und war glücklich wieder in seinen Nachen gelangt. Eine Salve wurde ihm nachgesandt, sein Dreimaster flog ihm von Kugeln zerfetzt vom Kopfe, er selbst aber gelangte unversehrt an das andere Ufer. Seit diesem Vorfalle hatte er es nicht mehr gewagt überzusetzen, jetzt aber wollte er um so weniger zurück bleiben, denn er hatte ein amtliches Schreiben des Unterbanners in der Tasche, worin er als Parlamentair erklärt war mit der Bemerkung, daß jede nicht militairische Behandlung dieser Wehrmänner mit Repressalien an französischen Gefangenen (deren nebenbei gesagt übrigens gar keine vorhanden waren) erwidert werden solle. Ihr Anblick verursachte einen großen Jubel; auch unten auf dem Rheinwerft hatte man die Thätigkeit der Leute am anderen Ufer mit Spannung verfolgt. Ein tausendfacher begeisterter Zuruf ertönte von allen Seiten; die Leute auf dem Alten Zoll umarmten und küßten sich, im nächsten Augenblicke aber stürmten sie alle von dort fort und eilten zum Rheine. Der Kahn näherte sich unter den kräf-

tigen Ruderschlägen rasch dem Bonner Ufer. Mit lächelnder Miene beobachteten die Insassen einen Diener des Gesetzes, den Polizeisergeanten Pfaff, unter der Menge am Ufer, welcher mit beiden Armen die Zuschauer vom Landungsplatze abhalten wollte. Da landete der Kahn und Pfaff erhob drohend seine Rechte nach dem Nachen zu, wobei er rief: „Im Namen des Gesetzes arretire ich Euch!" Das Volk lachte hell auf, aus der Mitte des Bootes aber erhob sich ein bewaffneter Mann, in welchem man den Eremiten von Gauting erkannt haben will. Derselbe richtete die Mündung seiner Pistole auf den Diener des Gesetzes, welcher die Lage der Dinge noch nicht begriff und rief: „Im Namen des Landsturmes schieße ich Dich, Pfaff, über den Haufen, wenn Du das Maul nicht hältst!"

Seine Begleiter erhoben sich gleichfalls und schrieen ein donnerndes Hurrah! in die versammelte Menge. Es war das erste Mal, daß dieser den Russen eigenthümliche Schlachtruf an dem Ufer des Rheines bei Bonn frei und laut ertönte, und er fand allgemeinen Anklang. Die ganze Volksmenge stimmte in den brausenden Jubelruf ein und immer wurde derselbe wiederholt. Der arme Pfaff wurde vom Ufer fortgezerrt und verschwand, zerzaust und ohne Säbel, hinter der aufgeregten Menge.

Die Landstürmer hatten sich bald vergewissert, daß keine französischen Truppen mehr in der Stadt seien, sie fanden also kein Feld für ihre Thätigkeit und meinten ein Anrecht auf einen guten Schoppen zu haben. Von einer großen Volksmenge begleitet, die durch Zuzug aus der Stadt und von der anderen Rheinseite noch immer mehr verstärkt wurde, begaben sie sich nach dem städtischen Krahnen, einem unweit der Landungsstelle gelegenen Wirthshause. Dort wurden die Flaschen aufgepflanzt, und der erste Gruß galt dem deutschen Vaterlande, welches jetzt einem neuen Leben entgegenging. Der Ruf: „Hurrah Deutschland!" erklang unausgesetzt, der Lärm wurde immer größer.

Da soll ein Landstürmer, um dem Volke einen Ableitungsweg zu zeigen, vorgetreten sein und gesagt haben: „Leute, geht doch zum Tabaksmagazin, dort könnt Ihr euch freien Tabak holen!"[1])

1) Der Unterbanner Bleibtreu erwähnt in seinen Aufzeichnungen aus jenen Tagen die Theilnahme Hallbergs an diesem Zuge nicht, von sehr glaubwürdigen Augenzeugen ist mir jedoch überstimmend berichtet worden, daß ein

Das Volk ließ sich die Aufforderung nicht zweimal sagen; unter donnerndem Hurrah wandten sie sich ab, um zum Viereckplatz zu eilen, wo sich das Tabaksmagazin in dem Hause der jetzigen Georgi'schen Universitäts-Buchdruckerei befand. Merkwürdigerweise war das Gerücht, daß die Plünderung der reichlich dort aufgespeicherten Vorräthe freigegeben werden solle, schon geraume Zeit vorher verbreitet worden. Es hatten sich daselbst Auftritte entwickelt, die werth gewesen wären, durch den Pinsel eines Hogarth aufbewahrt zu werden.

Mancher mag die letzten Tage vorher mit stiller Sehnsucht nach dem großen, fest verschlossenen Hause hingeschaut und sich im Geheimen darüber gefreut haben, daß gar keine Anstalten getroffen wurden, die vielen Tabakrollen und Fässer, welche darin lagen, fortzuschaffen. Der Tabak war damals eine um so kostbarere Waare, als sein Preis durch das Monopol sehr hoch stand, und Viele sich deshalb gezwungen sahen, auf den Genuß desselben fast ganz zu verzichten. Der Wunsch, nach dem Abzuge der Franzosen bei einer allenfallsigen Vertheilung des fremden Eigenthums nicht leer auszugehen, wurde allgemein gehegt. Jetzt war das gehoffte Interregnum eingetreten und vorläufig Keiner Herr im Land; da galt es also, rasch bei der Hand zu sein. Schon vor 9 Uhr Morgens bildeten sich auf dem Viereckplatze hier und da Gruppen von Leuten, die sich unter lebhaftem Geberdenspiele über wichtige Sachen zu berathen schienen. Sie schauten nach den Fenstern aus, ob sich Niemand hinter denselben zeige, der möglicherweise eine Pistole in der Hand halte und drohe, aber es zeigte sich kein Leben im Hause. Während der Nacht wollte man noch Licht darin gesehen haben, die zuletzt abgerückten Einquartirungstruppen hatten sich wahrscheinlicherweise ihren Rauchbedarf für die Reise geholt und die Hausschlüssel mitgenommen.

---

höherer Offizier des Landsturmes und als solcher wurde Hallberg genannt, diese Fahrt mitgemacht habe. Möglich ist es, daß derselbe mit einem zweiten Nachen übergesetzt ist. Die Antwort und Drohung an Pfaff wird von Bleibtreu dem Schiffer Wasems Jusef in etwas anderer aber ähnlicher Fassung in den Mund gelegt. Bleibtreu war bei der Landung in Bonn nicht zugegen. Da ich nicht im Stande bin die Differenz aufzuklären, so halte ich im Interesse der Wahrheit es für geboten, diesen Bericht ebenfalls hier zu erwähnen.

Man klopfte an die Thür, und als noch Alles still im Hause blieb, polterte man ärger. Schließlich versuchte man es mit einigen Axtschlägen, und es dauerte nicht lange, bis die Füllung eines Thorflügels, welche eine kleine Thür bildete, zusammenbrach. Vorsichtig steckte Einer den Kopf durch die Oeffnung, und als er keine Kanonenmündung und keine Artilleristen mit brennender Lunte sah, da kroch er keck hindurch auf den Hausflur. Ihm folgte eine Menge Leute nach; diese schöpften das Fett von der Suppe. Sie hatten reiche Auswahl und konnten sich schon im Hausflur mit Tabaksrollen, Rauch- und Schnupftabak von den besten Sorten genügend versehen. Wer seine Ladung erlangt hatte, der kroch gemächlich wieder durch das Loch auf die Straße und brachte sie in Sicherheit. Aus den benachbarten Häusern kam immer größerer Zuzug, alte und junge Leute, Bürger- und Bauernmädchen gingen denselben Paß, und es herrschte viel lustige Ordnung. So dauerte es ungefähr zwanzig Minuten, da näherte sich vom Rheine her ein arger Lärm. Es waren die Leute, welche am Krahnen erfahren hatten, daß sie das Tabaksmagazin plündern dürften. Zu ihrer großen Verwunderung sahen sie das Werk schon im besten Gange. Es waren viele rohe Leute unter den Neuangekommenen. Ihre erste Sorge bestand darin, den Zugang zu erleichtern. Ihren Axtschlägen wich der noch erhaltene Theil des Thores, und nun fluthete die Menschenmenge, sich selbst bald den Weg versperrend, in das Haus hinein. Um alle Ordnung war es jetzt geschehen.

Das Haus, welches aus drei Stockwerken besteht, ist in seiner damaligen Einrichtung noch fast vollständig erhalten. Von dem gepflasterten Hausflur führt rechts eine breite Treppe in die oberen Räume. Zur Linken liegt diese Treppe frei, rechts ist neben derselben eine dünne Fachwand aufgeführt, in welcher sich zwei Fensteröffnungen befinden, durch welche man auf den eigentlichen inneren Hausflur sieht. Die Treppe ist sehr fest gebaut, denn sonst wäre sie sicher unter diesem gewaltigen Menschenandrange zusammengebrochen. An den Frontbau schließt sich nach der Rheinseite zu ein gleich hohes Querhaus, welches damals auf einen ziemlich großen Binnenhof und Garten mündete. Im Erdgeschoß und den höheren Stockwerken befinden sich viele weite, untereinander in Verbindung stehende Räume, die einen Theil

des wohlgeordneten sehr bedeutenden Tabaksvorraths hoch aufgestapelt enthielten, aus welchem die Agenten des Departements ihren Bedarf bezogen. Unten waren einige kleinere Zimmer als Wohnung für Beamte eingerichtet, welche jetzt leer standen, nur ein Paar hoher, kräftiger Mannsstiefel hatte Jemand dort zurückgelassen. Rasch entschlossen eilte ein Mädchen darauf zu, zog sie an und gelangte damit, wenn auch etwas schwerfällig, glücklich wieder in's Freie.

Ein Stößer aus der Wrede'schen Apotheke, ein äußerst verwegener und kräftiger Mann, welcher auch die Füllung der Thür eingeschlagen hatte, geberdete sich oben auf der Treppe als Ordnungshalter und wollte dem Volke den Zugang wehren; von vielen kräftigen Fäusten wurde er jedoch zurückgedrängt, und unaufhaltsam vertheilten sich die Anstürmenden auf die Räume. Kein Geselle in der Stadt war zu Hause geblieben, sobald sich die Kunde, daß das Tabaksmagazin geplündert werde, verbreitet hatte. Bauern und Landmädchen kamen massenhaft heran, die Bewohner der Sandkaule aber waren alle, und zwar mit Frauen und Kindern, erschienen. Eine Bauerndirne, welche mit einem Milchwagen zur Stadt gekommen war, ließ ihr Gefähr in der Hundsgasse an der Ecke des Viereckplatzes stehen und eilte hin, um auch die Gelegenheit zum freien Tabakserwerb zu benutzen. Das kräftige Mädchen wußte sich auch durchzuarbeiten und gelangte glücklich in einen Parterreraum zu einem vollen Fasse. Sie sammelte mit Anderen fleißig und hatte ihre Schürze fast gefüllt, da wird sie von kräftigen Fäusten kopfüber in das Faß gestülpt, worüber natürlich allgemeiner Jubel ausbrach. Mit Mühe wurde sie wieder hervorgezogen, während der gesammelte Tabak zur Erde fiel und von der Umgebung aufgelesen wurde. Das beschämte Mädchen stürzte ohnmächtig zusammen und mußte in ein benachbartes Haus getragen werden. Als die Arme wieder zu sich kam und nach dem Wagen ausschaute, war derselbe verschwunden und ist auch nicht wieder zum Vorschein gekommen; es hatte ihn gewiß Jemand zum Fortschaffen seiner Beute benutzt. Viele Mädchen und Kinder lagen mit zerfetzten Kleidern auf dem offenen Platze und Niemand kümmerte sich um sie. Einzelne Männer, welche die Rocktaschen voll Tabak hatten, waren froh, wenn sie mit Verlust der Rockschöße endlich glücklich aus dem

Gedränge wieder ins Freie gelangt waren. Auf der Treppe herrschte der ärgste Lärm, die Menschenmenge stockte dort so sehr, daß Niemand weder hinauf noch hinunter kommen konnte. Angstrufe ertönten von allen Seiten. Das Gedränge war so stark, daß Viele, die eine Tabaksrolle glücklich erbeutet hatten, nicht im Stande waren, dieselbe festzuhalten, und es vorzogen, sie durch die Treppenfenster den unten Stehenden auf die Köpfe zu werfen, wodurch die größte Verwirrung entstand.

Ein Schlosser, welcher Oefen in das Magazin geliefert hatte und um sein Eigenthum besorgt war, schickte sein Dienstmädchen ab, um sich nach den Verhältnissen umzusehen. Als das muthige Mädchen sich glücklich bis vor das Haus durchgearbeitet hatte, hörte es laut aus einem Fenster des oberen Stockwerks rufen: „Platz gemacht!“ In demselben Augenblicke wurde ein großer Ofen durch das Fenster geschoben und auf die Straße geworfen, wo er zerschellte. Andere Möbel folgten ihm nach, glücklicherweise wurde jedoch kein Mensch verletzt. Als die oben befindlichen Leute einsahen, daß es unmöglich sei, ungefährdet hinunter zu kommen, stellten sie sich in die Tabaksfässer und warfen die gefüllten Packete durch die Fenster auf den Platz, wo sie aufgefangen und theilweise auseinandergerissen wurden, ehe sie den Boden berührten. Ueberall niesten die Leute von den unfreiwillig erhaltenen Prisen. Es war wie ein lustiger dicker Tabaksschauer, wobei auch manches Fenster klirrend zerbrach.

Der Magistrat war während dieser Zeit rathlos auf dem Stadthause versammelt. Einige Mitglieder hatten es versucht, nach dem Viereckplatze zu gehen und das aufgeregte Volk zur Ordnung zu mahnen, sie waren aber höhnisch verlacht worden, und kopfschüttelnd kehrten sie zurück. In der Stadt war mittlerweile allgemein das Gerücht verbreitet, es seien bereits viele Personen erdrückt und lägen todt im Garten des Tabaksmagazins. Glücklicherweise war dies jedoch nicht der Fall, denn es hat Niemand bei diesem Unfuge sein Leben eingebüßt, obgleich Viele Beulen und zerfetzte Kleider davontrugen. Prügeleien fielen auch auf dem Platze vor; sie entstanden hauptsächlich dadurch, daß die städtischen „Rabauen“, wie man das roheste Volk nannte, den Bauern keinen Antheil an dem Raube gönnen wollten. Wo man einen solchen sah, der Tabak besaß, da fiel man über ihn her,

nahm ihm seinen Reichthum ab und prügelte ihn durch. Man rief den Landleuten zu, sie sollten das Tabaksmagazin in ihrem Dorfe plündern, in Bonn hätten sie nichts zu suchen.

Eine Stunde hatte dieser arge Tumult, welcher die ganze Stadt in Aufruhr gesetzt und mancherlei Besorgnisse unter dem ruhigeren Theile der Bürgerschaft hervorgerufen hatte, bereits gedauert. Es war gegen 11 Uhr Morgens; alle Straßen rochen nach Tabak, denn selbst kleine Jungen sah man stolz dahinziehen und aus thönernen Pfeifen von dem „billigen" Kraute rauchen. Da ertönte plötzlich von der nahen Hundsgasse der Ruf: „Die Russen kommen!" Es zeigte sich wirklich am Ausgange des Viereckspatzes ein Mann auf einem Schimmel und neben ihm ritten einige Kosacken. Der Erstere wurde bald als ein einheimischer Reitlehrer Namens Meyer erkannt, der den Feldzug in Rußland mitgemacht hatte und etwas Russisch verstand. Als stattlicher Reiter war er auch zur kurfürstlichen Zeit oft dazu verwandt worden, bei Festzügen vorzureiten. Er war deshalb von dem Magistrate aufgefordert worden, die Kosacken zu begleiten. Auf den ersten Blick erkannten diese, daß sie gegen die versammelte Menschenmenge mit Gewalt nichts ausrichten konnten, und hielten sich deshalb zurück; Meyer versuchte es jedoch, zum Tabaksmagazine vorzudringen und redete die Leute an. Diese aber ballten sich so fest um das Pferd, daß dasselbe wie festgewurzelt da stand und heftig zitterte. Vorsorglich waren einige der Umstehenden dem Thiere noch in die Zügel gefallen und hielten es fest, Andere machten es ähnlich mit dem Schweife. Alle schrieen durcheinander, man verstand nichts, was gesagt wurde. Fast zwanzig Minuten befand sich der Reitlehrer, welcher unbewaffnet war, in dieser ängstlichen Spannung. Die Kosacken hatten sich entfernt. Da erscholl auf einmal wiederholt ein lauter Hurrahruf aus der Ferne und ein Schuß erdröhnte von einer dem Markte zu gelegenen Straße. Viele Stimmen riefen zu gleicher Zeit: „Die Russen kommen! — sie sind da!" Eine ungeheuere Verwirrung zeigte sich plötzlich auf dem weiten Platze. Alles strebte den auf den Rhein mündenden Straßen zu, die Leute stürzten vielfach übereinander und bildeten Knäuel, die sich schwer entwirrten.

Vom westlichen Ende des Viereckspatzes rückte eine Abthei-

lung von ungefähr 40 Kosacken heran, die sich, theils von Muffendorf bei Godesberg, theils von Meckenheim kommend, in Bonn zusammengefunden hatten. Schritt vor Schritt ritten sie lautlos bis vor das Thor des Tabaksmagazins, trieben die Leute vor sich her und faßten Stellung. In wenigen Minuten war der weite Platz menschenleer, in dem Hause herrschte aber noch ein arger Lärm. Sobald die darin Befindlichen die Veränderung des Schauplatzes sahen, suchten sie auf den fußhoch mit Geräthen und zertretenem Tabak angefüllten Platz hinaus zu gelangen. Die Kosacken ließen Jeden ungestraft hinaus, aber Niemanden hinein treten. So war das halbverwüstete Haus bald leer und still, und bot einen traurigen Anblick dar.

Acht Mann von den Kosacken blieben daselbst zurück, die Uebrigen ritten nach Köln weiter. Die Ersteren, durch einige Bürgerwachen und Polizeibeamte verstärkt, besetzten alle Zugänge zum Viereckplatze und gestatteten nur den Bewohnern der an demselben liegenden Häuser, denselben zu betreten. Des Nachmittags um 3 Uhr rückten 100 Mann des bergischen Landsturmes unter Anführung von zwei Offizieren, in die Stadt ein, welche es übernahmen, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Sie wurden auf dem Rathhause festlich bewirthet und thaten ihre Schuldigkeit. Viel Tabak war in die Hände des Volkes übergegangen, und wohl nie ist in Bonn so stark geraucht worden, als in jenen Tagen. Mancher Junge hat die Kunst des Rauchens, deren Erlernung bekanntlich mit einigen Unbequemlichkeiten verbunden ist, damals rasch und billig, man möchte sagen, „im Sturm“ sich angeeignet.

Der ganze Vorgang am Tabaksmagazin, der den Leuten wie ein Fastnachtsscherz nach langer Trauer erschien, hatte vielen Anklang gefunden. Es war daher natürlich, daß man auch auf das an demselben Platze liegende Douanenmagazin lüstern wurde, welches eine Menge Seiden- und andere Waaren barg und noch ungeplündert war. Das Thor des Tabaksmagazins hatte man rasch wieder hergestellt und verschlossen, auch die Wachen waren eingezogen worden, und somit konnte der Platz wieder frei betreten werden.

Der russische Marsch-Commissar Brügelmann war am 16. Januar mit einer Abtheilung Kosacken eingerückt, um es den

Bonnern klar zu machen, daß mit dem Wechsel des Regiments noch keine Besserung der Lage eingetreten sei. Er requirirte aus dem schon so ausgebeuteten Stadtsäckel 100000 Franken und die Lieferung von 5000 Ellen wollenes Tuch binnen 48 Stunden. Die hartgedrängten Mitglieder des Stadtraths sollen fast geweint haben bei der Erkenntniß, daß sie aus dem Regen in die Traufe gerathen seien. Die Russen verstanden es also ebenso gut wie die Franzosen, den armen Bürgern das Fell über die Ohren zu ziehen! Trostlos saßen die Rathsherren mit dem Russen in dem großen Sitzungssaale des Stadthauses, sprachen wenig und seufzten tief, denn der Russe war unerbittlich. Da brachte ein Bote unerwartet Leben in die Versammlung. Er theilte mit, der ganze nach dem Rheine zu belegene Theil der Stadt befinde sich im offenen Aufruhre, der Pöbel habe das Eingangsthor zum Douanenmagazin eingeschlagen und trage Seidenballen, Waaren aller Art und Möbel fort.

Es war Sonntag Abend 8 Uhr und die Abendandacht in der nahen Minoritenkirche gerade beendet. Zehn Minuten vorher hatte sich schon eine eigenthümliche Bewegung unter den frommen Betern gezeigt. Es wurde überall in der Kirche geflüstert, Vielen fehlte es an Zeit, den Schluß der Andacht abzuwarten, sie steckten hastig die Gebetbücher und Rosenkränze in die Tasche, bekreuzten sich und verschwanden. Die Nachricht, welche man ihnen mitgetheilt hatte, war richtig. Ein heiteres Leben herrschte wieder auf dem Viereckplatze. Das Douanenhaus, welches jetzt die Nr. 5 trägt, war hell erleuchtet, Leute, mit Talgkerzen und Laternen versehen, wanderten unruhig hinter den Fenstern her. Andere kamen schwer bepackt aus dem Hause.

Der Vorgang hatte in aller Ruhe seinen Anfang genommen. Eine Rotte halbwüchsiger Jungen, die vielleicht beim Sturme des Tabaksmagazins gute Geschäfte gemacht hatten, trieb sich gegen 7½ Uhr vor dem Douanenmagazine herum. Zuerst schellten sie so lange und heftig bis der Klingelzug abriß. Dann rüttelten sie mit vereinter Kraft und mit Zuhülfenahme einiger eiserner Werkzeuge so lange an der Thür, bis das Schloß aufsprang und der Zugang frei stand. Diese Arbeit erforderte einige Zeit, so daß sich allmälig eine ziemlich große Menschenmenge ansammelte, die durch die gestörten Kirchengänger schnell bedeutend vermehrt

wurde. Mit jedem Augenblicke wuchs der Lärm, zumal als die Sprengung des Schlosses mit einem allgemeinen lustigen Hurrah begrüßt wurde. Die Zimmerthüren wurden durch Fußtritte leicht zugänglich und nun suchte sich Jeder das Beste aus. Das Forttragen ging jedoch nicht so leicht als man es sich gedacht hatte, denn die Ballen Seide und Tuch, Gewichtsteine, Wagenbalken und Möbel waren schwer, und Dunkelheit herrschte auf den bereits von Menschen angefüllten Treppen. Außerdem klang es wie Generalmarsch draußen von der Straße her, so daß Viele ihren Raub fahren ließen und ihre Person in Sicherheit brachten. Der Kosackenlieutenant Titius hatte seine Leute rasch versammelt und dieselben an der Hauspforte aufgestellt. Ein Polizeidiener forderte alle im Hause Befindlichen auf, sich sofort zu entfernen; einige Widerspänstige wurden verhaftet. Binnen 10 Minuten schienen alle Räume im Hause leer zu sein. Die Wachen durchsuchten sämmtliche Zimmer bis auf den Speicher. Dort fand man ein altes Weib, welches laut jammernd auf den Knien lag und um das Leben bat. Auf die Anfrage was sie da mache, entgegnete sie: „Ich han hier minge Rusenkranz uhßgebett.“ Die Frau machte einen so komischen Eindruck, daß man sie lachend laufen ließ. An demselben Abend wurde noch durch die Straßen ausgerufen, ein Jeder, der sich etwas aus dem Douanenbureau angeeignet habe, solle dasselbe bis zum folgenden Morgen abliefern. Unfehlbar werde dann eine allgemeine Haussuchung vorgenommen und der Besitzer von geraubtem Gute als Dieb bestraft werden. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich so recht die Wirkung der strengen französischen Gewaltherrschaft. Während der Nacht fand eine geheimnißvolle Wanderung nach dem Vierecksplatze Statt, die von keiner Polizeimannschaft gestört wurde. Als am folgenden Tage der Morgen graute, sah man ein spaßhaftes Durcheinander auf dem Platze. Reihen von Gewichtsteinen, Wagenbalken, Ballen Seide und Tuch, unversehrte und zerbrochene Möbel, selbst Besen und dergleichen lagen friedlich neben und übereinander. Es war der größte Theil der Abends zuvor bei der Stürmung des Douanenmagazins gemachten Beute.

Diese Auftritte waren jedoch nicht die einzigen Zeichen des erwachten Volksunwillens, die dadurch einen unerfreulichen Anstrich erhalten, daß eine unberechtigte Bereicherungssucht zu sehr

in den Vordergrund tritt. Andere Vorfälle zeugten von einem gewissen Patriotismus, namentlich von einer Freude, daß endlich die allgemein verhaßte Fremdherrschaft ein Ende erreicht habe. Der Unwille gab sich gegen die zurückgebliebenen Franzosen und die einheimischen Mithelfer derselben in der schroffsten Weise kund. Besonders richtete derselbe sich gegen einen Mann, der zur republikanischen Zeit eine hervorragende Rolle gespielt hatte. Derselbe sollte der allgemeinen Rachesucht geopfert werden. Er hatte, wie erzählt wird, um sich zu sichern, des Morgens ein Todtenkreuz an seine Hausthür gestellt. Am Nachmittage des 14. Januar war er jedoch von einer wüthenden Volksmenge, worunter sich auch einige Landstürmer von der anderen Seite befanden, aufgegriffen worden, diese machten alsbald Anstalten, ihn im Rheine zu ertränken. Das wüste laute Geschrei drang weithin durch die Straßen und brachte die ganze Stadt in Aufregung. Der Unterbanner Bleibtreu kam gerade mit seinem Oberadjutanten de Claer über den Markt und erfuhr die Ursache des Lärms. Es war keine Zeit zu verlieren, um eine Wache herbei zu holen, und so begaben sich die beiden Männer eilig die Wenzelgasse hinunter. Je weiter sie kamen, desto schwerer wurde es ihnen, vorzudringen. Diese Anhäufung der Menschenmasse hinderte aber auch zugleich die Tumultuanten, und so gelang es den zwei Offizieren, an dem Kreuzpunkte der Wenzelgasse und Josefsstraße den Haupttrupp einzuholen. Sie sahen den zerzausten Mann mit Todtenblässe im Antlitze von vier Landstürmern, die mit Lanzen bewaffnet waren, gewaltsam fortschleppen. Bleibtreu, welcher alsbald erkannt wurde, gebot dem Zuge Halt und befahl, den Unglücklichen sofort in Freiheit zu setzen. Seine achtunggebietende Gestalt und die Verehrung, welche er allgemein genoß, ließen das Volk nicht zu einer offenen Auflehnung gegen ihn kommen, aber von allen Seiten nahten sich ihm Leute, welche ihn um die Gnade baten, das Todesurtheil vollstrecken zu dürfen. Die ärgsten Beschuldigungen brachte man gegen das Opfer der Racheluſt vor, unter Anderen behauptete ein Landstürmer, er sei von dem Verhafteten als Refracteur an die Franzosen verrathen worden und nur durch einen Glücksfall vor den Galeeren vorbei gekommen. Bleibtreu jedoch erklärte, wenn der Mann ein Verbrechen begangen habe, so werde er der Strafe nicht entgehen, vorläufig müsse er jedoch darauf bestehen,

ihn sofort frei zu lassen. Zugleich wandte er sich an den Verhafteten und gebot ihm, in ein nahes offenes Haus zu gehen, es werde ihm kein Leid geschehen. Derselbe war jedoch so verwirrt, daß es einer mehrmaligen Aufforderung bedurfte, ehe er die für ihn glückliche Wendung der Dinge begriff und sich rettete. Bleibtreu machte den Landstürmern, welche sich zu solchen gesetzwidrigen Ausschreitungen hatten verleiten lassen, die härtesten Vorwürfe und ließ sich durch ihre flehenden Bitten, ihnen die Schmach nicht anzuthun, nicht abhalten, sie als Arrestanten auf die andere Rheinseite zu senden, wo sie sich als solche melden sollten. Eine Kosackenabtheilung, welche gerade mit Pferden und Kameelen, die sie noch von der Moldauarmee mitgebracht hatten, eingetroffen war, erschien bald darauf und schaffte Ordnung auf den Straßen.

Am anderen Tage entstand wieder ein stürmischer Auftritt vor dem Hause eines Franzosen Namens Meunier. Von ihm ging das Gerücht, er besitze einen vollbesetzten Weinkeller. Meunier war geflüchtet, deshalb gedachte man die Erbschaft anzutreten. Man erbrach den Keller, ehe jedoch das Volk die gute Gelegenheit, sich kostenlos für weitere Heldenthaten zu begeistern, benutzen konnte, erschienen wieder Kosacken und trieben die Menge auseinander.

Der allgemeine Taumel ergriff selbst die Landstürmer, wie folgender Vorfall beweist. Bleibtreu waltete wie ein Schutzgeist überall wo es die Noth erforderte und es ist wirklich seine Geistesgegenwart zu bewundern, womit er den drohendsten Verhältnissen eine gute Wendung zu geben verstand. Er hatte als vorläufiger Stadtkommandant die Verpflichtung, die Ruhe in der Stadt aufrecht zu erhalten, hierbei stand ihm der Kosackenlieutenant Titius getreulich zur Seite. Für das von ihm mitgebrachte Banner des Landsturmes fehlte es jedoch an einem passenden Unterkommen, denn die bisher von den Franzosen benutzte Kaserne in dem früheren Welschenonnenkloster wollte Bleibtreu seinen Leuten nicht überweisen, weil in der letzten Zeit der Typhus stark darin geherrscht hatte. Er führte sie deshalb in den großen Sitzungssaal des Rathhauses, der wohl noch nie als Wachtstube gedient hatte. Die Bilder des Kaisers und seiner Gemahlin und prachtvolle Kronleuchter hingen darin, deshalb mahnte Bleibtreu die Mannschaft noch, sich mit den Lanzen in Acht zu nehmen,

daß nichts zerstoßen und zerstochen werde, worauf er einer Einladung von Titius folgte, um in dessen Quartiere, dem Oppenhof'schen Hause in der Wenzelgasse, das Abendbrod einzunehmen. Kaum hatten sie jedoch Platz genommen, als der Adjutant Walraf mit der Meldung erschien, die Landstürmer seien in eine großartige Prügelei gerathen, so daß bald Alles im Rathhause zertrümmert werden würde, wenn ihnen nicht Einhalt geschähe. Eilig begab sich Bleibtreu zum Rathhause und fand seine Getreuen im lustigen Handgemenge. Seine Worte verhallten unter den aufgeregten Landstürmern, nicht einmal die Ursache des Streites konnte er erfahren. Zum Glücke bemerkte er seinen Trompeter und forderte ihn auf, Ruhe zu schaffen. Dieser war ein geriebener Kerl, der als Faxenmacher gewöhnlich die Kirmessen besuchte und unter dem Namen „Pferdchesmann“ allgemein bekannt war. „Lassen Sie mich nur machen, Herr Unterbanner,“ sagte der Künstler, „ich will sie schon zur Ruhe bringen“. Er stieg auf einen Tisch und entlockte seiner Trompete, indem er während des Blasens dieselbe rasch von unten nach oben bewegte, einige Töne, wie man sie vor den Schaubuden häufig zu hören pflegt. Als diese scherzhaften Klänge die allgemeine Aufmerksamkeit erregten und man zu ihm hinschaute, warf er seine polnische Pudelmütze bis an die Decke des Saales und fing sie wieder auf. Dann ließ er einen Wortschwall los, der aus Polnisch, Französisch und allen möglichen und unmöglichen Sprachen zusammengesetzt war und welchen weder die Landstürmer noch wahrscheinlich er selbst verstand. Aus jeder der beiden Hosentaschen holte er ein Taschentuch heraus, von denen eines weiß, das andere roth war. An der Spitze wurde ein Knoten geschürzt, in welchen er den Zeigefinger steckte, den Mittelfinger hielt er wagerecht, das Tuch fiel als faltiger Talar über die Hand hinunter. So hatte er zwei Figuren, mit denen er sofort ein lustiges Schattenspiel an der Wand hervorzauberte und solche heitere Scenen vorzubringen verstand, daß aller Streit vergessen war. Das munterste Lachen erscholl unaufhörlich durch den Saal und der angeborene rheinische Humor war zur vollen Geltung gekommen. Bleibtreu schaute selbst lachend diesem Schauspiele zu und ließ der tollen Laune unter ernsten Verhältnissen eine Zeitlang freien Lauf, dann aber gebot er Ruhe und hielt eine eindringliche Rede

an seine umgewandelten Leute, welche versprachen, die Ordnung nicht mehr zu trüben, was auch geschah.

Die Thorwachen wurden verdoppelt und Patrouillen durch die Straßen gesandt, um den überall eingerissenen Unordnungen ein Ziel zu setzen. Es war aber auch die größte Noth vorhanden, denn Alles schien aus Rand und Band zu gehen. Selbst im Zuchthause hatten die Gefangenen Anstalten getroffen, auszubrechen. Sie erklärten sämmtlich, nur wegen Douanenvergehen eingesperrt zu sein und verlangten freigelassen zu werden. Mit Mühe gelang es, sie zu bemeistern. Es befanden sich unter ihnen Verbrecher jeder Art, und es wäre das größte Unglück für die Stadt gewesen, wenn sie in die Straßen gedrungen wären und ihre Plünderungsgelüste, worüber sie sich schon offen aussprachen, zur Geltung gebracht hätten.[1]

Umschwung zum Deutschthum.

Es ist eine erfreuliche Sache, den Uebergang von französischen in deutsche Verhältnisse in den Zeitungsblättern zu verfolgen. Den Leser beschleicht ein ähnliches Gefühl wie einen Reisenden, welcher nach längerer Wanderung in fremden Landen wieder die Grenzpfähle seines Vaterlandes erblickt. In der mir vorliegenden Sammlung des Bonner Wochenblattes, auch feuille d'affiches genannt, bildet die Ausgabe von Sonntag den 2. Januar die letzte Nummer, sie enthält links den französischen und rechts den deutschen Text. In diesem Blatte wird noch bekannt gemacht, daß Kohorten von Grenadieren und Füselieren der Nationalgarden errichtet werden sollen. Die Antwort darauf gibt das nächste Blatt. Es ist eine Bekanntmachung des alten ehrenwerthen Feldmarschalls von Blücher auf grünlichem Papier, ausgefertigt im Hauptquartier zu Lauterecken am 7. Januar 1814. Der Held fordert die Bewohner des linken Rheinufers auf, für die Aufrechterhaltung der Ordnung Sorge zu tragen und beauftragt die Civilbehörden, sich nöthigen Falles von den ihnen zunächst stehenden russischen und preußischen Truppen der unter seinem Oberbefehle stehenden schlesischen Armee „militärische Assistenz zu erbitten, welche die kommandirenden Offiziere zu leisten angewiesen seien". Dieses Blatt bildet die einzig ausgefallene

Nr. 106 des Bonner Wochenblattes; vom 2. bis 22. Januar war somit keine Nummer erschienen, denn die von dem letztgenannten Tage führt die Zahl 107. Kein französisches Wort wird den Lesern mehr geboten. Der russische kaiserliche General-Major Yusefowitsch macht darin zur Einleitung bekannt, daß dem kaiserl. russischen Marschkommissar Brügelmann die Verwaltung des Bezirks Bonn übertragen worden sei. Der Maire Belderbusch fügt eine Mahnung zur Ordnung hinzu und sagt: „Erinnert Euch, daß die Euch wiedergegebene gesetzliche Freiheit ohne Gehorsam gegen die Obrigkeit nicht bestehen kann. Auch dadurch beweist Ihr Liebe und Anhänglichkeit zur gerechten Sache."

Dies lautete ganz anders, als wenn er kurz vorher den erhabenen Vater des Vaterlandes, Kaiser Napoleon, fast in den Himmel erhob. Es mag schwer zu ergründen sein, wie weit seine eigene Stimmung oder die Macht der Verhältnisse hierbei in die Wagschale gefallen sind. In der nächsten Bekanntmachung verdeutscht er seinen Amtstitel „Maire" schon in „Mayer der Stadt Bonn". Die Abfahrt der täglichen Postwagen nach Köln wird angezeigt, der Platz kostete 24 Stüber, die Centimen wurden nicht mehr gern genommen. Leute bieten ihren Weinzapf an, andere empfehlen ihre Wirthshäuser, den zurückgebliebenen Franzosen wird Sicherheit der Person versprochen, sie sollen sich aber melden bei der Behörde. Sogar ein Maskenball, wobei das Tanzen frei war, konnte abgehalten werden. Privatlehrer wollen Unterricht ertheilen in der deutschen Rechtschreibekunst, im Rechnen und sogar in der Musik, die lange Zeit brach gelegen hatte. Kurzum, Alles macht den Eindruck, als wenn die Verhältnisse wieder in ihr altes Geleise gekommen wären. Der gute Oberlehrer Kneisel veröffentlicht auf den 15. Januar, „den Tag der Freiheit", ein selbstverfertigtes Gedicht, welches beginnt:

O schöner Tag, den jeder Bönner
Aus vollem Herzen selig preist,
Und der die spottenden Verkenner
Des deutschen Ruhmes schweigen heißt u. s. w.

Ein junges Mädchen redet die deutschen Jünglinge an:

Jüngling, willst du meine Hand?
Nun so kämpf' für's Vaterland!
Nur dem freien Heldenblut
Ist das deutsche Mädchen gut u. s. w.

Aber man lästerte auch den todten Löwen, Napoleon war jetzt ein Coujon. Was vor vier Monaten noch als erhaben galt, das wurde nun verhöhnt und verspottet. Aus allen diesen Zeichen der Liebe und des Hasses leuchtet aber ein Grundzug hervor und dieser heimelt Jeden an, der ein deutsches Herz hat. Jahre lange Knechtschaft hatte die Keime nicht zu ersticken vermocht, welche durch die Muttermilch genährt waren, der Glanz, welchen das Kaiserreich zu entfalten verstand, konnte nur zeitweilig die Augen blenden, jetzt fielen die Schuppen, und der Blick war klar und frisch. Das war der Rückkehr in das Vaterhaus gleich, und wie anders gestalteten sich die Verhältnisse als vor 20 Jahren, wo die Sanskulottes mit ihrem Lumpenthum die Freiheit zu bringen sich anmaßten. Diese Freiheit hatte man bis zur Neige genossen und gefunden, daß ein Fremder schwerlich die Freiheit bringt, sie muß auf heimischem Boden sich selbst entwickeln.

Aber was sollte nun aus dem Rheinlande werden? Es wäre eine Unwahrheit, wenn man sagen wollte, daß man sich nach einer Verschmelzung mit Preußen gesehnt hätte. Einer der angesehensten Banquiers am Rheine, der später zuerst die Nachricht erhalten hatte, daß Preußen das Rheinland übernommen habe, äußerte sich einem Bekannten gegenüber: „Wir treten eine armselige Erbschaft an.“ Und doch wie unrecht beurtheilte er die Lage. Man konnte sich eben von der kleinlichen Erinnerung an die Zwitterherrschaft der hundert Fürsten nicht lossagen und hoffte nun auf die Wiederkehr des Kurthums. Wenige begriffen, daß die französische Revolution ein Gutes bewirkt hatte, und dies bestand darin, daß die Welt auf den Fortschritt angewiesen war und die alten Verhältnisse nimmer wiederkehren konnten. Die Preußen waren wegen ihrer Strammheit gefürchtet, die leichtlebigen Rheinländer glaubten sich nicht in derselben zurechtfinden zu können. Man verstand und versteht auch jetzt theilweise die Sinnesart der nordischen Deutschen nicht, die im Bewußtsein, daß sie Gutes bringen wollen, es verschmähen, ihm einen feinen Mantel umzuhängen und die Herzen durch Aeußerlichkeiten heranzuziehen. In neuester Zeit haben wir eine ähnliche Beobachtung in dem wieder gewonnenen Elsaß machen können, wo weniger auf die Herzen als auf die Vernunft der Einwohner Bedacht genommen worden ist, und dennoch haben

die Deutschen in den letzten 50 Jahren viel in Bezug auf den Grundsatz „zu leben und leben zu lassen" gelernt. Die Umwandelung oder Rückkehr der Gemüther wird sich Dank der bewiesenen, aber erst allmälig zu Tage getretenen Nachgiebigkeit in den neu erworbenen Provinzen des deutschen Reiches, welches bereits eine Probeschule in Schleswig-Holstein durchgemacht hatte, rascher vollziehen, als es in den Rheinlanden der Fall gewesen ist. Hier traten noch konfessionelle Bedenken hinzu, um ein günstiges rasches Ergebniß zu erschweren. Der Stamm der Bevölkerung am Rheine ist katholisch, in den Preußen sah man Leute, welche als Evangelische suchen würden, der Freiheit der römisch-katholischen Religion entgegen zu wirken. Dann trat noch ein kitzlicher Punkt in Bezug auf die Steuern und die allgemeine Wehrpflicht hinzu, welcher die Einwohner unangenehm berührte. Abgaben, welche unter der Form von Zehnten u. dgl. zum großen Theile der Kirche anheimfallen, haben durch eine Jahrhunderte lange Berechtigung in katholischen Ländern eben durch ihre kirchlichen Beziehungen stets viel an ihrer Herbheit verloren. Das Volk sieht in denselben gewissermaßen eine Abrechnung jedes Einzelnen mit dem Himmel, deren Früchte er dereinst wieder ernten wird. Dem Staate mochte man nicht das Recht zugestehen, in die Erbschaft einzutreten, und dies um so weniger, wenn die gleichen Summen unter anderem Namen gefordert wurden. Die Abschaffung der Zehnten unter französischer Herrschaft war Allen willkommen und Niemand wünschte die Rückkehr dieser Steuern. Was die Franzosen an derer Stelle in erhöhtem Maße zusammentrieben, das geschah unter der Wucht des Krieges, und seufzend fügte man sich der Nothwendigkeit. Jetzt verlangte man nach Vertreibung der Franzosen womöglich ohne Steuern zu leben.

Man sah sich daher sehr enttäuscht, als man bemerkte, daß die Russen und Preußen durch den Kriegszustand sich veranlaßt sahen, gerade wie die Franzosen, große Requisitionen zu machen, die bisherigen Steuern in gleicher Höhe mit Ausnahme einiger wenigen allzu drückenden Abgaben fort zu erheben und das Volk unter dem alten Drucke zu lassen. Dies versöhnte schlecht. Dennoch ist es erfreulich zu sehen, daß der Keim eines gewissen deutschen Patriotismus mächtig zu Tage trat. Als zum Eintritt in ein Freiwilligenkorps die Aufforderung erlassen wurde, da

meldeten sich in Bonn 36 junge Leute, welche unter dem Jubel der Bevölkerung abmarschirten. Der General-Gouverneur Justus Gruner fühlte sich deshalb veranlaßt, in einer Bekanntmachung aus Koblenz vom 15. März sich lobend in folgender Weise auszusprechen: „Die Städte Koblenz, Bonn und Ahrweiler haben sich vorzüglich ausgezeichnet. In ersterer ist es der kräftige Sinn der Jugend, in letzteren beiden die Einwirkung würdiger Vorsteher und allgemeine Theilnahme der biederen Gemeinden, welche die Zahl der freien Vaterlandsvertheidiger vermehrt haben.“ Als die Nachricht von der Einnahme von Paris in Bonn bekannt wurde, lohte die Begeisterung in hellen Flammen auf. Der Stadtkommandant de Claer sprach sich darüber öffentlich aus, daß seit den kurfürstlichen Zeiten kein Fest mit so allgemeiner Herzenstheilnahme gefeiert worden sei. Ueber den Abmarsch der Freiwilligen wird wörtlich berichtet: „Auf dem Stadthause, unter den Augen der Stadt-Obrigkeit, war die Versammlung dieser muthigen, kräftigen Jugend; und nach dort eingenommener Erfrischung zogen die ehrenvollen Jünglinge unter dem Schalle einer kriegerischen Musik mit dreimaligem Rufe: Es lebe hoch das deutsche Vaterland! begleitet von der Stadtbehörde und unter rauschendem Beifalle der frohen Menge zum Thore hinaus nach Koblenz, ihrer Bestimmung entgegen, der sie gewiß Ehre machen werden. Abends war die Stadt prachtvoll erleuchtet. Der Jubel war ungemein. Es kam aus dem Herzen!“

Dieser nichtamtliche Bericht macht den erfreulichen Eindruck, daß er fern von aller Schönfärberei nur unter dem Gewichte der Thatsachen entstanden ist. Mehrere amtliche Bekanntmachungen der obersten Civil- und Militärbehörden, worin die echte deutsche und patriotische Gesinnung der Einwohner Bonns in der rühmendsten Weise anerkannt wird, könnte ich zum ferneren Beweise hier anreihen, um festzustellen, daß die Bürgerschaft froh fühlte, daß der schwere Reif um ihre Brust gesprengt war und sie frisch und frei, voll Hoffnung dem neuen deutschen Leben entgegen ging. Ich halte es für meine Pflicht den mancherlei Verdächtigungen des rheinischen Patriotismus gegenüber dies meiner gewonnenen Ueberzeugung nach offen auszusprechen. Freilich kamen in der ersten Zeit einige pöbelhafte Verunglimpfungen von preußischen Beamten und Soldaten vor, doch gegen die neu eingerichtete

eigene Bürgerwache traten solche Zeichen des Unfugs ebenfalls zu Tage, und hierbei handelte es sich nur darum, daß Leute die Uebergangszeit benutzen wollten, den Rohheiten ihres durch den Krieg verwilderten Gemüths Luft zu machen.

XXV.

Schluß.

Zur Vervollständigung der Geschichte Bonns während der französischen Herrschaft erscheint es unerläßlich einen kurzen Ueberblick der Ereignisse zu liefern, welche sich nach dem Abzuge der hoffentlich nimmer wiederkehrenden Feinde zugetragen haben. Vorläufig gab es keinen Herrn im Lande, die verbündeten Sieger ordneten nur im Interesse der Ordnung die Verwaltung, das Weitere blieb der diplomatischen Auseinandersetzung vorbehalten. Brügelmann war der nächste Herr und verstand es als solcher in recht russischer Weise aufzutreten. Der französische Domainen-Empfänger Walter hatte es vorgezogen sich mit auf die Flucht zu begeben, an seine Stelle wurde Theodor Josef Rettekoven gesetzt. Die Empfangnahme der 100000 Frank. Abgaben erhielt Notar Windeck. Alle Steuern sollten vorläufig forterhoben werden bis, wie der Stellvertreter des General-Gouverneurs Sack aus Köln anzeigte, eine Aenderung mit vollem Rechte eintreten könne. Der General-Gouverneur des Mittelrheins war Justus Gruner und als Kommissar ihm zugesellt E. Vinke, welcher sich um Preußen sehr verdient gemacht hat. Zum Stadtempfänger wurde Peter Dernen ernannt, Belderbusch blieb in seiner Stelle und unterschrieb sich bald darauf als Oberburgemeister der Stadt. Seine Verdienste um das Wohl der Letzteren fanden auch bei der preußischen Regierung gebührende Anerkennung. Als Intendant des Rhein- und Mosel-Departements, welche Stelle in kriegerischer Zeit von großer Bedeutung ist, wurde der Kriegsrath Fransdorf eingestellt. Seine erste Verfügung bestand darin, daß er den Tabakshandel wieder frei gab und die Bier- und Brantweinfabrikation gegen Erlegung einer geringen Abgabe gestattete.

De Claer, Adjutant des freiwilligen Banners vom Siebengebirge, trat als Stadtkommandant ein, nachdem Bleibtreu als Oberbanner des Landsturms einige Tage diesen verantwortlichen Posten versehen hatte. Seine Stellung ist jedoch nicht recht klar, da zu viele militärische Gewalten Ansprüche auf Macht erhoben. Die Thätigkeit de Claers scheint sich auf die Führung der neu errichteten Bürgerwache und Handhabung der Ordnung beschränkt zu haben. Das Gericht blieb im Gange. Schlimm sah es jedoch mit dem höheren Unterrichte aus. Die französischen Lehrer des Lyceums mit ihrem Direktor waren geflüchtet und hatten das flüssige Geld mitgenommen.

Es dauerte fast ein halbes Jahr, bis für die Wiederbeschäftigung der hier zurückgebliebenen deutschen Lehrer desselben etwas geschah. In einer Verfügung vom 1/13. Juni beklagt es Justus Gruner, daß ein Theil der französischen Lehrer, „welche wohl eher die Lehranstalt für sich, als sich für die Lehranstalt geschaffen glaubten", mit den Zöglingen geflohen sei. Um den Zurückgebliebenen einen Beweis der Zufriedenheit, als auch um der Lehranstalt in Bonn provisorisch Leben und Gang zu geben, setzte er fest:

„1) das ehemalige Lyceum zu Bonn ist in ein Schulkolleg verwandelt, 2) das Personal bilden folgende Lehrer: Gall Direktor und Professor, Werner, Ließem, Kanne, Pranghe, Klein, Mockel Professoren, Hahn Religionslehrer, Spitz Verwalter, Weinreiß Zeichenlehrer, außerdem zwei Präceptoren und Vorbereitungslehrer, Heller Pförtner, Ronn Schuldiener. Das Schulgeld betrug monatlich 40 Stüber."

Brügelmann trat mit äußerster Schärfe auf. Als der Stadtrath ihm erklärte, es sei unmöglich die von ihm geforderte hohe Requisition sofort zu beschaffen, drohte er angesehene Bürger als Geiseln einzuziehen und bezeichnete als solche Bitter, Mehlem, Baruch, Cahn und Andere. Man bot Alles auf, um diesem Gewaltsverfahren zu entgehen und es glückte auch an demselben Tage, den 17. Januar, 74996 Frank. zu beschaffen, für fernere 25000 Frank. trat Belderbusch in uneigennütziger Weise durch einen von ihm versicherten Wechsel ein. Brügelmann leerte alle öffentlichen Kassen. Wie er, requirirten auch alle durchziehende russische und preußische Truppen, selbst der bergische Landsturm machte seine Bedürfnisse

geltend, auch Fransdorf forderte so viel Tuch, Schuhe, Strümpfe und Tornister, daß der Stadtrath sich nicht mehr zu helfen wußte und beschloß eine Deputation bestehend aus den Herren Frowein, Olligschläger, Lamberz, Weerth, Quoadt und Trimborn nach Koblenz zu senden, um die traurige Lage der Stadt vorzustellen und um gelinderes Verfahren zu bitten. Zu derselben Zeit sandte man ein gleiches Gesuch mittelst Estafette dorthin ab, welches auch guten Erfolg hatte. Die Beamten wurden am 19. Januar auf dem Rathhause dahin vereidigt, daß sie nichts unternehmen wollten, was den Verbündeten schädlich sei. Fransdorf entfernte Nettekoven aus seiner Stelle und übertrug dieselbe an de Claer. Die großen Requisitionen wurden zurückgenommen und die 100 000 Frank. Steuern mißbilligt, man versprach sogar die gezahlten Beträge wieder zu erstatten.

Den zurückgebliebenen Franzosen wurde befohlen zum Zeichen ihrer friedlichen Gesinnung eine weiße Kokarde zu tragen, die Beaufsichtigung der Fremden war sehr strenge. Als ein eigenthümliches Zeichen der Zeit mag es gelten, daß man eine Strafe von 6 Paar Schuhen darauf setzte, wenn Jemand einen solchen, der keinen Paß besaß, aufnahm oder die sofortige Meldung unterließ. Da nicht erwartet werden konnte, daß die Requisitionen vollständig aufhören würden, so ernannte der Stadtrath einen Ausschuß von 7 Männern, welche deren Regelung in die Hand nehmen sollten. Es waren Angelbis als Rendant, Koch, Lamberz, Lejeune, Schunck, Trimborn und Quoadt.

Am 29. Januar traf der Oberst Feldhauptmann des Bergischen Landsturms von Hallberg in Bonn ein und machte für Justus Gruner Quartier bei Kley, welcher am folgenden Tage auch eintraf und feierlich empfangen wurde. Gruner hielt auf dem Rathhause eine lange Rede an die versammelten Beamten und gab die besten Versicherungen für die Zukunft der Stadt. Darauf begab er sich in einem Galawagen zum Belderbuscher Hofe, wo zu 22 Gedecken gespeist wurde. Ihm zur Seite befand sich Vinke, mit dem er sich stets sehr angelegentlich unterhielt. Abends war vielbesuchter Ball und Beleuchtung der Stadt, wo Gruner nochmals eine glänzende Rede hielt. Der Titel Unterpräfekt wurde am 2. März in die Benennung Kreisdirektor verwandelt und als solcher bald darauf Rehfueß eingestellt. Vier

Wochen später erfolgte die Errichtung der Landwehr. Dieselbe muß man sich jedoch nicht nach unserer jetzigen Auffassung vorstellen, denn sie bestand aus waffenfähigen Mannschaften von 16 bis 60 Jahren und sollte als eigentliche Landeswehr dienen.

Große Beunruhigung herrschte damals wegen der Anerkennung der in der letzten Zeit der französischen Herrschaft, meist zu Spottpreisen, erstandenen Gemeindegüter. Ein ehemaliger Forstinspektor Tamissier hatte das Gerücht verbreitet, daß diese Ankäufe sämmtlich für ungültig erkärt werden würden. Just. Gruner trat dieser Befürchtung in einer Verfügung vom 22. März scharf entgegen da er diese Sache für um so wichtiger hielt, weil sie eine Entfremdung der deutschen Gesinnung zur Folge haben müßte. Er verbannte den Urheber des Gerüchts in eine Gegend, die wenigstens 20 Meilen vom Rheine entfernt liege. Die Kronprinzen von Würtemberg und Schweden, das ganze sächsische Armeekorps und viele preußische Truppen zogen durch die Stadt. Die Einsetzung Ludwigs XVIII. auf den Thron von Frankreich wurde am 11. und 12. April sehr festlich begangen. Ein feierlicher Zug durch die Straßen nach der Münsterkirche, an dessen Spitze der neu ernannte Kreisdirektor Rehfueß ging, wurde veranstaltet. Abends fand große Beleuchtung Statt. Die hier gerade anwesenden preußischen Ulanen bewirthete man an offener Tafel auf dem Viereckplatze. Glockengeläute und Artillerie-Salven verherrlichten das Fest, auf den Straßen hörte man überall das Abfeuern von Pistolen, was um so mehr auffiel, als alle Waffen hatten abgeliefert werden müssen. Man schob diese Unsitte auf die Truppen. Auch die Befreiung des Papstes wurde am 1. Mai festlich begangen. An allen diesen Festlichkeiten betheiligte sich das Volk aus freien Stücken, selbst die feierliche Einführung des Kreisdirektors Rehfueß in seine Stelle am 12. Mai fand Anklang in der Einwohnerschaft, Boosfeld wurde zum Tribunals-Präsidenten ernannt. Am 2. Juni fand die erste Musterung preußischer Truppen auf der Poppelsdorfer Allee Statt, es waren Ulanen, welche am folgenden Tage weiter zogen.

Die Tage vom 6. bis 8. Juli brachten viel Leben in die Stadt, denn der Kaiser Alexander, der Kronprinz von Würtemberg und der Herzog von Oldenburg waren hier anwesend. Die hohen Herren fanden sich über die herzliche Aufnahme so befrie-

digt, daß sie sogar, was damals noch eine Seltenheit war, der Bürgerschaft ihren Dank aussprechen ließen.

Nach einer am 15. Juli aufgestellten Berechnung hatte die Stadt Bonn vom 1. Januar 1814 ab beherbergt 33 Generale, 2609 Offiziere, 32,700 Soldaten und 8528 Pferde. Die Kosten dafür beliefen sich auf 77,196 Franken, welche Summe bis zum 1. Oktober auf 304,000 Franken anwuchs. Am 18. Oktober veranstaltete man zum Jahrestage der Leipziger Schlacht ein großes Fest. In der Münsterkirche wurde das Te Deum gesungen, der General Pirch hielt auf der Poppelsdorfer Allee eine Parade der hier liegenden ostpreußischen Jäger ab. Hundert Kanonenschüsse wurden gelöst, und Abends zündete man auf dem Kreuzberge und vielen Höhen des Vor- und Siebengebirges Freudenfeuer an. An demselben Tage fand auf dem Drachenfels auch die feierliche Einweihung des Denkmals für Boltenstern und Genger Statt. In der Stadt war allgemeine Beleuchtung und Nachtsball.

Die Anwesenheit der Truppen gab häufig Gelegenheit zu Festlichkeiten, ihre Musikkorps veranstalteten viel besuchte Konzerte. Es herrschte ein besseres und anderes Leben in der Stadt, als früher nach dem Einmarsche der Franzosen.

So begann das Jahr 1815, in welchem die Rheinprovinz und Bonn in Folge des Wiener Kongresses endgültig an Preußen überging, unter dessen Scepter unsere Stadt eine Blüthezeit erreichte, wie wenige andere Städte des Rheinlandes. Am 15. Mai wurde das Huldigungsfest unter großer Betheiligung begangen und wenn auch damals Manche von dieser Wendung der Dinge nicht ganz erbaut waren, so unterliegt es doch jetzt bei Niemand einem Zweifel, daß dieser Tag der wichtigste und segensreichste in der Geschichte der Stadt Bonn gewesen ist. Handel und Gewerbe gingen einer besseren Zeit entgegen, die Universität, das Oberbergamt, ein Gericht, eine Garnison wurden nach Bonn verlegt und brachten neues Leben. Das Schulwesen gedieh zu üppiger Entfaltung, das hohe königliche Haus wandte der Stadt stets seine Gunst zu. Seine kaiserliche Hoheit der Kronprinz hat hier seine Studienzeit abgemacht und zur Zeit weilt zu demselben Zwecke sein hoher Sohn in unseren Mauern und genießt allgemeine Verehrung. So möge unsere Stadt weiter blühen!

Zum Schlusse mögen hier noch einige Angaben folgen,

welche nach einer im Jahre 1815 aufgestellten Aufnahme über die Verhältnisse der Stadt Aufschluß geben. Die Bevölkerung belief sich auf:

2433	Knaben und Junggesellen,
2936	Mädchen und Jungfrauen,
1617	verheirathete Männer,
1619	„ Frauen,
163	Wittmänner,
446	Wittfrauen,
97	abwesende Söhne im Kriegsdienste und sonst,
9311	Einwohner der Stadt,
217	„ von Dransdorf,
518	„ „ Graw-Rheindorf
im Ganzen 10,046	Einwohner,

sie hatten also gegen 1813, wo dieselben 10,764 betrugen, bedeutend abgenommen, was auf den vorläufigen Wegfall der Garnison und vieler französischen Beamten hauptsächlich zurückzuführen sein dürfte.

Die Geburtsregister wiesen nach:

	1813	1814
Eheliche Knaben	161	150
„ Mädchen	155	144
Uneheliche Knaben	15	11
„ Mädchen	5	9
Todtgeborene Kinder . . .	3	4
Ehen fanden Statt	95	71.

Es starben:

	1813	1814
Knaben und Junggesellen	112	101
Mädchen und Jungfrauen	102	107
Verheirathete Männer . .	47	69
„ Frauen . . .	37	50
Wittwer	15	22
Wittwen	22	41

Unter den Gestorbenen befanden sich 1813: 11 Personen von 80—90 Jahren, im Jahre 1814: 26 Leute von 80—90 Jahren und einer im Alter von 102 Jahren.

Der Bonner Bann umfaßte:

Ackerland	1076	Hektaren oder	3405	Morgen
Gärten und Weinberge	128	" "	397	"
Büsche	21	" "	66	"
Wiesen	52	" "	161	"
Landstraßen	8	" "	25	"
Gemeindewege	18	" "	57	"
im Ganzen	1303	Hektaren oder	4111	Morgen.

Auf eine Hektare (ungefähr $3^1/_4$ Morgen) guten Mittelboden rechnete man nach der damaligen Aufstellung in einem guten Jahre 23 Hektoliter Korn, $18^1/_2$ Waizen, 28 Gerste, 28 Hafer.

Der Bonner Bann lieferte folgenden Ertrag:

	1810	1811	1812	1813	1814
Waizen	900	750	1174	1764	1535
Korn	4500	4250	3807	4770	1350
Gerste	450	460	1809	1792	1410
Hafer	1050	1350	1782	3528	3540
Hülsenfrüchte	675	545	327	94	90
Oelsamen	—	—	882	92	60

Die Geldverhältnisse der Stadt Bonn besserten sich auch in erfreulicher Weise, wie es der Rechnungsabschluß für das Jahr 1815 beweist. Nach demselben ergaben

die Einnahmen die Summe von	56867,85 Fr.
die Ausgaben dagegen betrugen	45316,89 "
Es blieb also ein baarer Ueberschuß am Jahresende von	11550,96 Fr.

Berichtigungen.

Seite 118. Zeile 17 von oben lese: 22. Dezbr. anstatt 21. Dezbr.
" 122 " 34 " " " Messidor " Prairial.
" 149 " 19 " " " geleisteten " gelieferten.
" 192 " 7 " " " Sieben Tage anstatt Zehn Tage.

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.

